Kurt v. Zydowitz

Glaubensumbruch ein Verhängnis

700 Jahre germanisch-deutsche Geschichte

Teil II

10. bis 13. Jahrhundert

Verlag „Mein Standpunkt", 2910 Westerstede 1

Kurt v. Zydowitz

Glaubensumbruch ein Verhängnis

700 Jahre germanisch-deutsche Geschichte

Teil II

10. bis 13. Jahrhundert

1976

ISBN-3-921410-08-8

Copyright: Verlag „Mein Standpunkt", 2910 Westerstede 1

Druck: Friesendruck, Zetel

Vorwort

700 Jahre! — Diese Zahl ist nicht willkürlich gewählt. 700 Jahre, das ist die Zeitspanne, die das Christentum brauchte, um vom Rhein bis zur Memel vorzudringen, eine lange Zeit, die den Menschen in diesem Raum ungeheure Veränderungen brachte. Die gleichen 700 Jahre umschließen auch Aufstieg, Glanz und Fall des mittelalterlichen römisch-deutschen Kaiserreichs und seinen unaufhörlichen, erbitterten Kampf gegen die Machtansprüche des Papsttums, bis dieses am Ende mit Hilfe des Glaubens siegte.

Die Geschichte dieser Jahrhunderte ist in zahlreichen Werken niedergelegt und wird laufend weiter bearbeitet und überarbeitet. Es ist nämlich nicht so, daß Geschichte feststeht oder wie heutzutage im Westen mit gewissem spöttischen Unterton behauptet wird, daß nur im Osten die Geschichte immer wieder umgeschrieben wird. Dasselbe ist zu unseren Zeiten auch im Westen geschehen und geschieht weiterhin. Nicht nur neue Erkenntnisse sind es, die dazu veranlassen. Die vor und hinter den Kulissen herrschenden Kräfte üben hier wie dort einen merkbaren Einfluß aus. — Es ist eben eine eigene Sache um Geschichte und um geschichtliche Wahrheit.

Geschichtsschreibung braucht Quellen. Für diese Jahrhunderte sind es Schriftstücke aller Art aus dem Mittelalter, besonders Chroniken, in lateinischer Sprache von Priestern der römischen Kirche geschrieben. Selbstverständlich sahen sie alles von ihrem — christlichen — Standpunkt. Ihnen galten die Menschen zwischen Rhein und Memel, so lange sie Heiden waren, als Lebewesen niederer Ordnung, die im Auftrage ihres Gottes zum christlichen Glauben zu bringen waren. Bei Widersetzlichkeit waren ihrer Überzeugung nach Zwangsmittel nicht nur erlaubt, sondern sittlich gerechtfertigt. Aus dieser Einstellung heraus berichteten sie auch über die Kriegszüge, mit denen der christliche Staat — erst das Frankenreich, dann das römisch-deutsche Reich — das Christentum vom Rhein bis zur Memel vortrug. Im Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum standen die schreibenden Priester vielfach auf der Seite Roms. — Eine Geschichte der Deutschen und für Deutsche w o l l t e n sie alle nicht schreiben und k o n n t e n sie bei ihrer fremden, ja feindlichen Sicht auch nicht schreiben.

Inzwischen sind Jahrhunderte vergangen. Die Geschichtsforschung hat neues Wissen gesammelt. Heute steht fest, daß die mittelalterlichen Quellen nicht nur einseitig gefärbt sind, sondern daß auch ihr Wert, was die gemeldeten Tatsachen betrifft, fragwürdig ist. Viele Quellen sind zum Teil oder ganz gefälscht, andere umstritten.

Überdies ergibt sich aus Schriften anderer Herkunft und aus der Spatenforschung ein neues Bild über die Menschen unseres Raumes aus vorchristlicher Zeit, über ihre Lebensweise, ihre Lebensauffassung und über ihre

Geſchichte. Damit erhält auch ihr Abwehrkampf gegen das Chriſtentum ein anderes Ausſehen.

In den deutſchen Geſchichtsbüchern unſerer Tage findet dieſes Wiſſen immer noch keinen Niederſchlag. Sie übernehmen einfach die Wertung aus den mittelalterlichen Schriften, nach denen die Verchriſtung ein Segen für die Heiden geweſen ſein ſoll. Soweit ſie nicht ganz daran vorbeigehen können, daß das Chriſtentum ſich vom Rhein bis zur Memel nur mit Waffengewalt durchſetzen konnte, ſtellen deutſche Geſchichtsbücher das noch heute als notwendig für das Erreichen einer „höheren Kulturſtufe" dar. Und auch das Urteil über das Ringen zwiſchen Reich und Kirche iſt weiter chriſtlich beſtimmt.

Bei dieſen Geſchichtsſchreibern oder ihren Auftraggebern liegt offenbar die gleiche Grundeinſtellung vor wie bei denen des Mittelalters. Das Ergebnis muß ſomit ebenfalls das gleiche ſein: **Eine deutſche Geſchichte kann ſo nicht entſtehen.**

In den Geſchichtsbüchern fehlt außerdem noch etwas Weſentliches: Obwohl wiſſenſchaftliche Unterlagen darüber vorliegen, welche tiefgehenden ſeeliſchen Auswirkungen der erzwungene Glaubenswechſel bei Menſchen unſerer Art haben mußte, vermeiden ſie Ausſagen dazu. Schließlich ſtammte der neue Glaube, bildlich und wörtlich genommen, aus einer anderen Welt. Für die Bewohner des Raumes zwiſchen Rhein und Memel brachte er eine Umwertung aller Werte, eine Zerſtörung aller Grundlagen, auf denen ihr Leben als Einzelweſen und in der Gemeinſchaft bisher beruht hatte.

Die Geſchichtsſchreibung mag ihr Verſäumnis damit zu begründen ſuchen, daß es nicht ihre Aufgabe ſei, ſeeliſche Entwicklungen und ihre Folgen zu ſchildern; ſie habe einen möglichſt lückenloſen Ablauf der äußeren Ereigniſſe zu bringen. Das iſt aber nur der Rahmen — und eine meiſt unerfreuliche Gedächtnisübung und -belaſtung. Dabei beſteht die Gefahr, daß unter dem Wuſt von Einzelheiten und Jahreszahlen das Weſentliche untergeht. Weſentlich ſind nämlich die Kräfte, die das geſchichtliche Geſchehen hervorrufen und tragen. Hierüber Aufſchluß zu geben, iſt der wahre Auftrag der Geſchichtsforſchung. Unterläßt ſie das, hat ſie ihre Aufgabe nicht erfüllt.

Deutſche Geſchichtsſchreibung darf weder politiſch noch — und erſt recht nicht — ſeeliſch an volksfremde Mächte gebunden ſein. Ihr Standpunkt hat allein deutſch zu ſein. Das heißt, er gehört in den Raum, in dem ſich das Geſchehen abgeſpielt hat, und zu den Menſchen, die davon betroffen waren. So wollen wir die Geſchichte dieſer ſieben Jahrhunderte ſehen und bewerten. — Die zeitliche Unterteilung richtet ſich dabei, wie auch

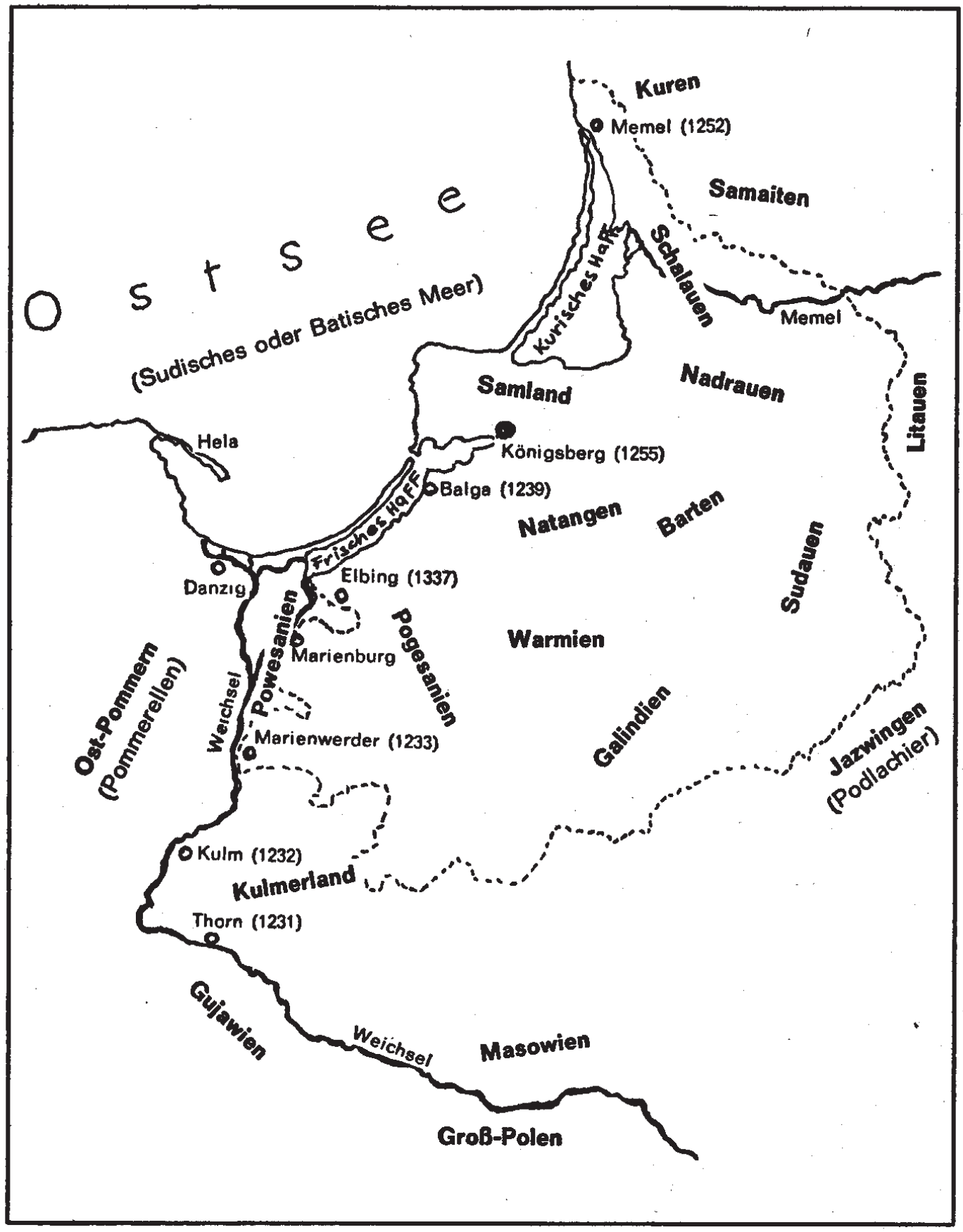
sonst üblich, nach den Regierungszeiten einzelner Persönlichkeiten. Verzichtet wird jedoch darauf, alle Einzelheiten zu bringen, die außerhalb des Themas liegen. Sie können an anderer Stelle nachgelesen werden.

Die geschichtliche Bedeutung des Glaubensumbruchs wird auch von deutscher Seite nicht in Frage gestellt. Er hat den einzelnen Menschen beeinflußt und verändert — bis heute. Er hat die Geschicke der Germanen und später der Deutschen weitgehend mitbestimmt — bis heute. Und er wird sich auch in Zukunft noch auswirken.

Die vorliegende geschichtliche Untersuchung soll vom deutschen Standpunkt aus klären, welche Voraussetzungen politischer und geistig-seelischer Art für die Verchristung vorlagen, wie sie vor sich ging, mit welchen Mitteln sie vorgenommen wurde und welche Folgen sie auf allen Gebieten hatte, für den einzelnen wie für die Gesamtheit. Nur mit diesem Wissen kann Geschichte Lehrmeisterin sein.

Hiermit wird der zweite Teil dieser deutschen Geschichte vorgelegt. Er umfaßt die Zeit vom 10. bis zum 13. Jahrhundert. **Kurt v. Zydowitz**

Alt-Preußen


Ostsee
(Sudisches oder Batisches Meer)
Kuren
Memel (1252)
Samaiten
Schalauen
Kurisches Haff
Memel
Litauen
Nadrauen
Samland
Hela
Königsberg (1255)
Balga (1239)
Frisches Haff
Natangen
Barten
Sudauen
Danzig
Elbing (1337)
Pogesanien
Warmien
Marienburg
Powesanien
Weichsel
Ost-Pommern
(Pommerellen)
Marienwerder (1233)
Galindien
Jazwingen
(Podlachier)
Kulm (1232)
Kulmerland
Thorn (1231)
Gujawien
Weichsel
Masowien
Groß-Polen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 5

Inhaltsverzeichnis 9

Einführung 15

A. Der Osten im 10. Jahrhundert 17

1. **Menschen und Völkerschaften** 17
Die Stämme und ihre geographische Lage — heute sämtlich als „Slawen" bezeichnet — früher Sclaveni und Sclavi — Quellen für diese Bezeichnungen — Änderung in Slavi — Gleichsetzung mit heutigen Slawen.

2. **Geschichte Ostgermaniens** 27
Verschiebungen in Südosteuropa und Ostelbien vor und nach der Völkerwanderung — Verbindungen — Sclaveni in Südosteuropa — die „Slawentheorie" in der heutigen deutschen Geschichtsschreibung — Stellungnahme dazu.

3. **Sclavi und Wenden** 39
Geschichtliche Entwicklung in Ostelbien — die Sclavi der Quellen — Bodenfunde — Sclavi und Slawen — Wenden, die alte deutsche Bezeichnung für die Menschen in Ostelbien — Deutsche Quelle aus dem 16. Jahrhundert — Standpunkte der jeweiligen Geschichtsschreiber — die Forschungen Professor Stellers — Sprachforschung — Rassenkunde — andere Hinweise.

4. **Zusammenfassung der Untersuchung** 59
Die politischen Folgen der Slawentheorie.

B. Die Verchristung des Ostens und das Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum 63

Einführung 63

1. **Konrad I. (911—918)** 65
Abhängige Stellung der deutschen Kirchenfürsten.

2. **Heinrich I. (918—936)** 67
Festigung im Inneren — Kämpfe gegen die Ungarn — Angriffe nach Osten — Abhängigkeit der Kirche

3. Otto I. (936—973) 71
Beziehung zum alten fränkiſchen Reich — Wandel in der Auffaſſung vom Königtum und ſeine Folgen — Angriffe nach Oſten — Aufſtände gegen die Verchriſtung — Dago-Miſeco — Italienpolitik — das damalige Papſttum — das „ottoniſche Syſtem", Kirchenfürſten als politiſche Fürſten — Stellung des Papſtes, politiſch und geiſtig-ſeeliſch — Weſen des mittelalterlichen Kaiſertums und des ma. Reiches — das „Heilige Römiſche Reich deutſcher Nation" — Kaiſertitel und Kaiſerkrone — Ottos Politik des „chriſtlichen Imperialismus" — Otto „der Große".

4. Otto II. (973—983) 89
Innere Wirren — Aufſtände im Oſten — Zuſtände in Rom — Niederlage in Italien — neue Aufſtände im Oſten.

5. Otto III. (983—1002) 93
Schwierigkeiten im Inneren — Rückſchläge im Oſten — ein Biſchof urteilt über Päpſte — kirchliche Reformbewegung — Nietzſche über Luthers Reform — Kämpfe im Oſten — Ottos Rompolitik — Papſt neben dem Kaiſer — Ottos chriſtliche Politik und ihre Folgen.

6. Heinrich II. (1002—1024) 99
Angriffe Boleslavs von Polen — Heinrichs Bündnis mit den heidniſchen Liutizen — Kriege gegen Boleslav — Rückſchlag des Chriſtentums im Oſten — Heinrichs Politik gegenüber Kirche und Papſt.
Geiſtig-ſeeliſche Schädigung durch die Verchriſtung, nach Beiſpielen aus der Chronik Thietmars — bleibende Widerſprüche und ihre Folgen.

7. Konrad II. (1024—1039) 109
Kriege gegen Polen, Ungarn und gegen die Liutizen — Grauſamkeiten der Kriegführung — Erhöhung des Kleinadels — Haltung gegenüber der Kirche.

8. Heinrich III. (1039—1056) 113
Kriege gegen Böhmen und Ungarn — erneutes gewaltſames Vorſchieben des Chriſtentums im Oſten — Heinrichs Schwäche gegen Kirche und Kirchenfürſten — Weiterführung der Kirchenreform durch deutſche Päpſte, mit Hilfe Heinrichs — Beginn der „Hochkirche" — Unruhen im deutſchen Raum und im Oſten.

9. Heinrich IV. (1056—1106) 119
Machtkämpfe im Inneren — Machtausweitung von Kirche und Päpsten — Aufstand der Liutizen und Obotriten (1066), Zusammenbruch des Christentums im Osten — die Normannen landen in England (1066) — Kriegszüge nach Osten, Machtkämpfe im Inneren — Gregor VII. beansprucht Weltherrschaft — Zölibat und Verbot der Simonie als Mittel zur Stärkung der päpstlichen Macht innerhalb der Kirche und gegen das Kaisertum — erster Bann gegen einen König — „der Gang nach Canossa" — Anmaßung gegen das deutsche Reich von 1871 und gegen Bismarck — weitere päpstliche Wühlarbeit gegen Heinrich — Tod Gregors — Fortsetzung der Wühlarbeit durch den Nachfolger — erster Kreuzzug — letzte Jahre des Kaisers — Würdigung.

10. Heinrich V. (1106—1125) 137
Zeitgenössische christliche Schilderung der „Elbslawen" — Aufruf zu ihrer Vernichtung — Art der Glaubenskriege — Erneuerung päpstlicher Machtansprüche — Gegenzug Heinrichs — Unruhen in Deutschland, von Päpsten geschürt — Konkordat von Worms (1122) — Allgemeines über Konkordate — Fälschungen als Mittel der Kirche — Pommerns Eintritt in die deutsche Geschichte — Verchristung Pommerns (Bernhard, Otto von Bamberg).

11. Lothar (1125—1137) 157
Innere Wirren — erneute Mission in Holstein und Mecklenburg — in Pommern — starke Ostpolitik — Italienzüge.

12. Konrad III. (1138—1152) 161
Unruhen im Reich — Aufstände in Wagrien und Holstein — Kreuzzüge nach Palästina und gegen die Wenden (1147) — das Deutschtum im Osten — Heinrich der Löwe.

13. Friedrich I. (1152—1190) 167
Wiederherstellung der kaiserlichen Machtstellung im Inneren und gegen das Papsttum — päpstliche Gegenzüge — zeitgenössisches Urteil über Kirche und Papsttum — Kämpfe in Oberitalien — Erfolge Heinrichs des Löwen im Osten — weitere gewaltsame Verchristung — Kämpfe um Rügen — Verchristung der Rügener — Rückschlag in Italien — Bruch mit Heinrich dem Löwen — Pommern wird Reichslehen (1181) — Kreuzzug Friedrichs und Tod. — Beurteilung.

14. Heinrich VI. (1190—1197) 179
Erbanspruch auf Sizilien — Gegenarbeit der Päpste — gescheiterter Heereszug nach Sizilien — Erhebungen in Deutschland — — Richard Löwenherz als Geisel — Zug nach Sizilien — Machtpolitik mit Schwerpunkt im Mittelmeerraum — Papst und deutsche Fürsten als Gegner — Kreuzzug — Tod Heinrichs und Zusammenbruch des Reiches.

15. Philipp (1198—1208) und Otto IV. (1198—1218) 183
Kämpfe in Deutschland — Abbruch des Kreuzzuges — Machtausweitung des Papsttums — sein Krieg gegen Ostrom — Einnahme Konstantinopels (1204) — wechselnde Parteinahme des Papstes für die beiden deutschen Könige — Ermordung Philipps — Zugeständnisse Ottos an Rom — Spannung durch starke Italienpolitik Ottos — Bann — Papst setzt den Staufer Friedrich gegen Otto ein — Erfolge Friedrichs in Deutschland.

Sittlicher Verfall durch päpstliche Haltung — wachsende Kritik am Papsttum — Walther von der Vogelweide — Gottfried von Straßburg — Ausbreitung der Ketzerbewegung — „Heilige Kriege" gegen Ketzer — Kinderkreuzzug (1212) — Zeichen der Abkehr von Rom und vom Christentum — dagegen: Gewalt und Seelenfang („heilige Inquisition", Franz von Assisi).

16. Friedrich II. (1212—1250) 195
Der Knabe im Urteil von Zeitgenossen — arabische und christliche Kultur — Friedrich als politisches Geschöpf des Papstes — schwache Deutschland- und Ostpolitik — Papst als Herrscher des Abendlandes — Friedrichs Wendung nach Süden — erste Spannungen mit dem Papst — Streit um Kreuzzug — Neuordnung in Sizilien, Kämpfe in Norditalien — Abbruch des Kreuzzuges, Bann gegen den Kaiser (Gregor IX.) — Streitschrift Friedrichs — friedliche Inbesitznahme Jerusalems — zeitgenössischer Bericht über kirchlichen Verrat am Kaiser — Verfall der kaiserlichen Stellung in Deutschland — Spannungen zwischen Friedrich und seinem Sohn Heinrich, König in Deutschland — Inquisition in Deutschland — geistiges, politisches und kriegerisches Ringen zwischen Kaiser und Papst — Mongolensturm (1241) — Papst Innozenz IV. setzt den Kaiser ab (1245) — päpstliche Wühlarbeit im Reich — Tod Friedrichs.

Beurteilung der Persönlichkeit Friedrichs: der Freigeist, der Wissensdurstige, der „Verwandler der Welt" — und der Kirchenchrist. Ausgang der Staufer.

17. Sieg ohne Entscheidung 217
Kaisertum und Papsttum — Deutschtum und Christentum — der Kyffhäuser-Mythos.

C. Die Verchristung der Preußen 221

Einführung 221

1. Preußen bis zum Einbruch des Christentums 223
Preußen als Zuzugsgebiet für Nordgermanen (Skandinavier) — völkische Eigenart der Ästier, nach Quellen — ihre Kultur, Verbindung, innere Ordnung — der Bericht Wulfstans (um 890) — erste Angriffe aus Polen — der Glaube der alten Preußen — erfolglose friedliche Missionsversuche (um 1000) — Preußentum und Christentum — Kämpfe gegen Polen — neue friedliche und gewaltsame Missionsversuche (nach 1200) — Verchristung in Livland, Kurland und Estland — Gründung von Ritterorden in den baltischen Ländern und in Masowien.

2. 53 Jahre Glaubenskampf 239
Der Deutsche Orden — sein Auftrag gegen die Preußen (1226) — die Chronik Peter von Dusburgs — päpstlicher Aufruf zum Kreuzzug gegen die Preußen — Gliederung Preußens, Besiedlung, Kampfkraft — Angriffe der christlichen Heere gegen die westlichen Gaue Preußens — Rückschläge in Livland, Zusammenschluß der Orden — weitere Angriffe — Lage der Preußen — erfolgreicher Gegenschlag (1242) — neue Kreuzzüge — weitere Aufrufe zu Kreuzzügen — Vordringen der christlichen Heere nach Osten — Rückschlag in Kurland — großer Aufstand der Preußen (1261), Beseitigung der Ordensherrschaft — wieder Kreuzzüge — wechselhafte Kämpfe — langsames Niederringen der letzten preußischen Stämme — Ende des Kampfes (1283) — „Sünde gegen die Menschheit".

D. Das Verhängnis 261

1. Der Griff nach der Seele 261
Kriege um äußere Macht — Glaubenskriege — Glaubenszwang

2. Ursachen 263
Die Aufgabe des Moses — seine Lösung — Übernahme durch Christentum und Kirche.

3. Folgen 267
Widersprüche zwischen Vernunft und Glaube (Beispiele aus dem 13. Jahrhundert) — seelische Störung im einzelnen Menschen und Störung der natürlichen zwischenmenschlichen Beziehungen (Beispiele aus dem 13. Jahrhundert: die „heilige Elisabeth" (zeitgenössischer Bericht) — Meister Eckhart — ein unbekannter Ketzer) — der ewige nordische Geist und Mathilde Ludendorff — Glaube und Politik — Glaubensumbruch, ein Verhängnis.

Quellenverzeichnis 283

Namensverzeichnis 289

Einführung

In Teil I unſerer Unterſuchung hatten wir die deutſche Geſchichte bis ins 9. Jahrhundert verfolgt. In Teil II wird nun die Entwicklung vom 10. bis 13. Jahrhundert behandelt. Der zeitliche Rahmen ergibt ſich aus der Aufgabe: Die Verchriſtung zwiſchen Rhein und Memel. Das Buch führt alſo bis zum Jahre 1283, dem Ende der Kämpfe um Preußen.

In dieſen 400 Jahren liefen zwei wichtige geſchichtliche Vorgänge nebeneinander ab. Da waren einmal die Auseinanderſetzungen zwiſchen Kaiſertum und Papſttum um politiſche Macht, die immer wieder bis zu offenem Kampf gingen. Die Bindung der Deutſchen an das Chriſtentum war dabei von entſcheidender Bedeutung. Als Chriſten waren die Deutſchen, auch die Kaiſer, dem Papſttum als oberſter Vertretung ihres Glaubens unterworfen. In dieſem ſeeliſchen Zwieſpalt liegen die Urſachen für den Ausgang des Ringens, den Sieg des Papſttums. Das an Hand der Geſchichte klarzumachen, gehört zur Aufgabe einer d e u t ſ ch e n Geſchichte. Denn das Papſttum hat nicht nur damals, ſondern auch weiterhin gegen die ſeeliſche Freiheit der Deutſchen, gegen ihre politiſche Einheit und vor allem gegen das Reich gearbeitet.

In den gleichen 400 Jahren wurde das Chriſtentum weiter nach Oſten vorgetragen — wieder mit Gewalt. Die Verchriſtung der dort lebenden Heiden war das Ziel. Die Menſchen in dieſem Raum wurden dadurch in erbitterte Kriege verwickelt. Von ihnen aus war es ein Abwehrkampf gegen ſeeliſche Vergewaltigung und gegen politiſche Unterwerfung, denn gleichzeitig mit dem Chriſtentum wurden auch die Grenzen des Reiches nach Oſten vorgeſchoben. Aber auch der Oſten gehört zu Deutſchland; ſeine Menſchen ſind Deutſche geworden. Eine d e u t ſ ch e Geſchichte muß die Ereigniſſe auch von ihrer Seite ſehen und bewerten, nicht nur von der Seite der Sieger.

Druckfehler-Berichtigung

S. 41, Zeile 9: Fremdraſſiſches anſtatt Fremdraſſiges
S. 45, 3. Abſ., Zeile 2: Germanen anſtatt Germanien
S. 48, Zeile 2: Teutzſchen anſtatt Teutzchen
S. 65, Zeile 6: innerlich anſtatt innerhalb
S. 85, 2. Abſ., Zeile 2 von unten: erſt recht anſtatt erſt ercht
S. 75, 4. Abſ., Zeile 1: Zeilen anſtatt Zeiten
S. 174, 4. Abſ., Zeile 1: Tempel des.. anſtatt Tempel der
S. 177, letzter Abſ., Zeile 2: Gregor VIII. anſtatt III.
S. 203, Zeile 4: erfaßt anſtatt erfaß
S. 277: Fußnote 63 gehört zum 1. Zitat (Zeile 15)

Der Osten im 10. Jahrhundert

Menschen und Völkerschaften

Voraussetzung dafür ist, daß Kenntnisse über Land und Leute bestehen. Dazu wird zunächst ein Überblick über die Volksstämme gegeben, die in jenen Jahrhunderten im Osten in Erscheinung treten. Unter „Osten" ist von nun an alles Land ostwärts der damaligen Reichsgrenze zu verstehen. (Es empfiehlt sich, einen Atlas, am besten einen Geschichtsatlas, zur Hand zu nehmen, um räumlichen Überblick zu gewinnen und um die Angaben besser verfolgen zu können.)

Die östliche Grenze des damaligen Frankenreiches verlief am Ende des 9. Jahrhunderts etwa in der Linie Kiel — Elbe, unterhalb Lauenburg — Elbe — Saale — Böhmerwald — Adria. Dieser Grenzverlauf sollte stets im Bewußtsein bleiben, wenn in der Folge vom „Osten" oder von „Ostelbien" die Rede ist.

Bei der Aufzählung der Stämme sind zuerst die deutschen Namen angegeben, wie sie sich im geschichtlichen Sprachgebrauch eingebürgert haben. Hinter ihnen stehen in Klammern die früheren lateinischen Bezeichnungen, und zwar nicht nur eine, sondern, soweit bekannt, mehrere, um zu zeigen, wie unterschiedlich die Schreibweisen waren. Die endgültige deutsche Fassung war danach häufig recht zufällig.

Die Grenzen der Siedlungsräume sind nicht überall eindeutig festzulegen.

Beginnen wir im Norden. Es saßen entlang der Grenze:

Die Wagrier oder Wagrer (Waigri, Wagiri), (Ableitung wahrscheinlich von einem Landschafts- oder Ortsnamen) in Ostholstein und Oldenburg/Holstein ostwärts des Limes Saxoniae (der Grenze).

Die Polabier (Polabi), (Landschaftsname = die an der Elbe Wohnenden) südlich der Wagrier im heutigen Herzogtum Lauenburg.

Die Obotriten oder Abodriten (Obotriti, Obodriti, Abodriti), (Ableitung von einem aus dem Griechischen stammenden Beinamen der Heruler, eines ostgermanischen Stammes, „wegen der Pracht ihrer Gewänder und des Glanzes ihrer Rüstungen", laut Einhard, (s. unten) von der Grenze im Raum Mecklenburg bis zur Peene.

Die Liutizen (Liutici, Lutici) oder Leutizier (Leuticii) (Zusammenhang mit ahd.: liude, nhd: Leute) oder Wilzen (Wilti, Wilzi, Wilci, Uuilti, Uiltzi, Uuilci, Uullzi, Uulzi, Vilsi, Mulzi, Miltzi), (Zusammenhang mit: die Wilden) — beide Namen sind dieser Völkerschaft, die mehrere kleine Gruppen umfaßte, „wegen ihrer Tapferkeit" von den Franken, also von außen, gegeben worden — oder laut Einhard „nach ihrer Mundart" die Welataben (Welatabi, Weletabi, Velatabi) ostwärts der Obotriten bis zur Oder (Vorpommern) und südlich bis in Höhe des Zusammenflusses von Elbe und

Saale. Die kleineren Gruppen hatten sämtlich Namen nach der Landschaft (Flüsse, Seen). Zu den Liutizen gehörend:

die Heveller (Heveldi), (Ableitung von der Havel, also Landschaftsname) im Raum der Havel.

Die Sorabenoder Sorben (Sorabi, Surbi) (laut Brockhaus Enzyklopädie, 1973, „Flurnamen — Kompos".) südlich der Heveller zwischen Saale und Elbe, nach Süden bis zum Erzgebirge. Zu ihnen gehörend

die Daleminzier (Deleminci, Talaminzi) (Name stammt von deutscher Seite, laut Adam von Bremen nannten sie sich selbst Glomaci nach einem Heiligtum) in einem schmalen Streifen am Erzgebirge bis zur Elbe (Meißen).

Die Böhmen (Boemani, Boemanni, Behemani, Behemi, Beheimi, Bohemi, Boemi), (Landschaftsname, Ableitung aus Bojohemum = Land der Bojer, eines früher dort wohnenden keltischen Stammes) in Böhmen. Nebenbei bemerkt: Es ist falsch, wenn in Geschichtsbüchern und auf Karten für diese Zeit oder früher schon die Bezeichnung „Tschechen" auftritt. Dieses Wort gab es damals noch gar nicht.

Ostwärts der Böhmen

die Mähren (Maharenses, Marahi, Marhari, Marawini, Moravi), (Landschaftsname, Ableitung vom Fluß March, illyrisch/keltisch: mar, germanisch: marahwo, maraha) im heutigen Mähren.

Nördlich von Böhmen

die Milzienen (Milzani), ostwärts der Daleminzier bis Bober und Neiße. Nördlich davon

die Lusizenoder Lusitzer (Lunsizi, Lusiki), nach Norden bis zu den Liutizen (Spree), nach Osten bis zur mittleren Oder.

Die Silinger (Silingi, Silenzi, Cilenci), (Ableitung von den Silinger-Vandalen, einem ostgermanischen Stamm) im Raum beiderseits der oberen Oder.

Nördlich von ihnen

die Polen oder Polanen (Poloni, Polani, Poleni), (Landschaftsname = die auf dem Land, in der Ebene Wohnenden) im Raum beiderseits der Warthe. Hier bildete sich im 10. Jahrhundert erst ein Herrschaftsgebiet, genannt Reich des Dago-Miseco. Der Name „Polani" erscheint erst im 11. Jahrhundert. Es ist also falsch, wenn er für vorherige Zeiträume in Büchern oder auf Karten erscheint.

Die Pommernoder Pomeranen (Pomerani), (Landschaftsname = die am Meer Wohnenden) nördlich der Polen zwischen unterer Oder und unterer Weichsel. Der Name tritt erst im 11. Jahrhundert auf. Eine Erwähnung für einen früheren Zeitpunkt ist falsch.

Die Rügeneroder Rugianer (Rugiani, Ruiani, Runi, Rugi, Rani), (Ableitung von dem Namen der germanischen Rugier) auf Rügen und wohl auch an der Küste des gegenüberliegenden Festlandes.

Die Preußen oder Prussen (Prussi, Pruzi, Pruci, Prusci, Pruteni), (Landschaftsname = die Wasserlandbewohner[1]) (nach anderer Deutung, ausgehend von der Erweiterung des Namens zu Porussen = die neben den Russen Wohnenden) im Raum zwischen unterer Weichsel und Memel. Der Name kam erst im 10. Jahrhundert auf. Es ist also wissenschaftlich falsch, wenn er schon für frühere Zeiten in Geschichtsbüchern und auf Karten erscheint..

Im Osten, schon außerhalb des deutschen Raumes,

die Russen (Ruci, Ruzzi), (Ableitung aus dem nordgermanischen Wort „Rus" = Ruderer, Seefahrer, dem Sinne nach = Normannen, Nordleute, Wikinger). Das erste „russische" Reich wurde Ende des 9. Jahrhunderts von schwedischen Wäringern (Warägern) begründet und dehnte sich schnell von Holmgard (Nowgorod am Ilmensee) nach Süden aus, bis dann Känugard (Kiew) Hauptstadt wurde. Die schwedischen Germanen bildeten hier immer nur die Führungsschicht über einer Vielzahl von Stämmen. 200 Jahre später zerfiel dieses Reich wieder.

Erwähnenswert sind noch

die Wislanen (Wislani), (Landschaftsname = die an der Weichsel Wohnenden) an der oberen Weichsel,

und im Südosten, in den zu Bayern gehörenden Ostmarken,

die Kärtner oder Karantanen (Karantani, Karinthi, Carantani), (Landschaftsname, Ableitung vom keltischen Stamm der Karner (Carni) oder von Carenta, dem früheren Mittelpunkt des Landes, heute Zollfeld im Glantal) in der früheren römischen Provinz Noricum, heute etwa Land Kärnten und Steiermark.

Die Namen sind diesen Stämmen meist von außerhalb gegeben, dann von den lateinisch schreibenden Chronisten schriftlich festgelegt worden und entsprechend in die späteren deutschen Übersetzungen gelangt. Gewählt sind sie, wie wir sahen, vielfach mit Beziehung zur Landschaft, wie es nicht nur in jenen Zeiten häufig vorkam. Manche geben Hinweise auf von früher bekannte ostgermanische und keltische Stämme. Da diese selbst sonst nicht mehr auftreten, kann gefolgert werden, daß die alten Stämme in der früheren Form nicht mehr bestanden und daß inzwischen derart viele Verschiebungen, Wanderungen oder Eroberungen stattgefunden hatten, daß man einen bestimmten Raum nicht mehr einem Stamm zuweisen konnte und sich mit der Benennung nach der Landschaft behalf.

Einen Anhalt für irgendwelche Eigenarten dieser Stämme geben die Namen nicht. Auch Gemeinsamkeiten sind aus ihnen nicht zu entnehmen. Nach Meinung der heutigen Geschichtswissenschaftler sollen sie aber, mit Ausnahme der Preußen, Gemeinsamkeiten besessen haben. Alle sonst aufgeführten Völkerschaften, dazu noch weitere im Südosten Europas und auf dem

[1]) Sturmfels/Bischof: Unsere Ortsnamen, 3. Auflage, Dümmlers Verlag Bonn, 1961.

Balkan, werden nämlich mit der Eigenschaft „slawisch" gekennzeichnet. In den Geschichts-Atlanten sind ihre Siedlungsräume entsprechend mit einer Farbe versehen.

Machen wir uns ganz klar, was das über die Menschen dieser Stämme aussagt: Sie alle, von den Küsten der Ostsee zwischen Kiel und Danzig im Norden bis zum heutigen Jugoslawien und Bulgarien im Süden, von der Linie Kiel — Elbe — Saale — Böhmerwald — Adria im Westen bis weit ins heutige Rußland im Osten sollen danach „Slawen" gewesen sein. Diese Bezeichnung gilt als Völkername. Das Gemeinsame der Menschen all dieser Völker soll nach heutiger Ansicht also darin bestehen, daß sie völkisch oder rassisch von besonderer und gleicher Art gewesen sind.

Ist das vorstellbar? Ist das möglich? — Im Zusammenhang mit diesen Fragen tauchen andere auf, vor allem im Hinblick auf die Menschen jenes Raumes, der uns in dieser Untersuchung beschäftigt, des späteren deutschen Ostens. Sie waren es, die von der Geschichte dieser Jahrhunderte betroffen und getroffen wurden, als sie sich dagegen wehrten, politisch in das Reich und seelisch zum Christentum gezwungen zu werden. Und obwohl auch sie Vorfahren der Deutschen sind, ist von ihnen noch weniger bekannt als von den Westgermanen. Vor der Schilderung der geschichtlichen Entwicklung muß daher zunächst geklärt werden, was es mit den Menschen Ostelbiens auf sich hat. Geschichte, schriftliche Quellen und andere Forschungen sollen die Fragen beantworten, was für Menschen sie waren, wo sie herkamen und wie sie zum Namen „Slawen" gekommen sind.

In den lateinisch geschriebenen Berichten und Chroniken des Mittelalters, vom Ende des 8. Jahrhunderts ab, werden sie mit dem Sammelbegriff „Sclavi", auf deutsch Sklaven, Knechte, Unterworfene, Minderwertige, bezeichnet; der gesamte Raum Ostelbien heißt dementsprechend „Sclavenia" oder „Sclavania". Da das Wort „Sclavi" als Völkername bei den alten römischen Geschichtsschreibern nicht erscheint, soll zunächst geprüft werden, wann diese oder ähnliche Namen aufgekommen sind, wann und wie sie nach Ostelbien gelangt sind und was sie zu bedeuten haben.

Eine Bezeichnung „Sclaveni" taucht erstmalig um die Mitte des 6. Jahrhunderts auf, und zwar bei dem gotisch-christlichen Schriftsteller Jordanes (Jordanis, Jornandes). In seiner „Gothengeschichte" werden die Sclaveni als Teil oder als Stamm des „zahlreichen Volkes der Veneter" aufgeführt, das „von den Quellen der Vistula ab über ungeheure Strecken hin sitzt", das heißt, im Raum ostwärts der oberen Weichsel. Als Gebiet der Sclaveni nennt Jordanes das Land nördlich vom Unterlauf der Donau bis zum Dnjestr und nach Norden bis in Höhe der Weichselquelle.[2])

[2]) Jordanes: Gothengeschichte, aus: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, übersetzt von Dr. Wilhelm Martens, Leipzig, 1884.

Prokop, oströmischer Schriftsteller der gleichen Zeit, erwähnt diese Sclaveni ebenfalls[3]). Sie treten damals und später teils als Hilfsvolk, teils als Gegner des oströmischen Reiches auf. Als solche dringen sie mehrfach auf den Balkan vor. Das Vorkommen dieser Sclaveni beschränkt sich also auf den Südosten Europas.

Die Chronik Fredegars, eine Zusammenstellung mehrerer Schriftsteller aus dem 7. und 8. Jahrhundert, berichtet aus den Jahren 568 und 596 von „Sclavi, die man auch Winedi nennt".[4]) Als Unterworfene der Awaren treten sie mit diesen zusammen in Mähren und Böhmen auf, wenden sich aber später gegen sie.

Am Ende des 8. Jahrhunderts, 200 Jahre nach dem Auftreten der eben genannten Sclavi in Böhmen und Mähren, ist diese Bezeichnung zu einem Sammelnamen für sämtliche Stämme Ostelbiens geworden.

Einhard, der Geschichtsschreiber Karls des Großen, nennt sie bereits so. Bedeutsam ist seine Aussage, daß „alle barbarischen und wilden Völkerschaften, die zwischen Rhein und Weichsel sowie zwischen dem Ozean und der Donau wohnen, an Sprache fast ähnlich, aber an Sitten und Kleidung sehr voneinander unterschieden, Germanien bewohnen". Einhard sieht also den ostelbischen Raum als Teil Germaniens.[5])

Abraham Jakobsen, Kaufmann, im Jahre 973 am Hof Ottos I., erwähnt in einer kurzen, allgemein gehaltenen Abhandlung, daß im Osten zwischen Mittelmeer und Ostsee „Sclavi" wohnen, daß aber auch „Völker aus dem Norden" dort anzutreffen sind. Im gleichen 10. Jahrhundert berichtet ein anderer arabischer Schriftsteller (Tartuschi, Gesandter aus dem damals arabischen Spanien bei Otto I.), daß Soest und Paderborn im Land der Slawen liegen, während Fulda, Mainz, Utrecht u. a. als im Lande der Franken gelegen genannt werden (so in der deutschen Übersetzung). Bei Fremden scheinen also einige Unklarheiten über Gebiete der Sclavi zu bestehen.[6])

---

[3]) Prokop: Gothenkrieg, übersetzt von Dr. D. Coste, 3. unveränderte Auflage, Leipzig, 1922.

[4]) Fredegarii et aliorum Chronica, Vitae Sanctorum, aus Monumenta Germaniae Historica, herausgegeben von Bruno Krusch, Hannover, 1888, Neuausgabe 1956.

Die Chronik Fredegars, die Taten der Frankenkönige, übersetzt von Dr. Otto Abel, 4. Auflage, Leipzig, 1940.

[5]) Einhardi Vita Karoli Magni, in: Scriptores rerum Germanicarum, Band 5, Hannover, 1880.

[6]) Jakobsen, Abraham, (Ibrahim ibn Jaqub) aus: Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen aus dem 9. und 10. Jahrhundert, ins Deutsche übertragen von Georg Jakob, Verlag Walter de Gruyter, Berlin, 1927.

Bischof Thietmar von Merseburg schreibt seine Chronik in den Jahren 1012 bis 1018 und benutzt den Sammelbegriff „Sclavi" für die alteingesessenen Einwohner seines Sprengels und allgemein des Ostens als Gegensatz zu seinen Landsleuten, den christlichen „Teutonici".[7])

Adam von Bremen, ebenfalls Geistlicher, nennt in seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte", die in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts (um 1070) verfaßt ist, das Land im Osten „Sclavania", seine Bewohner allgemein „Sclavi". „Sclavania" ist bei Adam „amplissima Germaniae provintia, also ein sehr ausgedehnter Teil Germaniens. Dieses Land ist nach Adam „sehr reich an Waffen, Männern und Feldfrüchten".[8])

Helmold, Pfarrer in Bosau am Plöner See, behandelt in seiner „Chronica Slavorum", übersetzt als „Slawenchronik", die Conversio Sclavicae gentis", die Bekehrung des slavischen Volkes. (In Überschrift und Vorwort schreibt der Herausgeber das Wort ohne „c", im Text steht es durchweg mit „c".) 100 Jahre nach Adam von Bremen schreibend, benutzt Helmold die gleichen Begriffe wie dieser, lehnt sich auch sonst eng an ihn an und schreibt zum Teil wörtlich von ihm ab. Der Raum der „Sclavi" reicht bei ihm bis zu den „Ruci" (Russen), „Poloni" (Polen), „Pruzi" (Preußen), „Boemi" (Böhmen), „Karinthi" (Kärntnern). Naturgemäß beschäftigt er sich vorwiegend mit der Bekehrung der im Ostsee-Raum ansässigen Stämme und mit den daraus entstehenden Kämpfen.[9])

Dieser kurze Überblick über die wichtigsten Quellen liefert zunächst nur Anhaltspunkte dafür, daß die lateinischen Namen „Sclaveni" und „Scla-

---

[7]) Thietmar von Merseburg, Chronik (lateinisch und deutsch), herausgegeben von Werner Tillmich, Darmstadt, 1966.

Die Chronik Thietmars, Bischofs von Merseburg, nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae, übersetzt von J. C. M. Laurent, Berlin, Verlag Wilhelm Besser, 1848.

[8]) Adam von Bremen: Hamburgische Kirchengeschichte, nach der Ausgabe der Scriptores rerum Germanicarum, 3. Auflage, unter Mitarbeit von B. Schmeidler, neu bearbeitet von Sigfrid Steinberg, Verlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig, 1926.

Adami Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum, herausgegeben von Joh. M. Lappenberg, in: Scriptores rerum Germanicarum, Band 10, Hannover, 1876.

[9]) Helmold, Chronik der Slawen, nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae, übersetzt von J. C. M. Laurent und W. Wattenbach, 3. neubearbeitete Auflage von B. Schmeidler, Verlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig, 1910.

Helmoldi Presbyteri Chronica Slavorum, herausgegeben nach J. M. Lappenberg von Georg Heinrich Pertz, in Scriptores rerum Germanicarum, Band 21, Hannover, 1868.

wo sich ausgebreitet haben und *wie* sie sich ausgebreitet haben *können*. Einmal kann im Laufe der Zeit die Übertragung eines Stammesnamens — der Sclaveni des Jordanes — auf sämtliche Völkerschaften eines Raumes erfolgt sein. Das ist in der Geschichte nicht einmalig. Doch Voraussetzung wäre dabei, daß dieser Stamm eine besondere Machtstellung gehabt oder erworben hätte. Oder daß er sich durch kriegerische Einbrüche einen Namen gemacht hätte. Bei den Sclaveni ist das im Südosten Europas in der Tat der Fall gewesen.

Oder aber — auch das ist in der Geschichte vorgekommen — es ist ein bestimmtes Urteil über Menschen (Sclavi = Sklaven, Knechte usw.) erst auf Menschen eines Landstriches und im Laufe der Jahrhunderte auf die Bewohner eines ganzen Landes übertragen worden. Voraussetzung hierfür wäre, daß, von außen gesehen — die Bezeichnung „Sclavi" ist ja von außen gekommen —, die Menschen in diesem Lande etwas Gemeinsames hatten, das sie in den Augen der Beobachter und Schriftsteller als minderwertig erscheinen ließ. (Man denke hier an gewisse Schimpfnamen, die Völker füreinander haben, z. B. bei den Franzosen „boches" = Schweine für uns Deutsche.)

Die Geschichte liefert noch weitere Beispiele für eine Übertragung, ja sogar für die Wahl von Namen für andere Völker: Übernahme eines Teil- oder Stammesnamens für das Ganze bei unmittelbarer Nachbarschaft, zum Beispiel die französische Bezeichnung „les Allemands" für die Deutschen *oder* einen Irrtum wie z. B. „Indianer" als Völkername für sämtliche Ureinwohner Amerikas *oder* die Propaganda wie z. B. bei den Tschechen oder den Slowaken *oder* die religiöse Zusammengehörigkeit wie z. B. bei den Juden. Hierunter fällt auch die in kirchlich-christlichen Kreisen übliche Bezeichnung „christliches" oder „katholisches Volk".

Das alles wären, wie gesagt, Möglichkeiten für die Ausbreitung der *lateinischen* Namen „Sclaveni" und „Sclavi". Geklärt ist damit noch nicht, wie diese Namen in der heutigen Geschichtsschreibung zu „Slawen" geworden sind. Die Antwort ist, was die Quellen angeht, ganz einfach: man hat das „c" weggelassen. Das gilt zum Teil bereits für die Übertragung der lateinischen Texte, und in den Übersetzungen ist es fast durchweg der Fall. So gibt der Herausgeber von Helmolds Chronik, B. *Schmeidler*, in der Ausgabe von 1910 zur Kenntnis: „In bezug auf die Übersetzung ist noch zu bemerken, daß die alten Namensformen beibehalten sind, jedoch die Schreibung „Sclaven" als zu störend aufgegeben wurde."[10]) Das Weglassen des

[10]) Eine gründliche Prüfung dieses Verfahrens hat Prof. Dr. W. *Steller* in seinem Buch „Grundlagen der deutschen Geschichtsforschung", Teil 1, Volkstum-Verlag, Wien, 1973, S. 30, ff., und Teil 2, Verlag Kurt Werner, Wien, 1975, vorgenommen. Er untersucht eine ganze Reihe von Quellen sowie verschiedene Ausgaben einzelner Quellen.

„c" im Deutſchen iſt aus dem Sprachgebrauch jener Zeit, in der die Quellen geſammelt, übertragen und überſetzt wurden, ſogar verſtändlich. Es war im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Damals wurde das „c" wie „c" und nicht wie „k" geſprochen, es konnte alſo gar nicht zum Ausdruck gebracht werden — es ſei denn, man hätte es, wie bei „Scoti geſchehen, zum „Sch" verwandelt (Scoti = Schotten, Sclavi alſo gleich Schlawen). Dennoch — wiſſenſchaftlich iſt im Grunde jede Änderung, ſowohl und beſonders die von Quellentexten, aber auch in Überſetzungen, nicht vertretbar. (Es ſind nicht die einzigen, die vorgekommen ſind.)

Die Schwierigkeiten bei der Ausſprache oder, wie Schmeidler angibt, das „Störende" des „c" waren aber nicht die weſentlichen Gründe für die Streichung. Ausſchlaggebend war vielmehr, daß ſich ein neues Geſchichtsbild über die Slawen entwickelt hatte. Dieſe Bezeichnung war zum Sammelbegriff für eine ganze Völkergruppe geworden, deren Menſchen ſich von den Angehörigen anderer Völker, beſonders den deutſchen, nicht nur durch die Sprache, ſondern gerade durch ihre Herkunft und die völkiſche Eigenart unterſcheiden ſollten. Und die Herkunft der Slawen wurde auf die Sclaveni und Sclavi zurückgeführt. Dieſe Anſicht hatte ſich als „Slawentheorie" inzwiſchen in der Wiſſenſchaft durchgeſetzt. Ihr trugen die Bearbeiter und Überſetzer der lateiniſchen Quellen durch das Weglaſſen des „c" Rechnung.

Ein ſolches Verfahren — Änderung von Quellen zur Stützung eines beſtimmten Geſchichtsbildes — iſt im Grunde wiſſenſchaftlich nicht vertretbar. Von deutſcher Seite erhob ſich Widerſpruch gegen die ganze Slawentheorie. Im Streit der Wiſſenſchaftler, der nun entbrannte, ſiegten aber am Ende doch die Vertreter dieſer Theorie, ſo daß ſie im 19. Jahrhundert allgemein anerkannt wurde. Seitdem gilt ſie auch in Deutſchland als Tatſache.

Damit ſind die Fragen aber nicht aus der Welt geſchafft. Die erſte iſt, ob die Änderung der Begriffe „Sclaveni" und „Sclavi" in „Slaveni" und „Slavi" und die Überſetzung als „Slawen" trotz ſonſtiger Einwände berechtigt iſt. Von der heutigen Wiſſenſchaft wird das einerſeits bejaht, wobei man auf die Ausbreitung der Sclaveni hinweiſt. Im Widerſpruch dazu ſteht, daß es andererſeits heißt, das Wort „Slawen" leite ſich von dem ſlawiſchen Wort „ſlawa" ab, das „Ruf, Ehre, Ruhm" bedeutet. Da nun die ſlawiſchen Sprachen ſich erſt Jahrhunderte nach Niederſchrift der Quellen entwickelt haben, kann das ſlawiſche Wort „ſlawa" = „Ruf, Ehre, Ruhm" mit den lateiniſchen Worten „Sclaveni" (laut Brockhaus Enzyklopädie, 1973, „der Entſtehung nach ein Bewohnername, im Stamm liegt ein altes Wort für ‚Flußlauf' vor") oder „Sclavi" = „Sklawen, Knechte uſw." gar nichts zu tun haben[11]. Danach

[11]) So auch bei Vasmer in ſeinem „Ruſſiſch-Etymologiſchen Wörterbuch", 1955, Band II, S. 656 und bei Sturmfels-Biſchof

wäre es falsch, für die damalige Zeit in Büchern und auf Karten von „Slawen" zu schreiben, wie es bisher üblich ist[12]).

Zu fragen wäre weiter: Wenn das Wort „Slawen" ein Völkername sein soll, welcher Art bzw. Eigenart war dann dieses Volk? Und welcher Art waren die Sclaveni, da diese doch die Vorfahren der Slawen gewesen sein sollen? — Die bisherige Antwort der Wissenschaft geht dahin, daß es sich bei den Slawen um ein indogermanisches Volk gehandelt habe. Dann brauchte man eigentlich nicht so viel Wesen um den rassischen Unterschied zu den Germanen zu machen.

Nächste Fragen: Vorausgesetzt, daß die Slawen von heute die Nachkommen der Sclaveni und Sclavi von damals sind, und weiter unterstellt, daß man die beiden letzteren gleichsetzen kann, wie es ja behauptet wird: ist eine Besetzung eines so riesigen Raumes wie Ostelbiens und Südosteuropas durch einen Stamm in einem so kurzen Zeitraum — für den Südosten können es nur Jahrzehnte gewesen sein — überhaupt möglich? Und wie ist sie vor sich gegangen? — Hier scheint sich die heutige Wissenschaft selbst nicht sicher zu sein, denn sie erweitert das von Jordanes angegebene Siedlungsgebiet der Sclaveni auf den gesamten Raum ostwärts der Weichsel bis über den Dnjepr hinaus. Die Gleichsetzung müßte danach lauten: Veneti = Sclaveni = Sclavi = Slawen. Was für Leute waren nun die Veneti?

Weiter: Wo sind die Völkerschaften geblieben, die bis zur sogenannten Landnahme der Slawen in Ostelbien und in Südosteuropa ansässig waren? Trifft es zu und ist es zu belegen, daß sie, wie behauptet wird, vollständig oder mit Mehrheit abgewandert, ausgerottet oder sonstwie verschwunden sind?

Die Antworten der Wissenschaft auf diese und andere Fragen wirken weder überzeugend noch vollständig. Und je mehr man darüber liest, um so stärker fallen Widersprüche auf. Offenbar weiß man einfach zu wenig, obwohl es sich doch um die Geschichte deutschen Landes handelt und obwohl

---

[12]) So lauten die Beschriftungen auf der Karte „Slawenwanderung im 7. und 8. Jahrhundert" in „Westermanns Atlas zur Weltgeschichte", 1967, S. 50/51: „Tschechen Ende 6. Jahrh., Slowaken 6. und 7. Jahrh., Karantanen Ende des 6. Jahrh. slawisch, Slowenen Ende 6. Jahrh., Kroaten um 640, Serben 7. Jahrh.", alle als slawisch gezeichnet, weiter steht im Südteil des heutigen Jugoslawien: „seit etwa 580 von slawischen Stämmen besiedelt", im Raum Griechenland: „Slawen um 610", im Raum Bulgarien: „Awaren/Slawen". Das Land zwischen Elbe/Saale und Weichsel ist ebenfalls als von Slawen besiedelt gezeichnet. — Ja, im russischen Raum taucht die Bezeichnung „Slawen" schon für die Zeit kurz nach der Zeitenwende auf, obwohl der Ausdruck „Sclaveni", wie wir hörten, erst im 6. Jahrhundert erscheint. Ist das wissenschaftlich einwandfrei?

diese Zeit wenig über 1000 Jahre zurückliegt. Die Gründe für die geringe Anteilnahme an diesem Teil unserer Geschichte dürften darin zu suchen sein, daß man sie für unwichtig hielt, eben weil dieser Raum vor Einbeziehung in das Reich von Slawen, vorgestellt als fremdvölkische Menschen, besiedelt gewesen sein soll, deren Schicksal nicht weiter berührt. Um zu einem Urteil zu kommen, ziehen wir zunächst die Geschichte zu Rate.

Geschichte Ostgermaniens

Der Begriff „Ostgermanien" soll darauf verweisen, wovon auszugehen ist, nämlich daß der Osten bis zur Weichsel und bis zur Donau jahrhundertelang von germanischen Völkern beherrscht und besiedelt war. Das wird bis zum 5. Jahrhundert von keiner Seite bestritten.

Für die Zeit um das Jahr +100 nennen die Quellen hier eine große Zahl von Namen, die in mehrere Großgruppen zusammenzufassen sind: Warnen und Nordsweben im Raum Mecklenburg, Semnonen zwischen Elbe und Oder, Hermunduren zwischen Saale und Elbe, Markomannen (auch Baiwaren) in Böhmen, Quaden in Mähren und nach Süden bis zur Donau, Rugier (oder Lemovier) im Raum Pommern zwischen Oder und Weichsel, Burgunder im Warthe-Raum, Lugier (oder Vandalen) am Oberlauf der Oder, Goten (oder Gotonen) am Unterlauf der Weichsel.

Aus diesen Siedlungsgebieten erfolgte dann die Ausbreitung in südlicher Richtung: Goten zogen vom Ende des 2. Jahrhunderts an die Weichsel aufwärts und den Dnjestr abwärts bis nördlich des Schwarzen Meeres (Ukraine, Krim) und dehnten sich dort nach Osten bis zum Don (Heruler) und nach Westen bis zum Unterlauf der Donau aus (Westgoten, Gepiden). Westlich der Gepiden (in Ostungarn) erschienen Hasdinger-Vandalen (Westungarn). Im alten Siedlungsraum waren die Silinger-Vandalen verblieben (Schlesien). Markomannen und Quaden drangen wiederholt über die Donau gen Süden nach Noricum, später Karantanien, und gen Westen nach Bayern vor und ließen sich dort auch nieder. Nach Böhmen und Mähren erfolgte laufend weiterer Zuzug aus dem Norden: Rugier und Langobarden (Sweben). Burgunder wanderten, verdrängt von Goten, seit dem 3. Jahrhundert nach Westen ab, errichteten wenige Jahre nach 400 ihr Reich am Rhein, wo sie bekanntlich vom Ansturm der Hunnen getroffen wurden. Ihre Reste wurden dann an der Rhone angesiedelt (Burgund). Das alles sind zweifelsfrei germanische Namen. Als Nachbarn zeigt die Karte: Vom Unterlauf der Weichsel bis über die Düna hinaus: Baltische Völker (Aisten), südlich davon, ostwärts der Weichsel: Slawen (!!)[13]), auf dem Balkan: Illyrer, Mösier und Daker.[14])

Aus der Geschichte ist weiter bekannt, daß im 4. Jahrhundert unter dem Gotenkönig Ermanarich im Osten das erste germanische Großreich entstand. Seine Oberhoheit reichte von der Elbe bis an die Wolga und von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Es zerbrach beim Ansturm der Hunnen. Die betroffenen Germanenvölker gerieten in Bewegung. Da die Hunnen

[13]) Das ist der Raum, in dem Tacitus um +100 die Veneder und Jordanes um 550 die Veneter ansetzt.

[14]) Putzger: Historischer Weltatlas, 1954, 1956, 1961, S. 38, Westermanns Weltatlas, a. a. O., S. 41, 42, 48.

nördlich des Schwarzen Meeres in den Karpathenraum zogen, wo Attila später seinen Sitz nahm, waren dies die Ost- und Westgoten, die Gepiden, Heruler sowie die Hasdinger-Vandalen. Von Ungarn aus unternahmen die Hunnen starke Vorstöße nördl. der Alpen auf den Rhein zu bis ins Frankenreich, auf den Balkan und nach Italien. Für die zwischen Elbe und Weichsel ansässigen Germanenstämme, die vom Hunnensturm gar nicht berührt waren, lag also keinerlei Veranlassung vor, ihr Gebiet zu verlassen. Das wird auch nirgends berichtet, abgesehen von den Silinger-Vandalen, die sich offenbar mit Teilen an der Wanderung beteiligten. Immerhin zeigen die Karten auch später noch im Oder-Raum die Bezeichnung „Silingen". Hasdinger-Vandalen waren es jedenfalls, die nach Nordafrika gelangten und dort ihr Reich gründeten.

Für die Römer, die damals bereits römisch-christlich waren, konnten die Germanen, die jetzt in ihr Reich einbrachen, natürlich nur „Barbaren" sein. Dennoch waren sie an Kultur und Sittlichkeit den Römern überlegen. Zeugnis dafür ist das Wort des römisch-christlichen Schriftstellers S a l v i a n (um 450): „Es gibt keine Tugend, in welcher wir Römer die Vandalen übertreffen. Wir verachten sie als Ketzer, und doch sind sie stärker als wir an Gottesfurcht. Wo Goten herrschen, sind nur die Römer lasterhaft, wo aber die Vandalen herrschen, werden selbst die lasterhaften Römer tugendhaft." Es dürfte also Zeit sein, daß der Ausdruck „Vandalismus" mit seinem üblen Sinn aus dem Sprachgebrauch verschwindet. (Allerdings sind die Vandalen auch ein Beispiel dafür, daß Luxus und Wohlleben solche Tugenden schnell zum Verlöschen bringen.)

Verschwinden müßte auch die Meinung, daß im Herrschaftsbereich der Hunnen ein tödlicher Haß zwischen ihnen und den Germanen geherrscht hätte. Sage und Geschichte widerlegen das, vor allem für die Zeit Attilas. Ostgermanische Fürsten waren seine Lehnsleute, und starke Heerbanne ostgermanischer Krieger kämpften im Verband des Hunnenheeres in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern. Im übrigen ist nachgewiesen, daß selbst von den am stärksten durch den Hunnen-Einfall betroffenen Germanenvölkern Teile zurückgeblieben sind. Das gilt einmal für die Goten, besonders auf der Krim, aber auch für die Vandalen. Einen Beleg hierfür gibt P r o k o p , und zwar für die Zeit König Geiserichs (429—477):

„Das Vandalenvolk" (in Nordafrika) „besann sich auch noch auf eine andere alte Geschichte, jetzt, wo es schon an sich selbst erfahren hatte, daß der Mensch weder an einer Hoffnung verzweifeln noch auf einen sicheren Besitz rechnen darf. Wie diese Geschichte sich zutrug, will ich nun erzählen. Als die Vandalen einst, von Hunger getrieben, ihr Heimatland verlassen wollten, blieb ein Teil von ihnen, der Godegisel nicht folgen mochte, in den alten Sitzen. Mit der Zeit hatten die Zurückgebliebenen reichliche Ernten, und Geiserich war mit den Seinen in den Besitz von Afrika gekommen. Jene freuten sich, daß für sie nun das Land hinlängliche Nahrung bot, konnten sich aber

der Beſorgnis nicht erwehren, daß die Eroberer Afrikas oder ihre Nachkommen dies Land einmal verlaſſen und in ihre Stammſitze zurückkehren würden — die Römer konnten ja unmöglich Afrika ganz aus den Augen verlieren — und ſchickten daher Geſandte dorthin, die bei Geiſerich erklärten, ſie freuten ſich herzlich über die günſtige Lage ihrer Brüder, ſeien aber nicht imſtande, das Land, das jene aufgegeben, ihnen länger aufzuheben. Sie ſprachen daher die Bitte aus, man möge ihnen dieſe Ländereien, wenn ſie nun weiter keinen Wert darauf legten, umſonſt überlaſſen, damit ſie als unbeſtrittene Herren das Ganze als ihr Vaterland gegen jeden Angriff verteidigen könnten. Schon wollten Geiſerich und die Seinen, welche den Vorſchlag vernünftig und gerechtfertigt fanden, ſo tun, wie die Geſandten es wünſchten, da erhob ſich ein Greis von adliger Herkunft und großer Weisheit und ſprach ſich dahin aus, man dürfe keineswegs dareinwilligen, denn auf feſtem Grunde ſtehe kein menſchlich Werk, für die Zukunft ſei von dem Beſtehenden nichts ſicher, in der Zukunft aber ſei nichts unmöglich. Dem ſtimmte Geiſerich bei und ließ die Geſandten unverrichteter Sache heimkehren. Er und der Alte, die ſo Unwahrſcheinliches in Betracht zogen, wurden damals von allen Vandalen verlacht; als aber alles richtig eintraf, lernte dieſes Volk die Natur der menſchlichen Verhältniſſe kennen und ſah ein, wie weiſe der Greis geredet hatte."[15])

Prokop fährt fort: „Von den Vandalen, die in ihrer Heimat blieben, iſt keine Spur mehr zu meinen Zeiten vorhanden. Sie ſind, da ihrer nur wenige waren, entweder von benachbarten Barbaren erdrückt worden oder haben ſich freiwillig unter ſie gemiſcht, und ſo iſt ſelbſt ihr Name verſchwunden." — Letzteres ſtimmt nun nicht: die Fortdauer vandaliſcher Namen iſt zum mindeſten für Schleſien ſicher. Bodenfunde in Schleſien beſtätigen, daß dort im 5. Jahrhundert Vandalen geſeſſen haben, während ſpäter Funde oſtgotiſchen Gepräges auftreten, wonach eine Verſchmelzung in der Tat erfolgt iſt. Von der Abwehr eines Hunnen-Einfalls nach Schleſien-Südpolen nach dem Tode Attilas (453) durch Germanen hörten wir bereits (ſiehe Teil I, S. 45).

Auf jeden Fall iſt eine Rückwanderung der Vandalen aus Nordafrika nicht erfolgt. Heruler hingegen zogen aus dem Südoſten Europas in ihre Stammſitze an der Oſtſee (Raum Mecklenburg—Nordbrandenburg) zurück, nachdem ſie zu Beginn des 6. Jahrhunderts den Langobarden unterlegen waren. Hierüber berichtet ebenfalls Prokop:

„Als die Heruler von den Langobarden geſchlagen waren und ihre alten Wohnſitze aufgaben, ließ ſich ein Teil derſelben, wie ich ſoeben ausgeführt habe, in Illyrien nieder" (alſo auf dem Balkan!), „der andere wollte nicht

[15]) Prokop, Vandalenkrieg, cap. 22, entnommen aus Ernſt Peterſen: Der oſtelbiſche Raum als germaniſches Kraftfeld — im Lichte der Bodenfunde des 6.—8. Jahrhunderts, Leipzig, 1939.

die Donau überschreiten, sondern gründete neue Wohnsitze am äußersten Ende der bewohnten Welt: unter Führung vieler Mitglieder der königlichen Familie zogen sie erst durch alle Länder der Sklavenen" (also ostwärts der Weichsel nach Norden), „dann durch eine Wüste" (Petersen sieht hierin das nördliche Schlesien und Brandenburg, das nach dem Abzug der Burgunden offenbar dünn besiedelt war), „bis sie zu den Warnen (Mecklenburg) kamen. Dann wanderten sie noch durch das Land der Danen. Und alle diese wilden Völker taten ihnen nichts. Am Ozean angelangt, gingen sie zu Schiff und fuhren nach Thule (Island), wo sie blieben . . ." (Prokop, Gothenkrieg, II, 15)

Teile der Heruler müssen aber auch in Mecklenburg — Nordbrandenburg geblieben sein, da ihr Name später noch in Quellen auftaucht. Prokop berichtet weiterhin von einer Gesandtschaft der Heruler nach Skandinavien, ein Beweis, daß die Verbindung zur alten Heimat bestehen geblieben war. Überdies erhielten die Stämme im Ostseeraum laufend Zuzug aus dem Norden, aus Skandinavien. Dieser nordgermanische Einfluß wird auch durch Bodenfunde belegt, die von der Ostseeküste bis weit ins Land hineinreichen (nach Petersen vom Zusammenfluß der Elbe und Saale über die westliche und mittlere Mark Brandenburg — Nordposen — Thorn/Weichsel bis Masuren, hier mit anderen, auch altpreußischen).

Die Karten des ostelbischen Raumes weisen für die Zeit nach 500 nur wenige Namen auf — Warnen und Nordsweben zwischen Unterlauf der Elbe und Oder, Rugier in Pommern, Widiwarier beiderseits des Unterlaufs der Weichsel, Thüringer zwischen Oberlauf der Elbe und Saale, Silingen im schlesischen Raum. Das zeigt, daß sich neue Namen durchgesetzt hatten, die wahrscheinlich auf neue Zusammenschlüsse zurückzuführen sind. Da es sich aber um germanische Namen handelt, wird damit kein Beweis geliefert. daß dort inzwischen Menschen fremder Art vorherrschend geworden waren. Auch aus der geschichtlichen Entwicklung ergibt sich für Ostelbien kein Hinweis, daß es von Germanen verlassen worden wäre, wie von manchen Seiten behauptet wird. Allenfalls können einige Landstriche zeitweise dünner besiedelt gewesen sein. — Für Böhmen zeigt die Karte weiter den Namen Bajuwaren, und ostwärts davon im Donauraum saßen Langobarden, in Ungarn Gepiden, ebenfalls Germanen.

Weiter im Südosten, zwischen unterer Donau, Schwarzem Meer und Weichsel, sah die Lage jedoch anders aus. Das Gotenreich, der Riegel nach Osten, war zerbrochen, und die von den Hunnen geschlagene Bresche öffnete den Schwarzmeer- und Donauraum für ein Eindringen von Völkern aus dem Osten. Hinter den Hunnen schoben sich verschiedene asiatische Völker nach Westen vor (hunnisch-bulgarische Völker). Von Norden her kamen dann Teile der von Jordanes erwähnten Gruppe der Venethi (Veneti, Venedi, Venedae), Antes, Sclaveni. Für die rassische Einstufung dieser Gruppe gibt es folgende Unterlagen:

Tacitus, um das Jahr 100 lebend, kennt die obigen drei Namen noch nicht und ſchreibt nur über die Veneder: „Doch zählt man ſie lieber zu den Germanen, weil ſie Häuſer bauen, Schilde tragen, gern und flott zu Fuß gehen, in all dem ein Gegenſatz zu den Sarmaten, die auf Wagen und Roſſen leben" (alſo wohl aſiatiſche Nomaden waren).

Prokop, ein Augenzeuge der Ereigniſſe im 6. Jahrhundert, der im Gegenſatz zu Tacitus Anten und Sclavenen ſelbſt geſehen hat, gibt folgende Schilderung:

„Dieſe beiden Stämme, die Sclavenen und Anten, ſtehen nicht unter der Herrſchaft eines Mannes, ſondern ſie leben von alters her als Volksſtaat, ſo daß Glück und Unglück alle gemeinſchaftlich tragen. Auch in bezug auf alles andere, Geſetze und Bräuche, ſind dieſe Barbaren völlig gleich. Denn ſie kennen nur einen Gott, den Blitzſchleuderer, und glauben, daß er allein Herr ſei über alles. Sie opfern ihm Stiere und allerlei andere Opfertiere. Das Schickſal kennen ſie nicht und wiſſen auch nicht, daß es irgendeine Macht über die Menſchen hat; ſondern wenn ihnen der Tod vor Augen ſteht, ſei es, daß ſie von einer Krankheit ergriffen ſind oder in den Krieg ziehen, ſo geloben ſie, für den Fall der Rettung dem Gott ſofort ein Opfer darzubringen; kommen ſie glücklich durch, ſo opfern ſie nach ihrem Gelübde und glauben, daß ſie ihr Leben mit dieſem Opfer ſich erkauft haben. Außerdem erweiſen ſie den Flüſſen, Quellen und anderen Dämonen göttliche Ehren, bringen ihnen allen Opfer dar und benutzen dieſe Opfer zu Orakelſprüchen. Sie wohnen in dürftigen Zelten, weit voneinander getrennt, und die einzelnen wechſeln oft ihre Wohnſitze. Ins Feld rücken die meiſten zu Fuß mit kleinen Schilden und Wurfſpießen. Panzer tragen ſie nicht; manche haben ſogar weder Ober- noch Untergewand, ſondern gehen dem Feinde entgegen, indem ſie nur die Hoſen bei einem Schurz um die Lenden heraufziehen. Sie ſprechen ein und dieſelbe, furchtbar barbariſche Sprache und unterſcheiden ſich auch im Äußeren nicht voneinander. Alle ſind ſie ſehr groß und ſtark; ihre Haut- und Haarfarbe iſt weder weiß noch blond, auch nicht gerade ſchwarz, ſondern ſie ſind ganz und gar rötlich. Wie die Maſſageten (Hunnen) leben ſie in Roheit und Dürftigkeit und ſtarren wie jene von Schmutz.[16]).

Der Sitz dieſer Sclavenen muß um die Mitte des 6. Jahrhunderts oſtwärts von Ungarn und nördlich der Donau geweſen ſein (im heutigen Rumänien und nördlich). Prokop ſchildert, daß ſie häufig gefährliche Vorſtöße nach Süden, in das heutige Bulgarien und Jugoſlawien, unternahmen. Einzelne Verbände befanden ſich im Heer des oſtrömiſchen Feldherrn Beliſar bei ſeinem Krieg gegen die Oſtgoten in Italien. Sie müſſen alſo auf jeden Fall kriegeriſch geweſen ſein.

Die gründliche Beſchreibung des Prokop läßt in manchen weſentlichen Zügen das frühere Urteil des Tacitus, daß man ſie lieber zu den Ger-

[16]) Prokop, Gothenkrieg, a. a. O., III., 14.

manen zählt, berechtigt erscheinen. Anderes wiederum, wie die Bemerkung über ihre Sprache, die rötlich-braune Haarfarbe und die Art ihrer Lebensgewohnheiten, widerspricht dem Bild von Germanen jener Zeit. Es deutet mehr auf Kelten, die früher einmal aus dem deutschen Raum von Germanen verdrängt worden und zum Teil nach Osten ausgewichen waren. Sie gehören bekanntlich zur gleichen Völkergruppe wie die Germanen.

Für das Jahr 591, also für die Zeit nach dem Einbruch der Awaren, liegt eine weitere Quelle für die Sclavenen vor. In der Beschreibung eines Feldzuges des oströmischen Kaisers Mauricius Tiberius gegen die Awaren in Thracien, im heutigen Bulgarien, berichtet Theophylaktos Simokattes:

„Am folgenden Tage wurden von den Adjutanten" (wörtl. Schildträgern) „des Kaisers" (Mauricius) „drei Männer sklavinischen Stammes aufgegriffen, die weder mit eiserner Rüstung noch mit Kriegsinstrumenten versehen waren" (wörtlich: die nichts von Eisen oder von kriegerischen Werkzeugen an sich hatten); „sie führten Zithern mit sich und weiter nichts" (wörtlich: Saiteninstrumente waren ihnen die Bürden und nichts anderes trugen sie). „Der Kaiser fragte sie, von was für einen Stamm sie wären und wo sie ihre Wohnsitze hätten" (wörtlich: welches ihr Volkstum sei und wo sie die Orte ihres Aufenthalts erlost hätten) „sowie nach der Ursache ihres Aufenthalts im römischen Lande. Sie erklärten, sklavinischen Stammes zu sein" (wörtlich: dem Volkstum nach seien sie als Sklavinen geboren) „und hätten ihre Wohnsitze am äußersten Ende des westlichen Ozeans. Der Chan" (wörtlich: der Chakan, d. h. Awarenfürst) „habe bis in die dortigen Gegenden Gesandte geschickt, um Streitkräfte zu sammeln und habe den Stammeshäuptlingen (Volksfürsten) „viele Geschenke verehrt. Diese hätten die Geschenke angenommen und" (wörtlich: dennoch aber) „das Bündnis ihm verweigert, da sie versicherten, daß sie der weite Weg zu sehr strapazieren würde, sie hätten aber jene Gefangenen abgesandt, weil sie dadurch einen Anlaß zur Rechtfertigung hätten; und in 15 Monaten hätten sie den Weg zurückgelegt. Der Chan habe dann das Gesandtenrecht vergessen und befohlen, ihnen die Rückkehr abzuschneiden. Da hätten sie gehört, daß das Römervolk an Reichtum und Menschenliebe weltberühmt sei, und hätten die Gelegenheit benutzt und seien nach Thrakien gewandert. Zithern trügen sie, weil sie nicht gewohnt seien, Waffen anzulegen, da ihr Land kein Eisen kenne und ihnen infolgedessen eine friedliche und von Aufständen freie Lebensweise gewähre; darum spielten sie auf der Zither, weil sie nicht verständen, die (Kriegs-) Trompete zu blasen. Denn jenen, die vom Krieg nichts zu erzählen hätten, so sagten sie mit Recht, seien musikalische Übungen erwünschter. Der Kaiser

ſprach, als ſie ſo geredet hatten, dem Stamme ſeine Bewunderung aus und ließ ſie, die Barbaren, bewirten. Nachdem er dann noch ihre Statur und ihre rieſigen Gliedmaßen bewundert hatte, ließ er ſie nach Herakleia bringen."[17])

Wenn man dieſen Bericht ſo nimmt, wie er daſteht, dann ergibt ſich: Dieſe drei Männer kamen offenſichtlich nicht von jenſeits der Donau, ſondern von weit her. Die Frage iſt, welches Meer mit dem „weſtlichen Ozean" gemeint ſein könnte. Peterſen ſchließt auf die Oſtſee, da nur ſo die Zeit von 15 Monaten zu erklären ſei. Seine Meinung geht weiter dahin, daß nur das Stück von der Weichſelmündung bis Lübeck in Frage komme, weil zu jener Zeit nur dort Slawen geſeſſen hätten. Dem kann aber nicht zugeſtimmt werden. Dort kann nie das „äußerſte Ende" der Oſtſee ſein. Eher müßte es ſich um das heutige Eſtland oder Finnland handeln. Auf jeden Fall zeigt dieſe Quelle, daß Stämme, die von Oſtrömern zu den Sclaveni gerechnet wurden, über einen weiten Raum verteilt waren. Der Name ſcheint ſich für die früher erwähnten Venethi (Jordanes) durchgeſetzt zu haben.

Aus dem Donauraum ſind ſpäter Sclavenen mehrfach kriegeriſch auf den Balkan vorgedrungen. Auf ein verhältnismäßig kleines Siedlungsgebiet der Sclavenen weiſen die Namen Slowenien und wohl auch Slowakei hin. Im gleichen Zeitraum führten die Awaren Vorſtöße durch, und zwar im Weſten bis Böhmen und Karantanien, im Süden bis nach Griechenland und vor Konſtantinopel. Dieſe Gebiete gerieten unter ihre Oberhoheit. Als Hilfstruppen dienten den Awaren Heerbanne unterworfener Stämme, wie es damals üblich war. Die Bezeichnung Sclavi = Knechte wäre für dieſe Zwangs-Soldaten unter fremder Führung durchaus ſinngemäß. Auch ſie blieben im Lande. Im 7. Jahrhundert erfolgte weiterer Zufluß von Menſchen aus dem Oſten, z. B. Kroaten und (die damaligen) Bulgaren. Das Völker- und Raſſengemiſch in Südoſteuropa wurde immer größer. Von einer Einheitlichkeit der Menſchen konnte natürlich keine Rede ſein.

Wenn ſie dennoch durch die heutige Geſchichtsſchreibung alleſamt mit dem Kennzeichen „Slawen" verſehen werden, verſtanden als völkiſche Gleichheit, dann iſt das aus der Geſchichte nicht zu begründen. Jedenfalls für dieſe Jahrhunderte noch nicht. Das wechſelhafte Schickſal der einzelnen Menſchen und Stämme in dieſem Raum konnte ebenſowenig zu einem Gemeinſchaftsgefühl führen. Das entwickelte ſich erſt ſpäter, als ſich eine gemeinſame Sprache durchgeſetzt hatte. Vorbedingung hierfür war wiederum, daß eine ſolche Sprache vorhanden war. Vorausſetzungen für ſie wurden aber erſt im 9. Jahrhundert durch die Mönche Konſtantin-Kyrill und Method geſchaffen,

---

[17]) Theophylaktos Simokattes: Hiſtoriae, ed. C. de Boor, Leipzig (Bibl. Teubneriana), 1887, VI, 2, 10 ff., S. 225 ff.

Überſetzung bei K. Diederich: Byzantiniſche Quellen zur Länder- und Völkerkunde II, Leipzig, 1912, S. 66, entnommen aus E. Peterſen, a. a. O., S 280.

indem sie eine Kirchensprache festlegten und für sie eine Schrift erfanden (glagolitische und kyrillische Schrift). Ehe sich eine solche Sprache durchsetzt, dauert es naturgemäß seine Zeit. Mit einer völkischen Eigenart der Menschen, die dann eine solche Sprache sprechen, hat das nichts zu tun. Ihre Gemeinsamkeit besteht im Glauben, nicht in der Rasse.

— — Hier wollen wir den Gedankengang unterbrechen und das bisherige Ergebnis zusammenfassen: In Südosteuropa (Donauraum und Balkan) fanden seit dem Einbruch der Hunnen erhebliche Veränderungen durch Wanderungen, Kämpfe und Zuzug statt. In Ostelbien hingegen sind wahrscheinlich Verschiebungen vorgekommen, von Kämpfen und Zuzug ist nichts bekanntgeworden. Wie die heutige deutsche Geschichtsschreibung unter diesen Umständen für Ostelbien ihre „Slawentheorie", also die Überflutung durch fremdrassige Menschen, zu beweisen sucht, sei an Hand des schon genannten „Handbuchs der deutschen Geschichte" dargestellt:

„War durch die Überwindung der römischen Reichs- und Kulturgrenzen der westliche Raum wieder einheitlich germanisch geworden und wurde durch die Franken allmählich auch dessen politische Einigung herbeigeführt, so brachte doch im östlichen Teil Deutschlands die weitgehende Leerung des Landes durch die Abwanderung germanischer Stämme in der Völkerwanderungszeit eine neue und folgenschwere Zweiteilung des später deutschen Gebiets: noch bevor westgermanisch-fränkische Eroberung und Kolonisation diesen Raum erfassen konnte, waren die Slawen von Osten her in das Land vorgedrungen und war so eine erneute ethnische Zweiteilung herbeigeführt worden. Während sich aber das alte Widerspiel der bronzezeitlichen Gruppen und der Kelten und Germanen im wesentlichen als nord-südlicher Dualismus darstellte, wurde jetzt eine Scheide zwischen Westen und Osten aufgerichtet.

Die Herkunft der Slawen ist ein außerordentlich verwickeltes, sehr umstrittenes und von den jeweiligen politischen Verhältnissen und Meinungen stark überfärbtes Problem. Mit Sicherheit sind die Slawen trotz aller gegenteiligen Behauptungen vor dem 6. Jahrhundert n. Chr. in Deutschland nicht festzustellen. Neuerdings wird versucht, diese Lücke durch eine Theorie zu überbrücken, nach der die Slawen von alters her in den später von ihnen eingenommenen Gebieten ansässig gewesen sein sollen. Es wird versucht, von der jüngeren Steinzeit bis in das Mittelalter hinein in diesen Gebieten Kontinuitäten nachzuweisen. Abgesehen davon, daß diese Versuche auf außerordentlich schwachen Füßen stehen, ist natürlich damit zu rechnen, daß nicht jeweils die ganze Vorbevölkerung von neuen Einwanderern verdrängt oder ausgerottet wurde, sondern daß erhebliche Teile in diesen aufgingen. Eine solche Siedlungs- und Bevölkerungskontinuität ist jedoch nicht identisch mit einer Kontinuität des prägenden ethnischen Elements. Zudem wird uns gerade für das ostdeutsche Gebiet für die Zeit nach der Abwanderung der ostgermanischen Stämme durch glückliche Umstände eine zuverlässige Nachricht übermittelt, daß dieser Raum damals — wenn auch sicher nicht

völlig bevölkerungsleer — so doch sehr siedlungsarm und in weiten Strichen verödet war. Ebenso ist es unmöglich, die in den ersten vier Jahrhunderten n. Chr. gemeinhin als germanisch angesehenen Formengruppen den Slawen zuzusprechen, denn der Bernsteinhandel hatte es mit sich gebracht, daß die römischen Nachrichten gerade für dieses Gebiet als gut und zuverlässig betrachtet werden dürfen, jedoch nichts von Slawen in diesem Raum wissen. Ein Weiterleben in Form einer Zwischensiedlung germanischer Herren und slawischer Unterschicht auf breitem Raum hätte sicher in den Quellen entsprechenden Niederschlag gefunden. Aus diesen und anderen Gründen muß die Theorie einer weiträumigen Autochthonie (Urbesitz) der Slawen abgelehnt werden, nicht zuletzt auch deshalb, weil uns die frühesten zuverlässigen Quellen eindeutig die Slawen in einer West- und Südexpansion begriffen zeigen.

Für die Ermittlung der slawischen Urheimat sind wir im wesentlichen auf die Zeugnisse der Sprachwissenschaft angewiesen. Sie sprechen zunächst von einer alten und engen Gemeinschaft mit den Balten, ferner aber auch von Beziehungen zum Finnischen und in lockerer Art auch zum Iranischen, was wohl durch eine Nachbarschaft mit den Skythen hervorgerufen sein dürfte. So sind für Nord- und Südgrenze wesentliche Anhaltspunkte gewonnen. Schlechter steht es mit der Festlegung ihrer frühen Ausdehnung nach Westen. Immerhin spricht aber die Erforschung der großen Flußnamen für ein Heimatgebiet, das den Raum um Weichselbogen und oberen Bug umfaßt hat.

Hierzu passen recht gut alte („vor-gotische") Lehnwortbeziehungen zum Germanischen, die auf eine Oberherrschaft germanischer Gruppen hinweisen und die mit der frühen Welle aus Ostdeutschland („Gesichtsurnengruppe") zu verbinden sein mögen. Inwieweit man den Slawen noch einen Anteil an den östlichen Bezirken der (schon zurückgehenden) ‚Lausitzer Kultur' zubilligen darf, ist umstritten. (Die generelle Zuschreibung der „Lausitzer Kultur" an die Slawen ist jedoch abzulehnen). Inwieweit die damals westlichsten Slawen unter wandalische Herrschaft gerieten oder von diesen verdrängt wurden, ist noch ungeklärt. Später dürften sie im Süden ihres damaligen Ausbreitungsraums, also am oberen Bug, Dnjestr und Don, teilweise von den Goten unterworfen worden sein. Für das Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. sind Kämpfe mit den Goten bezeugt, die aber wohl schon im Zusammenhang mit der Auflösung des Gotenreichs unter hunnischem Druck und mit dadurch geförderten Freiheits- und (oder) Ausdehnungsbestrebungen der Slawen zu sehen sein dürften. Vielleicht waren die an diesen Kämpfen beteiligten Slawen auch schon unmittelbar von den Hunnen eingesetzt. Die gotische Herrschaft wurde offenbar weithin durch eine hunnische und noch später durch eine awarische abgelöst.

Die Westbewegung der Slawen vollzog sich vielfach in engem Zusammenhang mit den Vorstößen östlicher Reiternomaden, zunächst und in geringe-

rem Umfang der Hunnen, ganz besonders aber später der Awaren. Möglicherweise erreichten die Slawen noch im 5. Jahrhundert mit den Hunnen ein Gebiet etwas westlich der mittleren Weichsel und dem San. Zusammen mit den Awaren, mit denen sie weithin in enger „Symbiose" lebten und von denen sie vielfach als Fußtruppe zur Ergänzung der Nomadenreiterei eingesetzt wurden, gelangten sie im späten 6. Jahrhundert bis in die Kurmark und an die Ostsee. Sie drangen jedoch auch unabhängig neben und nach der Awarenherrschaft stetig nach Westen vor und hatten bis zum Ausgang des 8. Jahrhunderts im wesentlichen ihre größte Ausdehnung in dieser Richtung erreicht, nämlich bis an den Böhmerwald, die Saale und Elbe und in das nordalbingische Gebiet. (Erst für diese Zeit wurde auch eine archäologische Hinterlassenschaft der Slawen auf später deutschem Boden klar greifbar. Versuche, durch Frühdatierung einer bestimmten Keramikart ein älteres Auftreten von Slawen in Ost- und Mitteldeutschland sowie in Böhmen und Mähren nachzuweisen, müssen als erfolglos betrachtet werden.)"[18])

Zu diesen Ausführungen ist zu sagen:

1. Das Handbuch bleibt bei der „ethnischen Zweiteilung" des späteren deutschen Gebietes, also bei der Behauptung, daß ostwärts der Linie Limes Saxoniae = Kiel — Lauenburg — Elbe/Saale — Böhmerwald Völker ansässig waren, die sich von den Germanen rassisch unterschieden.

2. Das Handbuch bleibt dabei, daß der ostelbische Raum „sehr siedlungsarm und in weiten Strichen verödet" war, verursacht durch eine Abwanderung der germanischen Stämme. Die hierfür maßgebliche „zuverlässige Nachricht" wird leider nicht angegeben. Sollte es das Wort „deserta" sein, das sich in manchen Quellen für Teile Ostgermaniens findet, so wäre das als Beweis nicht stichhaltig. „Deserta" bedeutet nämlich nicht „leer", sondern „verlassen". Bei den Wanderbewegungen germanischer Stämme im Osten kann sehr wohl der eine oder andere Landstrich verlassen worden sein, das heißt jedoch nicht, daß er leer wurde oder leer blieb. Zum Beispiel wurde das Siedlungsgebiet der Burgunder von ihnen verlassen, jedoch von den Rugiern und Gepiden, also von Norden her, wieder besetzt. Später zogen die Gepiden weiter, das Land war wieder „deserta" = verlassen, deswegen aber nicht

[18]) „Handbuch der Deutschen Geschichte", begründet von Prof. Dr. Otto Brandt, fortgeführt von Prof. Dr. Arnold Oskar Meyer, neu herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Historiker von Prof. Dr. Leo Just, Mainz,
Band 1, Abschnitt 1
Karl J. Narr
Deutschland in ur- und frühgeschichtlicher Zeit
Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion Dr. Albert Hachfeld, Konstanz (Herausgabe laufend in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts), S. 88/99.

leer, sonst wäre Mesico im 10. Jahrhundert in ein leeres Land gekommen (s. hierzu auch Petersen, S. 239). Die Bewohner wurden dann als Polani" oder „Poloni" bezeichnet, ein Wort, das allgemein als „Feldbewohner" erklärt wird. Wenn sie in späteren deutschen Quellen als Polen erscheinen, so ist eine Gleichsetzung mit den heutigen Polen nicht ohne weiteres angebracht, jedenfalls nicht ohne sonstige Beweise, daß es sich um fremdrassige Menschen gehandelt hat.

3. Über die Herkunft der Slawen weiß das Handbuch nichts Genaues. Immerhin wollen wir festhalten, daß auch laut Handbuch bis zum späten 6. Jahrhundert im ostdeutschen Raum Slawen nicht festzustellen sind und daß sie nicht Ureinwohner dieses Landes sein können.

4. Die Urheimat der Slawen wird in dem gleichen Raum angegeben, den wir als Heimat der Veneter und Sclavenen kennengelernt haben. Davon abgesehen enthält dieser Absatz so viele Konjunktive (Möglichkeitsformen) und Annahmen, daß auch dieser Punkt nicht klar ist, ebensowenig wie der Eintritt in die deutsche Geschichte. Was darüber gesagt wird, bezieht sich auf die Sclavenen, die aber, wie erwähnt, nicht mit den Sclavi in Ostelbien gleichgesetzt werden können, ganz abgesehen von den heutigen Slawen.

5. Die Angaben des Handbuchs über die „Westbewegung der Slawen" lassen ebenfalls Fragen offen. Zwar öffnete der Vorstoß der Hunnen Europa für den Zufluß fremder Völker aus den Weiten des Ostens, doch können derartige Bewegungen, auch nach dem Handbuch, nur von geringem Ausmaß gewesen sein. Die Hunnen zogen 454 mit Masse aus dem ungarischen Raum nach Osten ab, nachdem ihnen ein Jahr zuvor Germanen den Eintritt nach Südschlesien/Südpolen verwehrt hatten (s. Teil I, S. 45). Zu der Zeit standen die Germanen also noch fest im Lande. Aus jener Zeit stammt übrigens die Benennung der Weichselbewohner als Wislanen; er ist demnach germanisch und nicht „slawisch". Ab 568 wird allerdings von Sclavi berichtet, die zusammen mit den Awaren bei Kriegszügen in Thüringen und Bayern auftraten. Von Vorstößen bis in die Kurmark oder an die Ostsee (wo dort?) ist nichts bekannt. Vor allem bleibt hier völlig offen, wo eigentlich die Germanen aus Ostelbien geblieben sein mögen. Von Wanderungen, zu denen auch kein Anlaß bestand, ist zu jener Zeit (6. Jahrh.) nichts bekannt. Sie können sich ja nicht in Luft aufgelöst haben. Unter solchen Umständen scheint es kaum denkbar, daß fremde Völker, mögen es nun Sclavi oder andere gewesen sein, in so kurzer Zeit die genannten Gebiete übernommen und ausgefüllt haben. Das alles klingt mehr nach einer gesuchten Erklärung zur Stützung der angenommenen Slawentheorie. Und da nach ihr am Ende des 8. Jahrhunderts das gesamte Gebiet ostwärts der Grenze des Frankenreiches von Ostholstein bis Böhmen eben „slawisch" gewesen sein soll, sollen Slawen einfach auch unabhängig von den Awaren stetig nach Westen vorgedrungen sein.

In dieſer Geſchichtsdarſtellung ſind noch ſo viele Widerſprüche und offene Fragen, daß ſie wiſſenſchaftlich nicht voll begründet erſcheint. Sie alle haben ihren Urſprung darin, daß die Sclavi der damaligen Zeit von vornherein als Slawen im heutigen Sinne geſehen werden und geſehen werden ſollen. Auf Grund dieſer Einſtellung erſcheinen natürlich in Geſchichtswerken und Atlanten ſämtliche Völker und Stämme in Oſtelbien als „ſlawiſche Völker". Quellenangaben, die dem widerſprechen, werden einfach nicht berückſichtigt oder als willkürliche Entnahmen aus älteren Schriften hingeſtellt. Zu derartigen Angaben gehören: die Mitteilung Einhards um 800, daß der Raum bis zur Weichſel „Germania" ſei und daß Stämme im Norden zu den einwandfrei germaniſchen Herulern gehören, ſowie die Bemerkung Adams von Bremen im 11. Jahrhundert, daß „Sclavania ein ſehr weiter Teil Germaniens" ſei, deren Bewohner Winuler, die einſtigen Vandalen, wären. Die Berichtigung der Herausgeber, daß damit Langobarden gemeint ſeien, ändert nichts daran, da es ſich ebenfalls um Germanen handelt.

Helmold weiß 100 Jahre ſpäter auch nichts anderes: Im Abſchnitt „De diſtinctione Sclavorum" (= „Über die Abſtammung der Sclavi") ſchreibt er: „Ubi igitur Polonia finem facit, pervenitur ad ampliſſimam Sclavorum provinciam, eorum qui antiquitus Wandali, nunc autem Winithi ſive Winuli appellantur", S. 15 (= „Wo alſo Polen endet, kommt man (nach Weſten) zum größten Land der Sclavi, die vordem Wandalen, jetzt aber Winiter oder Winuler genannt werden"). Er benutzt die Bezeichnung „Winuli" auch ſonſt gelegentlich für die Stämme Oſtelbiens, wenn er ſie insgeſamt meint, verwendet dieſes Wort alſo ebenſo wie „Sclavi". Ein Hinweis auf völkiſche Unterſchiede zu den Sachſen findet ſich nicht.

Soweit zum Handbuch. — Im übrigen iſt es lehrreich, zu dieſer Frage mehrere Geſchichtsbücher zu leſen. Schon in heutigen Werken ſind die Angaben verſchieden, ſowohl über die Slawenfrage allgemein und erſt recht über die ſogenannte Landnahme der Slawen in Oſtelbien. Am Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Anſichten der Wiſſenſchaft wieder anders. Und dieſe Geſchichtsdarſtellung unterſcheidet ſich wieder von der vor 200 Jahren. Wenn man es noch nicht wiſſen ſollte, ſo merkt man es hier, daß die Geſchichtsſchreibung ſich in manchen Punkten laufend ändert. Das liegt nicht nur an neuen Erkenntniſſen, die eine Berichtigung früherer Anſichten erzwingen. Auch nichtwiſſenſchaftliche Meinungen, die aus dem politiſchen Bereich der jeweiligen Zeit ſtammen, ſpielen dabei eine Rolle. Jedenfalls liegt kein Grund vor, eine heute gültige Anſicht von vornherein als ewig feſtſtehend und als unantaſtbar einfach hinzunehmen, wenn gründliche Prüfung ſie als fragwürdig erkennt.

Sclavi und Wenden

Kehren wir also zu der Behauptung der Slawentheorie zurück, wie wir sie eben im „Handbuch" kennengelernt haben, daß Slawen im späten 6. Jahrhundert in Ostelbien aufgetreten seien und daß sie bis zum Ausgang des 8. Jahrhunderts den gesamten Raum ostwärts der Linie Kiel — Lauenburg — Elbe — Saale — Böhmerwald — Adria besetzt haben. Es gilt zu prüfen, was die Forschung über dieses Jahrhundert zu berichten hat, und auch, welche Belege etwa für eine Landnahme von Slawen vorliegen.

Da steht zunächst fest, daß schriftliche Quellen für den nördlichen Teil Ostelbiens nicht vorhanden sind. Mit Recht meint Ernst Petersen: „Die Spärlichkeit der geschichtlichen Überlieferung über die slawische Landnahme ist sprichwörtlich. Von wirklichem Wert sind außer der Nennung der ‚Venedae' bei Tacitus und Ptolemäus, die bis heute verschiedenartig beurteilt wird, nur die Angaben bei Jordanes und Prokop und dann erst wieder Berichte bei Paulus Diaconus, Fredegar und Gregor von Tours. Sie haben jedoch sämtlich Gebiete im Auge, die entweder ostwärts der Weichsel oder im Donaubecken liegen, oder beschränken sich, wie bei den drei letzteren, auf Böhmen und Mitteldeutschland. Über dem größten Teil Ostelbiens dagegen liegt hinsichtlich der slawischen Landnahme bis zur Karolingerzeit tiefes Dunkel. Und hier versagen scheinbar die Bodenfunde ebenso empfindlich wie vorher für den Ausgang der germanischen Zeit. Deshalb ist sich die Vorgeschichtsforschung bis vor kurzem darin einig gewesen, daß sie erst seit dem 8. Jahrhundert slawische Bodendenkmäler nachzuweisen vermag, und es ist erklärlich, daß die schriftlichen Quellen über die Anwesenheit der Slawen in Mitteldeutschland seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts hier und da auf Unglauben gestoßen sind." (Petersen, a. a. O., S. 3)[19])

Zu den Ausführungen Petersens zunächst die Bemerkung: Er geht hier von der Auffassung der Slawentheorie aus, daß die lateinischen Bezeichnungen „Sclaveni" und „Sclavi" dieselbe Gruppe von Menschen meinen, bringt also das Auftreten von „Sclaveni" ostwärts der Weichsel, an der Donau und auf dem Balkan mit dem der „Sclavi" in Böhmen und Mitteldeutschland zusammen.

In den Quellen wird hier jedoch nur von „Sclavi" gesprochen. Und diese werden derart mit dem Vordringen der Awaren verknüpft, daß beide als zusammengehörig betrachtet werden. Diese Gemeinschaft bestand darin, daß die Awaren die Sclavi als Unterworfene zwangsweise als unterstellte Krieger bei ihren Feldzügen einsetzten. Dies würde auch der Bedeutung des Wortes „Sclavi" entsprechen, die man ebenfalls bedenken muß, ja von

[19]) Der Mangel an schriftlichen Quellen für eine slawische Einwanderung wird für Schlesien auch in dem Buch „Geschichte Schlesiens", herausgegeben von der histor. Kommission für Schlesien, 3. Aufl., Stuttgart, 1961, vermerkt.

der die Wissenschaft zunächst einmal ausgehen müßte. Es ist doch auffallend, daß gleichzeitig mit den Awaren von Böhmen bis nach Griechenland auch Slawen auftauchen sollen. Daß diese Krieger zum Teil im Lande blieben, ist leicht vorstellbar.

Daß die Bezeichnung „Sclavi" kein Stammesname ist, sondern die Abhängigkeit von den Awaren kennzeichnen soll, geht aus den Quellen hervor. So schreibt Fredegar für die Zeit des Samo-Reiches, also nach d. J. 623, allerdings mit einem aufschlußreichen Rückblick: „Im 40. Jahr (der Regierung König Chlotars, des Königs der Franken) verband sich ein gewisser Samo, ein geborener Franke aus dem Senonagischen Gau, mit mehreren Kaufleuten und zog in Handelsgeschäften zu den Sklaven, die man Wineder nennt. Die Slaven (im lat. Text Sclavi) hatten damals bereits angefangen, gegen die Awaren, die den Beinamen Chunen führen, und deren König Gagan (Chan) sich zu empören. Schon von alten Zeiten her wurden die Wenden von den Chunen als sogenannte Befulci gebraucht, so daß, wenn die Chunen gegen irgendein Volk zu Felde zogen, sie sich selbst vor dem Lager aufstellten, die Wenden aber kämpfen mußten." (Bezeichnenderweise werden die Leute als Kämpfer nicht Sclavi, sondern Winidi genannt.) „Siegten nun diese, so rückten die Chuni vor, um Beute zu machen; unterlagen jedoch die Wenden, so sammelten sie, auf der Chunen Hilfe gestützt, neue Kräfte. Darum wurden sie Befulci von den Chunen genannt, weil sie vor ihnen einherzogen und im Treffen einen doppelten Kampf bestanden." (Diese Art des Einsatzes von Männern unterworfener Stämme kennen wir schon vom ersten Vorstoß der Hunnen, sie ist also nichts Ungewöhnliches.) „Jedes Jahr kamen die Chunen zu den Sklaven, um bei ihnen zu überwintern; dann nahmen sie die Weiber und Töchter der Sklaven und schliefen bei ihnen, und zu den übrigen Mißhandlungen mußten die Sklaven den Chunen noch Abgaben zahlen." (Hier sind die Sklaven wieder die Unterworfenen, die Benennung ist also treffend.) „Die Söhne der Chunen aber, die diese mit den Weibern und Töchtern der Wenden erzeugt hatten, ertrugen endlich diesen Druck nicht mehr, verweigerten den Chunen den Gehorsam und begannen, wie schon erwähnt, eine Empörung. Wie nun das wendische Volk gegen die Chunen auszog, so begleitete jener Handelsmann Samo dasselbe. Da erprobte sich dessen Tapferkeit gegen die Chunen auf eine wunderbare Weise, und eine ungeheure Menge Chunen fiel durch das Schwert der Wenden. Als diese nun die Tapferkeit Samos erkannt hatten, wählten die ihn zu ihrem König, und er herrschte 35 Jahre lang glücklich. Mehrere Schlachten lieferten die Wenden unter seiner Regierung gegen die Chunen . . .[20])

[20]) „Die Chronik Fredegars, die Taten der Frankenkönige", a. a. O., Liber IV, cap. 48. Die im lat. Text stehenden Bezeichnungen „Sclavi" und „Winidi" (Winedi) (Venedi) werden hier als Sklaven (auch Slaven) und Wenden übersetzt.

Im Zusammenhang mit dieser Quelle ein kurzer Abriß der geschichtlichen Entwicklung: Die Awaren waren um 550 im Donauraum eingedrungen und hatten 566/567 das Gepidenreich in Ungarn überwältigt. Sie richteten ihre Kriegszüge nun gegen den Balkan, aber auch nach Westen, und zwar südlich der Sudeten entlang nach Böhmen und Bayern. Dabei setzten sie als Kämpfer auch Männer unterworfener Stämme ein (Sclavi). Als Volk hingegen wurden diese Stämme von den Franken Winidi oder Winedi genannt. Das war ein Sammelname für die Bewohner jener Landstriche, dem, ganz gleich, ob man ihn von den Venedern oder Vandalen ableitet, nichts Fremdrassiges anhaftet. Die Awaren stießen auch nach Schlesien und Thüringen vor.

In dieser Zeit (567/568) gerieten Mähren, Böhmen und der Raum südlich der Donau (Land der Karantanen) unter die Herrschaft der Awaren. Dieser Zustand dauerte mehrere Jahrzehnte. Als Sieger benahmen sich die Awaren sicher nicht anders als sonstige Besatzungstruppen — mit den von Fredegar angedeuteten Folgen der Vermischung. Viele werden sich auch in dem Gebiet für dauernd niedergelassen haben. Außerdem mögen in ihrem Gefolge Menschen aus dem Osten in diesen Raum eingezogen sein. Bei Vorstößen nach Norden (Thüringen) und Westen (Bayern) mußten die Männer der unterworfenen Stämme als Sclavi Kriegsdienst leisten. Das heißt aber auch für diese Räume nicht, daß es von eingesessenen Bewohnern entleert war und überwiegend von fremdartigen „Slawen" besiedelt worden wäre. — In jenen Gebieten liegen awarische mit anderen, als slawisch bezeichnete Bodenfunde beieinander; awarisches Fundgut, vermischt mit germanischem, reicht von der Donau bis zum Genfer See. Innerhalb des Awarenreiches lagen zahlreiche germanische Streusiedlungen (P e t e r s e n).

Nach Auflehnung der eingesessenen Stämme gegen die Awaren bildete sich nach 623 das Reich des Franken Samo, das Böhmen (Hauptstützpunkt das unter dem germanischen Namen bekannte Wogastisburg in Böhmen) und auch Mähren umfaßte und nach Süden bis über die Donau reichte (damals Karantanien). Nach d. J. 630 kam nördlich von Böhmen das Gebiet zwischen Saale bis ostwärts der Elbe hinzu (Land der Soraben oder Sorben — der Name erscheint hier zum erstenmal). Während aber F r e d e g a r die Bevölkerung dieses Samo-Reiches als Winedi, übersetzt als Wenden, bezeichnet, eine Wortwahl, die als allgemeiner Begriff völlig in Ordnung ist[21], hat die Geschichtswissenschaft fälschlich die zweite Bezeichnung, die der Sclavi, als Volksnamen übernommen; in weiterer falscher Übertragung wird das Samo-Reich später zum „Slawenreich". Und diese Sclavi werden dann mit den Slawen von heute gleichgesetzt — und mit ihnen als Men-

[21]) In „D a s L e b e n d e s H e i l i g e n C o l u m b a n", geschrieben am Anfang des 7. Jahrh., heißt es, umgekehrt wie bei Fredegar: „. . . das Land der Wenden, die man auch Sclaven nennt."

schen fremden Volkstums hingestellt! So stützt eine Behauptung die andere!

Behauptungen und damit auch Schlußfolgerungen sind aber falsch. Das ergibt sich klar aus den Quellen späterer Jahrhunderte. In ihnen finden sich beide Bezeichnungen, Winithi und Sclavi, wieder, jetzt für die Menschen ganz Ostelbiens. So, wie wir schon hörten, bei Adam von Bremen und Helmold von Bosau, wobei für die Winithi richtig eine Herkunft von den Wandalen angegeben wird. Allerdings, die Winithi (Winedi, später Winuli) waren Heiden und damit in den Augen der christlichen fränkischen Schreiber Lebewesen, die nicht den Rang von Menschen einnahmen. Diese Einstellung war nicht etwa einmalig, sondern findet sich in der gesamten Geschichte des Mittelalters, ja überhaupt der „Bekehrung" auf der ganzen Erde. Der Bericht Fredegars über die Haltung und Ausdrucksweise des fränkischen Gesandten gegenüber Samo und seinen Untertanen zeigt das ganz deutlich: Er bezeichnete sie, weil sie Heiden waren, als „Hunde". Sklaven dürften damals nicht mehr wert gewesen sein. Auf jeden Fall ist es bei der Denkart christlicher Priester ganz verständlich, daß in ihren Schriften der Begriff des Volkstums mehr und mehr zurücktrat und dafür die bewußt oder unbewußt herabsetzende Bezeichnung „Sclavi" gewählt wurde.

Zur Behauptung einer Inbesitznahme Ostelbiens durch fremde Völker ist noch zu sagen: Ostelbien war damals keineswegs ein weißer Fleck auf der Landkarte, sondern ein Durchgangsland für den Handel von Nord nach Süd wie von West nach Ost. Machtverschiebungen, seien es Kriegszüge von Awaren oder sonstigen Völkerschaften, sei es eine grundlegende friedliche Veränderung, wären nicht unbemerkt geblieben und hätten ihren schriftlichen Niederschlag finden müssen, wie es weiter südlich ja auch der Fall war. Davon ist für Ostelbien aber nichts bekannt. Ein Eindringen irgendwelcher Menschen aus dem Osten kann also nur in Form einer friedlichen Einwanderung einzelner Familien oder kleinerer Gemeinschaften erfolgt sein, die inmitten der ansässigen Bevölkerung Arbeit und Platz für Siedlungen suchten.[22]) Dem würde die Feststellung entsprechen, daß die Siedlungen von Fremden, die als „slawisch" angesprochen werden, häufig auf unfruchtbarem Boden lagen. Man erklärt das zwar damit, daß sie nicht fähig gewesen wären, guten oder schwereren Boden zu bearbeiten. Einfacher und einleuchtender wäre doch die Folgerung, daß der bessere Boden bereits vergeben war. So mußten auch die Deutschen bei ihrer späteren Einwanderung im Osten ihre Siedlungen auf bisher nicht besetztem Gelände oder in Waldgebieten gründen — wenn sie die eingesessene Bevölkerung nicht erschlagen oder verjagt hatten —, denn, wie Hauck schreibt: „Die Wenden liebten die fruchtbaren Niederungen an den Flüssen; dort saßen sie in einer Menge klei-

[22]) Siehe hierzu auch: „Heimat der Sudetendeutschen" von Dr. Josef Starkbaum und Dr. h. c. E. Reichenberger, Wien, 1967.

ner Dörfer und Weiler dicht beieinander." (Hauck, 4., S. 556) Hier sind die Sorben gemeint.

Die schriftlichen Quellen, die übrigens seit d. J. 640 für gut ein Jahrhundert aussetzen, enthalten also keinen Beweis für die Besiedlung Ostelbiens mit fremdem Volkstum. Ein anderes Mittel zur Erforschung ist die Bodenkunde (Archäologie). Wir wiederholen die Ansicht des Fachmanns Petersen: „. . . Auch hier versagen scheinbar die Bodenfunde . . .", „. . . erst seit dem 8. Jahrhundert slawische Bodendenkmäler usw." Dabei müssen wir bedenken, daß die Vertreter dieser Wissenschaft schon unter der gültigen „wissenschaftlichen" Lehrmeinung standen, Ostelbien müsse bis zum Ende des 8. Jahrhunderts von Slawen = fremdvölkischen Menschen völlig besetzt gewesen sein.

Daß bei solchen Denk-Voraussetzungen „slawische" Funde auftreten, versteht sich.

Für das 6. bis 8. Jahrhundert, also jenen Zeitraum, auf den es hier ankommt, ergeben die Bodenfunde nach der gründlichen Arbeit Petersens zunächst allgemein, daß es schwierig ist, den Nachweis slawischer Fundstücke zu führen und sie einzuordnen. Soweit Fundstücke als slawisch bezeichnet werden, treten sie nie allein auf, sondern stets zusammen mit nordgermanischen, westgermanischen, langobardischen und awarischen. (S. 237)

Nordgermanisch (skandinavisch) geprägte Funde liegen von der Ostseeküste — ostwärts der Oder und an der Weichsel gehäuft — bis zu einer Tiefe, wie bereits angegeben (Saalemündung — Havel — Netze — Thorn — Südküste Frisches Haff).

Funde mit westgermanischem (fränkisch — alemannisch — thüringisch) Einfluß reichen bis zur Oder und darüber hinaus.

Ostgermanische Funde gibt es in Preußen (Masuren) und im schlesischen Raum,

langobardische in Böhmen und Mähren,

awarische, außer in Böhmen und Mähren nördlich der Karpathen und vereinzelt nördlich der Sudeten und des Erzgebirges.

Da die Funde auch untereinander in Beziehung zu setzen sind, bestätigen sich die regen Handelsverbindungen, die nach und über Ostelbien liefen. Hier sei an den Brief des Gotenkönigs Theoderich aus Italien an die Aisten in Preußen erinnert.

Aus den Einflüssen, die sowohl germanische wie awarische Kulturen auf diejenige hatten, die hier als slawisch bezeichnet wird, schließt Petersen, daß Germanen und Awaren die Herrenschicht gegenüber den Slawen stellten. (S. 232)

Bei den Funden handelt es sich um Waffen, Sporen, Schmuck, Münzen und Tonwaren. Nun gibt es auch in dieser Wissenschaft Widersprüche, einmal um die Zeitbestimmung, dann um die richtige Zuordnung mancher Funde, besonders bei den Tonwaren. Solche Widersprüche können schon aus rein

sachlichen Gründen auftreten, viel mehr noch, wenn politische und sonstige vorgefaßte — auch wissenschaftlich vorgefaßte — Meinungen hineinspielen. Denn da es nun einmal Lehrmeinung ist, daß in Ostelbien „Slawen" gewesen sein sollen, werden fragliche Stücke eben als „slawisch" bestimmt. Wir lesen da zum Beispiel bei Petersen (Anm. S. 232): „Wenn man H. A. Knorr, Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder (1937), durchsieht, findet man, daß gerade im Gebiet der nordgermanischen Einflüsse während der späten Völkerwanderungszeit jene Untergruppe des ‚mittelslawischen' Töpferstils herrscht, die mit Vorliebe die Stempelmuster, u. a. viereckige Stempel, wie sie schon die völkerwanderungszeitliche Irdenware Gotlands besitzt, anwendet. Trotz des meist jüngeren Alters dieser slawischen Tonware liegt es nahe, hier das Fortdauern nordgermanischer Einflüsse für wahrscheinlich zu halten. Knorr leitete dagegen die Stempelverzierung bei den Slawen von karolingischen Einflüssen ab, ohne das nord- und auch ostgermanische Tongeschirr der Völkerwanderungszeit mit in Rechnung zu stellen." Hier haben wir also einen „mittelslawischen" Töpferstil mit Verzierungen, die aus Gotland oder von anderen germanischen Einflüssen stammen. Muß so ein Topf mit solchen Verzierungen nun unbedingt von „Slawen" (im heutigen Sinne) hergestellt sein?

Für die Zukunft sind derartige Fragen und Widersprüche wahrscheinlich in noch stärkerem Maße zu erwarten, denn im heute russisch und polnisch besetzten Teil Deutschlands ist man mit Macht dabei, aus Bodenfunden Beweise für eine alte slawische Besiedlung zu erbringen. In Mitteldeutschland sind wissenschaftliche Arbeiten in dieser Richtung in Vorbereitung. Wie die Ergebnisse aussehen werden, können wir uns vorstellen. Die Frage ist, wie sich die deutsche Wissenschaft dazu stellen wird. Wir haben jedenfalls keine Ursache, in schriftlichen Quellen und Bodenfunden Beweise für eine völlige Besiedlung Ostelbiens durch Menschen fremden Volkstums zu sehen. Dabei soll keineswegs eine Einwanderung in gewissem Rahmen von Osten her bestritten werden.

Wir führten oben schon an, daß seit Einhard, also seit dem Ende des 8. Jahrhunderts, eine Reihe von schriftlichen Quellen vorliegt, die für die Menschen Ostelbiens die allgemeine Bezeichnung „Sclavi" enthalten. Ein Beweis für die Zugehörigkeit zu irgendeinem Volk ist das jedoch nicht. Es erscheinen nun aber viele und auch neue Namen für die einzelnen Gruppen der ostelbischen Sclavi, und zwar herab bis zu kleinen Gemeinschaften. Dabei ist zu beachten, daß sie von den Schriftstellern meistens nach der geographischen Lage gewählt worden sind, also nach den Wohnsitzen an Flüssen, Seen, Inseln, Wäldern oder wie bei den Pomerani nach der Lage am Meer. Diese Namen sagen also ebenfalls nichts über die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk aus.

Auch die Vorsilbe „Po", die bei einigen Landschaftsnamen im norddeutschen Raum auftritt (Polabien, Pomeranien, Pommerellen, Polen, Pomesa-

nien, Pogesanien — es gibt sogar eine Meinung, daß das Wort „Prussen" eine Zusammenziehung von „Po-Russen" wäre —), und die stillschweigend als Nachweis für eine Herkunft aus einer fremden Sprache gilt, kann hierfür nicht verwendet werden. Sie ist aus den lateinischen Urkunden jener Zeit in die deutsche und — später — in die polnische Sprache übernommen worden. Diese Vorsilbe stammt mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem skandinavischen Raum; jedenfalls gibt es sie dort heute noch und sie hat noch die gleiche Bedeutung, die ihr allgemein zugeschrieben wird, nämlich „an, bei, in". (s. Steller, a. a. O., I. S. 160)

Einen tiefgehenden Unterschied zwischen den Menschen West- und Ostelbiens oder, wenn wir die üblichen Bezeichnungen nehmen wollen, zwischen Deutschen und Sclavi gab es jedoch. Der Kirchengeschichtler H a u ck beschreibt ihn an Hand der Quellen: „Wir sehen: Als Otto I. die Regierung antrat, war nicht einmal ein Anfang zur Begründung der christlichen Kirche im Wendenland gemacht. Es hatte ein Recht, daß die Worte Wende und Heide als Synonyma (Worte gleicher Bedeutung) gebraucht wurden. Denn alle wendischen Stämme waren noch rein heidnisch. Überschritt man die Saale und die Elbe, so verließ man das Land der Kirchen, man gelangte in das Land der heiligen Haine. Jeder Wendengau hatte sein eigenes Heiligtum: hier waren es Tempel, dort Berge, Quellen oder heilige Bäume." (H a u ck, a. a. O., 3., 1896, S. 84).

Abgesehen von dem Begriff „Tempel", der näherer Erläuterung bedürfte (s. o., Abschn. „Germanien" Teil I), sind es, wie wir sehen. die gleichen Heiligtümer, die auch bei den Westgermanen anzutreffen waren, als sie noch Heiden waren. Und manche möchten auch jenen Tempel zuschreiben. Die Worte Haucks deuten also nicht auf die Zugehörigkeit der Ostelbier zu einem fremden Volkstum, eher auf das Gegenteil. Merken wollen wir uns aber den Satz, daß Wende und Heide gleichbedeutend waren.

Mit dem Begriff „Wenden" kommen wir auf jene andere Sammelbezeichnung für die Menschen Ostelbiens, die sowohl in den Übersetzungen der lateinischen Quellen wie in späteren deutsch geschriebenen Quellen oder Chroniken für das lateinische Wort „Sclavi" gesetzt ist. Und was hat die Wissenschaft mit diesem Begriff „Wenden" gemacht? Sie setzt seine Bedeutung ebenfalls gleich dem der Slawen von heute, das heißt, ebenso, wie sie die Sclavi sehen will. Was die lateinischen und deutschen Quellen von der Herkunft der Wenden sagen, ist offenbar ohne Belang. Die deutschen Quellen berichten nämlich nichts von völkischen Unterschieden zu den Germanen. Auch hier finden wir das Gegenteil. Ein Beispiel mag das belegen, und zwar absichtlich ein Beispiel aus dem 16. Jahrhundert, zum Beweis dessen, daß noch Jahrhunderte nach der Eingliederung Ostelbiens in das deutsche Reich und nach der Verchristung nichts von solchen Unterschieden zum Ausdruck kommt. Gleichzeitig kann es als Zeichen dafür angesehen werden, daß

dieſe Unterſchiede erſt ſpäter in die Geſchichtsſchreibung hineingebracht ſein müſſen.

Bei dem Beiſpiel handelt es ſich um die Chronik „Urſprunck und Geſchicht der Pomern und Rhügianer" vom Thomas Kantzow.[23]

Der Herausgeber hat aus gutem Grund die Schreibweiſe des 16. Jahrhunderts beibehalten, und auch wir bleiben dabei, weil ſie uns einen Blick auf die damalige deutſche Schriftſprache vermittelt. Es gab damals keinen Duden, und man ſchrieb die Worte nach Gehör. Das erklärt manche Namen und ihre Bedeutung beſſer als die heutige Schreibweiſe.

Die Chronik beginnt:

„Dieſelben Folcker und Lande ſeint nach Beſag aller (Teutſchen, Polniſchen, Behmiſchen, Dehniſchen und anderer) Hiſtorien, (ſo irer gedencken), ires erſten Herkhomens bis an den Chriſtentumb und etliche Jahr darnach uberall wendiſch geweſt, wie dan itzund auch noch ein gantzer Ort in Hinterpomern iſt, da nur eitel Wende wohnen. Darum wiſſen wyr iren Urſprunck nirgentz anders herzufhuren wan aus der Wenden Geſchlecht. Und ob wohl ytzund der Wenden Nhame und Geſchlecht bey uns ſo verachtet iſt, das man einen zum Schimpffe einen Wend oder Slafen (welches ein Dinck iſt) nennet, ſo wollen wyr uns doch des Herkhomens mit nichte ſchemen. Dan in der gantzen Welt iſt kaum ein Geſchlecht der Folcker, das ſich weiter erbreitet und ſo viel Rhonigreiche und Furſtenthumb unter ſich gepracht und itzund nich innehat, wie eben die Wende. Es mag auch kawm ein Folck ſein, das ſo groſſe Tatten aufgerichtet. Dan ſie haben ein gros Teil Teutſchelands beweldigt, ſie ſeint die erſten, die das Rhomiſche Reich im Nidergange haben zerſtöret, ſie haben Italien, Rhom, Franckreich, Hiſpanien bekriegt und eingenhomen, zulетzſt auch das Drittenteil der Welt, Affrica genant, erobert und lange Jar beſeſſen. Und itzund haben ſie noch inne Polen, Bohemen, Reuſſen und die gantze Slafonie am Adriatiſchen Mehre, und iſt ire Nhame und Rhom ſo herlich und gross, das des alle Hiſtorien ful ſeint und hie nicht von nötten iſt davon viel zu ſagen." (Seite 3)

„So ſeint die Wende von obgedachten Rhonig Wandalo hergekhomen (und genennet), und iſt auch ehemals von ime die Weiſſel Wandal genennet worden,

[23]) „Des Thomas Kantzow Chronik von Pommern in hochdeutſcher Mundart." Letzte Bearbeitung — Band I. Herausgegeben von Georg Gaebel, Profeſſor am Stadtgymnaſium in Stettin, Stettin 1897 — Verlag von Paul Nickammer. Vorrede, Seite XII: Kantzows Orthographie iſt diejenige der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts mit all ihren Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten und ohne jede Konſequenz, ſo daß ein und dasſelbe Wort nicht nur auf derſelben Seite, ſondern ſogar innerhalb einer einzigen Zeile verſchieden geſchrieben iſt.

wie etliche Hiſtorien anzeigen. (Etliche aber ſagen, er habe ein Tochter gehapt, Wandala geheiſſen, darvon ſey die Weyſſel Wandal geheiſſen, und der Nhame Wendel iſt noch in Pomern gemein. Es iſt aber zu wiſſen, das die Pomern ſonderlich von den Wenden ſeint, die da Slafi genennent werden; dan Saxo Gramaticus nennet ſie wol on Unterſcheid Wandalos oder Slafos, doch nennet er ſie zum mehrenteil Slafos. So zeigen es auch der Furſten Briefe an, die vor III und IV C Jahren gegeben worden, das ſie, wan ſie lateiniſch geſchrieben, ſich ‚duces Slaforum' oder ‚duces Pomeranie' ſchreiben; wan ſie aber Teutſch geſchrieben, haben ſie ſich Furſten der Wende genennet, wie der Titel auch noch hewtigs Tags iſt. Und zu weiter Anzeigung, das ſie Slafen geweſt, gibt das noch groſſe Nachrichtung, das keine Wende ſeint, die die Slafonier, ſo hinter Hungern ſitzen, beſſer verſtehen und mit inen reden khonnen, wan die pomeriſchen Wende, welchs noch hewtigs Tags glawbwirdige Leute bey uns Zewge ſeint.)" (Seite 4/5)

„Als aber Wandalus ſtarb, hat er viele Sohns hinter im gelaſſen. Die haben nach ſeinem Tott das Reich geteilt, daraus geworden ſeint die Khonigreiche und Lande, die man ytzund nennet Reuſſen, Polen, (Maſow, Leiffland, Littaw), Boemen, Merhern, (Lauſitz), Sleſie, Marke, Pomern, Mekelburgk. Und nachdem dieſelben Khonigreiche und Lande alle Wende genennet würden, war die Lenge von Nötten, einem itzlichen einen ſondern Nhamen zu geben, dabei man eins vor das ander kennete, (wie dan groſſe Reiche in ſondere Lande noch geteilt werden). Derhalben wurd ein Teil Polen genant, das iſt wendiſch und heiſſet auf Teutſch ein eben Land, gleich ob man wolte ſagen „auf der Ebene", in Anſehung des Lands Boemen, das im Gebirge leit. Und die Lande, ſo an der Sehe ligen, wurden Pomern genennet, das iſt das Land, das am Mehre ligt. Dan Pomorſi auff Wendiſch heiſſet ſo viel als beym Mehre, wie man itzt die Stette, ſo an der Oſtſehe ligen, Anſehe-Stette auff Teutſch nennet, das iſt Stette, die an der Sehe ligen. Auff ſolche Geſtalt haben auch Reuſſen, Bohemen und die anderen Lande iren Nhamen erlangt, davon uns nicht Not iſt hie zu handlen. Aber wiewol der Unterſcheid der Lande unter den Wenden ſo gemacht und ſie ſich untereinander ſo genennet, ſo iſt doch in langer Zeit die Gewonheit bei den frombden Volckern ſo nicht angenhomen oder je bewüſt geweſt, ſonder dieſelben haben in Geprauch behalten, dieſſe Lande und Volcker Wende oder Sclauen zu nennen. (Dazu hier die Anm.: „Am Rande: nomen ſlaforum eſt illis fortuitum a verbo Sclafe.")

Dan Sclaui und Wandali iſt ein Dinck, wie dan offte khumpt, das ein berhomet Volck oder Land mehr dan einen Nhamen hat, gleich wie die Teutſchen werden offt on Unterſcheid geheiſſen Germani, Teuthones, Alemani, (das das eine vor das ander genhomen wirt), daraus dan khumpt, das uns die alten Hiſtorien der Teutſchen, Walen und Denen Wende oder Sclauen heiſſen und der Polen, Reuſſen, Preuſſen und Boemen Hiſtorien Pomern nennen. Es ſey dan das ein ſonderlich Folck unſers Lands vor den an-

deren Wenden etwas furnhemes gethan hat, wie die Rhuygianer, alsdan werden sie auch wol von den Welschen, Teutschen und andern Historicis bey irem eigenen Nhamen genennet . . .

Cassuben aber (ist ein Teil von Pomern und) seint die Wende gewest, die nicht gar am Mehre, sonder landwerts eingewohnet haben, welche widder Gewonheit der anderen Wende weite gefaltzete Kleider trugen. Dan Cassubietz heist gefaltzete Kleider; und seint die gewest, das itzt das Bischtumb zu Carmin, der Heitort in Pomern und die Newemarcke ist; ire Sprach aber, die etwas Unterscheids mit dem andern Wendischen hat, ist nur allein in Pomern im Heitorte geplieben." (Seite 5/6)

„. . . Dan ob wol unsere Wende nicht das geringste Teil der Folcker gewest seint, so unter dem Nhamen der Wende in Italiam, Frankreich, Spanien, Affricam, Illyricum, Dalmatien und andere Lande gerückt, und wyr deshalben einen grossen Hawffen derselbigen Geschichte anzuzeigen hetten, so wissen wyr doch, das uns der Rhum derselbigen Tatten nicht alleine zukhümpt." (S. 6)

(Weitere Zitate aus der Chronik folgen bei der Schilderung der Verchristung Pommerns, zu Beginn des 13. Jahrhunderts.)

Im 16. Jahrhundert, bei der Niederschrift der Chronik, kann K a n t z o w aus den vorliegenden „Historien" jedenfalls nichts anderes entnehmen, als daß die Wenden von den Vandalen abstammen. Dazu sei bemerkt, daß von einer Reihe von Sprachforschern die Verbindung von „Vandalen" (laut germanischem Sprachgebrauch auf der ersten Silbe zu betonen) zu „Wenden" gezogen wird. Auf der anderen Seite werden, wie wir sahen, auch die Winedi bei Fredegar mit „Wenden" übersetzt, und auch dieses ist sprachlich zu begründen. Die Gleichsetzung von „Wenden" mit „Vandalen" wird für Norddeutschland auch aus anderen Beispielen deutlich: Auf Karten ist Pommern als „Vandalia" bezeichnet; bei der Betitelung von Städten und Fürsten erscheint für das deutsche Wort „wendisch" das lateinische „vandalicus".

Bedeutsam ist der Satz K a n t z o w s : „Dan Sclaui und Wandali ist ein Dinck", wobei die Wahl der alten Bezeichnung „Wandalen" zeigt, daß auch der Begriff „Sclaui" aus alter Zeit stammt. K a n t z o w bemerkt auch richtig, daß zu seiner Zeit — im Gegensatz zu der der Vandalen — Wende und Sclafe als Schimpfwort galten. Diese Verachtung, die in den beiden Bezeichnungen enthalten war, kann gut aus jenen Jahrhunderten herrühren, als die christlichen Deutschen auf die Heiden herabsahen. Im Niederdeutschen, das den Wechsel des Sinngehalts von Sclavi zu Slawen im heutigen Sinne nicht mitgemacht hat, bedeutet Slav noch heute Sklave oder Knecht, wie klar aus dem bekannten Spruch hervorgeht: „Lewer dod as Slav."

Bei der Schreibweise K a n t z o w s ist der Wechsel von Slafe und „Sclaui" ein Zeichen, daß einmal das „c" nicht mitgesprochen wurde, zum anderen, daß die Buchstaben „f" und „u" damals gleich ausgesprochen wurden. Glei-

ches gilt für den Buchstaben „w". Die Anmerkung zeigt, daß Kantzow die Ableitung der Worte „Slafe" und „Sclaui" aus dem Lateinischen (a verbo Sclafe) wußte. Damit bestätigt er die Herkunft aus fremder Sprache und aus fremdem Munde. Auch das ist wichtig.

Kantzow und andere mittelalterliche Geschichtsschreiber sind — dessen sollten wir uns bewußt sein — die Wissenschaftler ihrer Zeit, die ihre Quellen hatten und auswerteten. Wir sollten uns davor hüten, sie als Phantasten abzutun, also als Leute, die nicht ernst genommen zu werden brauchen. Natürlich, wenn ihnen Fehler nachgewiesen werden können, muß man sie berichtigen. Doch Fehler sind nicht nur damals vorgekommen. Sie sind auch später vorhanden. Gerade die Historiker von heute sollten dafür allergrößtes Verständnis haben, denn, wie die Urteile selbst über die letzten Jahrzehnte zeigen, gibt es hier die unterschiedlichsten Meinungen, obwohl nun wirklich genügend Quellen zur Verfügung stehen.

Die Erklärung für diese und andere Widersprüche ist im Grunde einfach: **Jede Geschichte wird von einem bestimmten Standpunkt geschrieben!** Dabei ist nicht so sehr die Zugehörigkeit zu einem Volk oder Staat von Bedeutung, sondern mehr die innere Einstellung. Letztere ist abhängig von Erziehung, Ausbildung, Meinung der Umwelt und Religion bzw. Weltanschauung. Dagegen ist auch nichts zu sagen, solange der eigene Standpunkt nicht etwa nach dem Wahlspruch verfolgt wird: „Der Zweck heiligt die Mittel", also Quellen und sonstige Unterlagen einseitig auswählt, umdeutet oder sogar fälscht. Das ist bekanntlich in der Geschichte immer wieder vorgekommen — bis heute. Auch bei einem eigenen Standpunkt ist Sachlichkeit und Wille zur Wahrheit oberstes Gebot.

Prüfen wir nach diesen Überlegungen, von welchem Standpunkt aus die Verfasser der lateinischen Quellen geschrieben haben, in denen der Begriff „Sclavi" als allgemeine Bezeichnung der Bevölkerung Ostelbiens erscheint, so ergibt sich einmal: Diese Schriftsteller waren entweder Angehörige des Frankenreiches (Einhard und seine Zeitgenossen) oder des römisch-deutschen Reiches (Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen und Helmold von Bosau). Als solche berichteten sie über Ereignisse der Vergangenheit und ihrer Zeit. Bei diesen Ereignissen ging es um äußere und innere Machtkämpfe, nicht aber um Auseinandersetzungen von Volk gegen Volk oder Rasse gegen Rasse. Es hieße den Geist jener Jahrhunderte verkennen, wenn von diesen Schriftstellern etwas angenommen würde, was auch sonst nicht zu bemerken ist: ein germanisches Gemeinschaftsgefühl. Woher sollte es auch kommen? Seit eh und je hatten Germanen gegen Germanen gestanden, allein oder verbündet mit Römern, Romanen, Hunnen, Arabern oder sonstigen Fremden. Im übrigen hat sich das im Grunde in der weiteren Geschichte bis heute nicht geändert.

Ein anderer Standpunkt als die Zugehörigkeit zu einem Staat war für die genannten Schriftsteller fraglos von weit größerer Bedeutung. Sie

waren gläubige Chriſten und dazu Vertreter der Kirche. Gemäß dieſer inneren Einſtellung mußte ihr Hauptanliegen die Verbreitung des Chriſtentums und die Ausweitung der Macht ihrer Kirche ſein. Das um ſo mehr, als es auch das Ziel ihrer weltlichen Obrigkeiten war. Seit Jahrhunderten arbeiteten Staat und Kirche hierbei Hand in Hand, wußten doch die Herrſcher genau, daß ihre Pläne ohne die Verchriſtung nicht zu verwirklichen waren. Das hatte ſich auch im 9., 10. und 11. Jahrhundert nicht geändert. Abgeſehen von kleinen Veränderungen lag die Grenze des Reiches immer noch da, wohin Karl der Große ſie vorgeſchoben hatte. Und da ſich — wie auch früher — keiner der vielen Stämme unmittelbar oſtwärts dieſer Grenze freiwillig zum Chriſtentum bekannt hatte, da alſo im Oſten die Welt des Heidentums lag, iſt es durchaus denkbar, daß chriſtliche Geſchichtsſchreiber das Gemeinſame der Menſchen im Oſten auch mit einem Sammelbegriff zu kennzeichnen ſuchten, eben mit dem Begriff „Sclavi". Der Standpunkt der Schreiber macht dieſes ſogar wahrſcheinlich. Gewißheit darüber kann allerdings nur eine gründliche Prüfung der Berichte ſelbſt bringen. Zu fordern iſt dabei die Kenntnis der lateiniſchen Urquellen, ſoweit ſie von der Wiſſenſchaft anerkannt werden. Und zu prüfen iſt in erſter Linie, in welchem Zuſammenhang jener Begriff dort gebraucht wird, um den es hier geht, nämlich die Bezeichnung „Sclavi".

Eine derartige Prüfung iſt in dem Buch des Germaniſten Prof. Dr. Walther Steller, Kiel, 1959: „Name und Begriff der Wenden (Sclavi)" vorgenommen worden. Vor allem lag Prof. Steller daran, die Widerſprüche zu klären, die ſich heute in der Darſtellung der Geſchichte des oſtelbiſchen Raumes finden. Wie der Titel ſeines Buches zeigt, beſchränkt er ſich bei der Unterſuchung nicht auf die lateiniſchen Quellen, ſondern er zieht auch die mittelalterlichen deutſch geſchriebenen Chroniken heran. Außerdem wertet er die Ergebniſſe anderer Zweige der Vorgeſchichtswiſſenſchaft, der Sprachforſchung, der Flurnamen- und Namensforſchung, der Archäologie. Und er führt vor Augen, wie unterſchiedlich die Begriffe „Wenden" und „Sclavi" im Laufe der Jahrhunderte verſtanden wurden. Es iſt hier nicht der Ort, den Unterſuchungen Prof. Stellers im einzelnen nachzugehen. Wir müſſen uns darauf beſchränken, die Ergebniſſe aufzuzeigen. Für die lateiniſchen mittelalterlichen Schriften ſtellt Prof. Steller an Hand von zahlreichen Beiſpielen feſt, „daß der Begriff ‚Sclavi' in der Zeit der mittelalterlichen Chronikberichte keinen Gegenſatz der völkiſchen Struktur meint, ſondern den religiöſen Gegenſatz von chriſtlich und heidniſch kennzeichnet, wobei Wort und Begriff ‚Sclavi' für den heidniſchen Anteil des oſtelbiſchen Raumes angewandt werden. Es iſt ohne weiteres verſtändlich, daß nach der vollzogenen Chriſtianiſierung die frühere Unterſcheidung nicht mehr verſtanden wurde und der durch die ‚ſarmatiſche' (‚ſlawiſche') Beimiſchung gegebene Unterſchied als charakteriſtiſch empfunden wurde; ſomit gelangte dann das Wort ‚Sclavi' zu der heute üblichen Begriffsfüllung

‚Slawen'. Doch dieſes Ergebnis iſt erſt in jüngerer Zeit erreicht worden." (S. 207/208)

Zum Begriff „Wenden" finden wir bei Prof. Steller zunächſt eine ausführliche wortgeſchichtliche (etymologiſche) Unterſuchung (S. 117 ff.), in der mit vielen Belegen aus geſchichtlichen Quellen und aus der Sprachforſchung ſeine Zuordnung zu „Vandalen" klargeſtellt wird. Ein gewichtiger Zeuge hierfür iſt der tſchechiſche Forſcher Lubor Niederle, dem gewiß kein „germaniſches Vorurteil" nachgeſagt werden kann (Manuel de l'antiquitè ſlave", Paris, 1923). Nach eingehender Prüfung der mittelalterlichen deutſch geſchriebenen Chroniken ſtellt Prof. Steller feſt: „Da, wie wir nachgewieſen haben, das Wort „Wenden" in den deutſchen mittelalterlichen Quellendokumenten in derſelben Bedeutung wie das Wort „Sclavi" der lateiniſchen Texte, nämlich zur Kennzeichnung der ‚Nichtchriſtianiſierten', der ‚Heiden', gleichwertig gebraucht wird, unterliegt nun als weiterer Schritt falſcher Analogiebildung (= Gleichſetzung) auch der Begriff des Wortes ‚Wenden' derſelben Verſchiebung (nämlich im Sinne des Fremdvölkiſchen). Auch das erfolgt in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts". (S. 228)

Die Wandlung des Begriffsinhalts der Bezeichnung „Sclavi" und „Wenden" iſt keineswegs eine bloße Behauptung Prof. Stellers. Sie wird einleuchtend belegt. Damit ſtehen wir vor der Tatſache, daß die ſogenannte Slawentheorie, alſo das Geſchichtsbild, nach dem der Raum oſtwärts der Grenze des fränkiſchen und deutſchen Reiches von fremdvölkiſchen Menſchen beſiedelt geweſen ſei, erſt vor rund 200 Jahren aufgekommen iſt und ſich dann durchgeſetzt hat, eben auf Grund der Gleichſetzung der „Sclavi" der ma.-lat. Quellentexte mit den „Slawen" im heutigen Sinne. Die gründliche Unterſuchung der ma. Quellentexte führt zur Berichtigung dieſes Irrtums. Sie bedingt zwangsläufig eine Änderung unſeres bisherigen Geſchichtsbildes — und der Geſchichtsſchreibung. Und da das bisherige Geſchichtsbild die Begründung dafür lieferte, daß die ſich heute als Slawen fühlende Nachbarn des deutſchen Raumes, von den Polen im Norden bis zu den Jugoſlawen im Südoſten, angeblich „geſchichtlich begründete" Gebietsforderungen ſtellen konnten, fallen auch dieſe. Dieſes mußte noch erwähnt werden, weil es zeigt, daß dieſe Frage nicht nur eine Auseinanderſetzung im „luftleeren Raum" der Wiſſenſchaft iſt, ſondern eine hervorragende politiſche Bedeutung hat. Gewiß, politiſche Zwecke dürfen niemals zur Verfälſchung der geſchichtlichen Wahrheit führen. Es muß jedoch erlaubt ſein, der geſchichtlichen Wahrheit auf den Grund zu gehen, auch wenn ſie die Politik berührt, ſogar auch dann, wenn ſie der deutſchen Sache nützt.

Die Arbeit Prof. Stellers wird hier beſonders erwähnt, weil ſie, wiſſenſchaftlich begründet, ein neues Geſchichtsbild über den deutſchen Oſten bringt. Dabei ſei noch einmal betont, daß viele wichtige Einzelſtücke dieſes Baues aus verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Teilgebieten bereits vorlagen, die nun ihren Platz im Geſamtbau erhalten. Auf der anderen Seite löſen

sich manche der bisher offenen Fragen von selbst, und viele Widersprüche werden gestandslos.

Wer jedoch annimmt, daß dieses neue Geschichtsbild bei der heutigen Wissenschaft, besonders der deutschen, begrüßt werden würde — von Anerkennung ganz zu schweigen —, findet sich enttäuscht. Von einigen Ausnahmen abgesehen, verhält sie sich ablehnend. Das mag unverständlich erscheinen. Doch gibt es mancherlei Gründe, die eine solche Einstellung erklären. Zunächst ist es das Schicksal neuer Erkenntnisse, daß sie ihre Zeit brauchen, bis sie sich durchsetzen. Weiter wehren sich solche Wissenschaftler, die sich in ihren Ansichten festgelegt haben, diese ändern zu müssen. Und nicht zuletzt spielt auch die Zeit und ihre ganze geistige Richtung eine Rolle. Das hat es immer gegeben, und wir können es auch heute beobachten, in einer Zeit, in der ein d e u t s c h e r Standpunkt von vornherein mit Mißtrauen bedacht wird. Beamtete Professoren nehmen da manchmal Rücksichten, denn sie haben sicher Fälle in Erinnerung, bei denen unerwünschte Einstellung, die laut geäußert wurde, zu Maßregelungen bis zur Entlassung geführt hat.[28])

Wir übernehmen im großen und ganzen S t e l l e r s Geschichtsbild über die Bevölkerung Ostelbiens, zumal es mit eigenen Überlegungen im Einklang steht. Im übrigen sind wir nicht mehr die einzigen, die das tun. Dem Vorwurf, damit einer noch nicht allgemein anerkannten Auffassung gefolgt zu sein, sei die Aufforderung entgegengehalten, alle Fragen vorurteilslos zu prüfen.

---

[28]) Nach Abschluß dieser Niederschrift ist das neue Werk Prof. S t e l l e r s erschienen (s. Anm.[10]). Sein Titel ist: „G r u n d l a g e n d e r d e u t s c h e n G e s c h i c h t s f o r s c h u n g". Diese Grundlagen sind in erster Linie schriftliche Quellen. Sie werden noch einmal in aller Gründlichkeit geprüft, und zwar einmal in bezug auf Veränderungen ihrer ursprünglichen Schreibweise, besonders des Wortes „Sclavi" zu „Slavi" und dann darauf, welcher Sinngehalt mit diesen Worten verbunden wird. Das Wort „Wenden" in den deutsch geschriebenen Quellen wird in gleicher Weise untersucht. S t e l l e r bringt weiter eine wortkundliche (etymologische) Untersuchung von Orts-, Flur- und Personennamen, die bisher als typisch „slawisch" galten, was er als Fehler belegt, zumal sich die heutigen slawischen Sprachen, wie er nachweist, erst später entwickelt haben. Er bestätigt ferner die Arbeit vieler Forscher, die eine „germanische Kontinuität" in Ostelbien bewiesen haben. Besonders wichtig sind seine Feststellungen über das Aufkommen der Slawentheorie, das heißt der ersten Versuche, den ostelbischen Raum als von fremdvölkischen Menschen besiedelt hinzustellen, den anfänglichen Widerstand der deutschen Wissenschaft gegen dieses Geschichtsbild und über ihr späteres Nachgeben. — Wer sich über die Slawenfrage gründliche Kenntnis verschaffen will, wird dieses Werk durcharbeiten müssen.

Allerdings gibt es hier noch manches zu tun und zu klären. So sind wir überzeugt davon, daß die Sprachforschung noch einiges beizutragen hat und am Ende durch Klarheit über die Entwicklung der Sprache — und zwar der germanischen Sprache — im Raum zwischen Elbe und Weichsel das neue Geschichtsbild stützen wird. Auf Grund der Eigenentwicklung im Ostraum sind fraglos sprachliche Unterschiede zum germanischen Westen entstanden.

„. . . die Sprache der urnordischen Runenschriften des 2.—4. Jahrhunderts unterscheidet sich nur geringfügig von der, die man für die Westgermanen des gleichen Zeitraums erschließen kann. Dagegen weicht die Sprache der ostgermanischen Goten im 4. Jahrhundert schon weiter von der des Nordens und Westens der gleichen Zeit ab. Aber das bestätigt nur unsere Ansicht über die bei Sprachverschiebungen wirksamen Kräfte. Denn die Goten, einst wohl von Skandinavien südwärts wandernd, hatten ein großes Reich zwischen Ostsee und Schwarzem Meer gegründet, und ihre Sprache, wie sie uns durch Wulfila überliefert ist, muß als eine Kolonialsprache angesehen werden, die durch die Urbevölkerung der neuen Wohnsitze beeinflußt war."[29])

Von anderen Sprachwissenschaftlern wird hierzu eingewendet werden können, daß die wenigen Sprachdenkmäler aus den genannten Jahrhunderten zu derart abgeschlossenen Urteilen nicht berechtigen. Zur Sprache Wulfilas können sie sagen, daß er bei seiner Bibelübersetzung vor den gleichen Schwierigkeiten stand wie andere Germanen, die für fremde Begriffe neue Worte verwenden mußten, und daß seine Sprache mehr eine künstliche ist, die zudem nur für den Teil der Goten galt, der christlich war.

Trotz aller Einwände kann jedoch das Grundsätzliche sehr wohl zutreffen: Die getrennte politische Entwicklung im Osten und Westen brachte für jeden Teil eine eigene Entwicklung der Sprache. Diese Unterschiede mußten sich weiter verstärken, als im 9. und 10. Jahrhundert bei den Westgermanen die deutsche Sprache als Verkehrssprache aufkam, deren Grundzüge wiederum im Westen Westgermaniens zu suchen sind. Es kann in keiner Weise überraschen, wenn — selten genug — die Berichte aus jener Zeit die Sprache der „Sclavi" als fremd und unverständlich bezeichnen. Denken wir nur einmal an die heutigen Verhältnisse: Obwohl das Hochdeutsche seit einigen Jahrhunderten vorhanden ist und manche Eigenarten der Mundarten verschwinden und verflachen ließ, können sich ein Oldenburger und ein Kärntner, ein Holsteiner und ein Oberbayer, ein Pommer und ein Rheinländer, ein Schwabe und ein Schlesier, ein Hesse und ein Ostpreuße bestimmt nicht verstehen, wenn sie ihre Mundart sprechen. Und noch heute findet es mancher „Hochdeutsche" einfach „barbarisch", wenn ein anderer seine Mundart spricht. Im übrigen sind für uns auch das Dänische, das Schwedische und

[29]) Eggers, Deutsche Sprachgeschichte, a. a. O., S. 27.

Norwegiſche fremde Sprachen, auch wenn ſie gleichen Urſprungs ſind wie die unſrige.

Für die damalige Zeit iſt jedenfalls der Ausdruck „ſklawiſche" oder „ſlawiſche" Sprache kein Beweis für einen volklichen Gegenſatz der „Sclavi" zu den Weſtgermanen oder Deutſchen. Völlig abwegig wäre es auch hier, ſich durch den Gleichklang von Worten beeinfluſſen zu laſſen und die „ſclavica lingua" von damals begrifflich mit der ſlawiſchen Sprache von heute gleichzuſetzen. Sollte es damals eine Art von eigener ſclawiſcher Sprache gegeben haben, ſo müßten Zeugniſſe darüber vorhanden ſein. Doch die Sprachwiſſenſchaft ſtellt feſt: „Die älteſten Denkmäler des Ruſſiſchen ſtammen aus dem 11. Jahrhundert, des Serbiſchen aus dem 12., des Tſchechiſchen aus dem 13. und des Polniſchen aus dem 14. Jahrhundert."[30]) Das ſind gerade für das Polniſche Jahrhunderte nach der Zeit, als die Quellen von der Sprache der „Sclavi" ſprechen. Die Entſtehung und Entwicklung der ſlawiſchen Sprachen von heute ſind weitere wichtige Aufgaben der Wiſſenſchaft.

Zum Schluß können wir noch die Raſſenkunde zur Auskunft darüber heranziehen, ob die Germanen und Sclavi damals von unterſchiedlicher Art geweſen ſind oder ob ſich damals, mit den Worten des „Handbuchs", eine ethniſche = volksmäßige Zweiteilung zwiſchen Rhein und Weichſel vollzogen hat. Zwar ſind wir uns deſſen bewußt, daß die Raſſenkunde auf Grund einſeitiger Wertungen im Hitler-Reich („Herrenraſſe") heute einen ſchlechten Ruf hat, doch verlieren die aus Ausgrabungen gewonnenen ſachlichen Erkenntniſſe deswegen nicht ihre Gültigkeit.

In ſeinem Buch: „Raſſenkunde des deutſchen Volkes" warnt Dr. Hans F. K. Günther[31]) zunächſt davor, Völkernamen wie teutoniſch, germaniſch, aber auch ſlawiſch oder finniſch mit Raſſebezeichnungen gleichzuſetzen, „ſonſt entſtehen ſogleich wieder die vermeintlichen Raſſengegenſätze: germaniſch-romaniſch, germaniſch-ſlawiſch" uſw. (S. 25) Danach wäre es alſo falſch, mit dem Begriff „Slawen" von vornherein eine beſtimmte raſſiſche Vorſtellung zu verbinden . . .

Wie nach der „Slawentheorie" üblich, nimmt auch Günther zu jener Zeit einen Zuſtrom von Slawen in das oſtdeutſche Gebiet an. Er ſchreibt: „Bei der ſlawiſchen Beſiedlung Oſtdeutſchlands muß die Darſtellung einen Augenblick verweilen, da ſich über dieſe Dinge falſche und widerſprüchliche Anſchauungen gebildet haben . . . Die Urſlawen waren ein vorwiegend nordiſches Volk, das ſich aus einer im Inneren Rußlands, wohl um Ober- und Mittellauf des Dnjepr ſiedelnden Gruppe nordiſcher Raſſe gebildet

---

[30]) Fiſcher-Lexikon, „Sprachen", Dr. Heinz Wendt, 1961, Frankfurt am Main.

[31]) Dr. Hans F. K. Günther: „Raſſenkunde des deutſchen Volkes", J. F. Lehmanns Verlag, München, 1929.

hatte, ſtark genug, dem Oſten Europas die ſlawiſchen Sprachen aufzuzwingen." (S. 354)

Wir ſahen oben, daß über die „ſlawiſchen Sprachen" das letzte Wort noch nicht geſprochen iſt. Die Zuweiſung der Urſlawen zur nordiſchen Raſſe, zu der auch die Germanen gehörten, entſpricht unſerem Geſchichtsbild. Das wird mit folgenden Sätzen beſtätigt: „Raſſekundlich aber, d. h. alſo aus den Gebeinfunden der ſlawiſchen Reihengräber allein, wäre eine Scheidung (zu den Germanen) nicht durchzuführen: Die Urſlawen, dieſe Oberſchicht der ſlawiſchen, damals wohl nordiſch-oſtbaltiſchen, nordiſch-oſtiſchen, nordiſch-dinariſchen und nordiſch-ſudetiſchen Völker, die eine beſondere Beſtattung erfuhr, waren nordiſcher Raſſe wie die Germanen." (S. 358)

Mit dieſer Feſtſtellung ſteht Günther im Gegenſatz zur „Slawentheorie", nach der die damaligen Slawen von fremder Art geweſen ſein ſollen. Er hält lediglich eine gewiſſe Vermiſchung dieſer am weiteſten nach Oſten vorgeſchobenen nordiſchen Gruppe mit aſiatiſchen, „oſtiſchen" Menſchen für gegeben, wie es auch für uns denkbar iſt. Bezeichnend iſt nun, wie er verſucht, ſeine Erkenntniſſe mit der während der Niederſchrift ſeines Buches gültigen „Slawentheorie" in Einklang zu bringen. Er ſchreibt:

„So bedeutete alſo die ſlawiſche Welle, die ſich weſtwärts bewegte, raſſiſch zunächſt nur eine geringe Entnordung Oſtdeutſchlands. Erſt im Laufe desjenigen Zeitraums, der bis zur Verdrängung und Eindeutſchung der Slawen aus den ehemals germaniſchen Gebieten Oſtdeutſchlands verging, erſt allmählich mögen (!) in Norddeutſchland vorwiegend oſtiſche, oſtbaltiſche und ſudetiſche Menſchen ſlawiſcher Sprache . . . eingeſickert ſein, und ſchließlich, nach Schwinden der nordiſch-ſlawiſchen Oberſchicht, im Kampfe gegen die wieder vordringenden Deutſchen mögen (!) dann die Menſchen ſlawiſcher Sprache nahezu das Körperbild erreicht haben, das wir heute vielfach als ‚ſlawiſch' empfinden. Eine ‚ſlawiſche Raſſe' aber gab es und gibt es nicht. Menſchen, die man ‚ſlawiſch' findet" — gemeint iſt doch wohl heute — „ſind meiſt oſtbaltiſch, oſtiſch-nordiſch oder inneraſiatiſch-nordiſch oder ſudetiſch." (S. 358)

Aber für Günther entſteht nun eine weitere Schwierigkeit, denn auch nach dem Vordringen der Deutſchen in das oſtelbiſche Gebiet ergibt ſich immer noch nicht das Bild fremdraſſiſcher Bevölkerung, wie es die „Slawentheorie" will. Seine Erklärung lautet:

„Die Entnordung der Slawen auf dem ehemals germaniſchen Boden Nordoſtdeutſchlands muß entweder nicht ſo gründlich geweſen ſein (!), oder die Verdrängung der ſlawiſchen Stämme oder mindeſtens deren Herrenſchichten durch die wieder eindringenden deutſchen Stämme . . . muß ſo gründlich geweſen ſein (!), daß ſchließlich Nordoſtdeutſchland und das öſtliche Mitteldeutſchland wieder vorwiegend nordiſch wurden (!) und heute noch immer Gebiete vorwiegender Nordraſſe, allerdings mit oſtbaltiſcher, oſtiſcher und ſudetiſcher Beimiſchung, ſind." (S. 358)

Ebenso wenig wie für den ostelbischen Raum paßt das Bild der „Slawentheorie" von der „ethnischen Zweiteilung" für den Südosten. „Nun darf man aber nicht annehmen, daß die Slowenen etwa rein dinarischen" (also fremden) „Blutes gewesen seien. Die Südslawen des früheren Mittelalters werden von zeitgenössischen Geschichtsschreibern als rotblond beschrieben. Wie schon ihre indogermanische Sprache zeigt, müssen sie eine starke nordrassische Herrenschicht gehabt haben . . . Die Slowenen des 6. Jahrhunderts, die in die Ostalpen eindrangen, deren politische Macht aber von den bayerischen Herzögen bald wieder gebrochen wurde, mögen noch viel nordisches Blut gehabt haben." (S. 360).

Durch die Bewegungen von Kelten (Illyriern), Germanen, Ostvölkern und Mongolen ist im Donau-Raum fraglos eine stärkere Vermischung eingetreten. Die Ausführungen G ü n t h e r s zeigen deutlich, zu welchen Annahmen und Wendungen er greifen muß, um sein Wissen der „Slawentheorie" anzugleichen. Bei Kenntnis des hier vorgetragenen Geschichtsbildes hätte er das nicht nötig gehabt. Die „geringe Entnordung" Ostdeutschlands fügt sich nahtlos in unser Bild ein. Soweit bekannt, wird sie auch durch neuere Ausgrabungsergebnisse bestätigt.

Wegen der Bedeutung dieser Frage — und zwar nicht nur der geschichtlichen, sondern der bleibenden politischen Bedeutung, sollen noch andere Zeugnisse dafür angeführt werden, daß diese Theorie nicht haltbar ist. Vor über 100 Jahren hatte sich zwar schon die Behauptung von einer slawischen Herrschaft in Ostelbien durchgesetzt, doch die Meinungen waren offenbar noch nicht so festgelegt wie heute.

So schreibt G i e s e b r e c h t[32]) im Jahre 1843 über die völkische Zusammensetzung der Wenden: „In den Gegenden, welche der Elbe zunächst lagen, müssen viele von ihnen Sachsen gewesen sein. Die älteste Brandenburger Chronik versichert wiederholt, das Volk in der Mark sei zur Zeit König Heinrichs I., im Anfange des 10. Jahrhunderts und bis ins 12. hinunter, aus Slaven und Sachsen gemischt gewesen. (Pulkawae Chron. p. 17 a. 1100, 1156). Das Zeugnis ist freilich erst aus dem 14. Jahrhundert, doch darf man annehmen, es ruhe auf älterer Überlieferung, denn schon 200 Jahre früher, ehe noch die Colonisation der Deutschen begonnen hatte, wird im Luitizerlande einer sehr zahlreichen Nation gedacht, welche nach dem, was von ihr verlautete (Anm.: Sie betete den Wodan, Thor und die Frigg an) Germanischer Abkunft gewesen sein muß. Selbst in der Karolingerzeit erwähnt ein zuverlässiger Geschichtsschreiber gelegentlich, daß die Sachsen nicht nur den Dänen, sondern auch den Wenden nahe standen, nur läßt der Ausdruck (Anm.:. . . propter affinitatem etc, Nithardi hist. IV. 2) zweifelhaft, ob

[32]) L u d w i g G i e s e b r e c h t: Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182, Erster Band, Berlin, 1843

räumliche oder verwandtſchaftliche Nähe gemeint ſei. Was die anderen Berichterſtatter melden, entſcheidet für das letztere.

Die früher angeregte Frage nach den Unterworfenen der Slaviſchen Herren des Wendenlandes iſt damit beantwortet. Die Mehrzahl der Bevölkerung zwiſchen Elbe und Oder beſtand alſo aus Germanen. Als Kriegsgefangene aus dem angrenzenden Sachſenlande kann eine ſo große Menge nicht herangebracht ſein. Man wird genötigt, ſie als die alte Bevölkerung anzuerkennen, die eine ſpäter eingedrungene Minderzahl Slaven unterworfen und nach Kriegsrecht zu Leibeigenen gemacht hat.

Doch blieben ſie nicht alle und nicht überall in dieſem Zuſtande. Die Luitiziſchen Sachſen waren um die Mitte des 11. Jahrhunderts freie Leute und im Beſitze des Waffen- und Kriegsrechtes (Anm.: Order Vit. IV. p. 513)" (Seite 37).

Wir ſehen, es iſt hier das Gleiche wie bei G ü n t h e r : ohne die Annahme einer „Unterwerfung" von Germanen durch Slawen, verſtanden als Fremdvölkiſche, wäre die Erklärung viel einfacher, nämlich: die Einwohner waren in der Mehrzahl germaniſche Heiden.

Das wird durch die Mitteilung über den Glauben jener Leute beſtätigt. G i e ſ e b r e c h t ſchreibt: „Diejenigen, welche mitten im Wendenland dieſem Germaniſchen Cultus anhingen, können alſo auch nur Germanen, die Deutſchen Leibeigenen der Slaviſchen Herren, geweſen ſein. Sie machten, wie früher gezeigt wurde, die Mehrheit der Bevölkerung im Lande zwiſchen Elbe und Oder aus: in dieſer Gegend alſo war die am weiteſten verbreitete Religion das Germaniſche Heidentum." (S. 58)

Für den Anfang des 12. Jahrhunderts bringt K r a b b o eine immerhin bemerkenswerte Ergänzung dieſer Berichte . . .[33])

„. . . die Haarfarbe dürfte diesſeits und jenſeits der Volksgrenze blond geweſen ſein." (S. 262), dazu als Anmerkung: „Die im Mittelalter von den Elbſlawen, namentlich von den Abodriten und Liutizen bewohnten Gebiete, unter ihnen auch die noch heute überwiegend ſlawiſchen Bezirke" (Bemerkung des Verfaſſers vJ: richtiger müßte es heißen: die noch heute als „ſlawiſch" geltenden Bezirke) „des Spreewaldes, gleichen in bezug auf die Haarfarbe ſo auffallend dem weſtelbiſchen Niederſachſen, daß die F a r b e des Haares auch im Mittelalter kaum ein brauchbares Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen Deutſchen und Elbſlawen abgegeben haben dürfte. So führt dieſe Überlegung dazu, vielmehr an eine völkiſch verſchiedene Haartracht zu denken." — Solche Unterſchiede ſind jedoch nicht beweiskräftig, denn verſchiedene Haartrachten hat es bekanntlich auch bei weſtgermaniſchen Stämmen gegeben. Die Meldung deutet eher darauf, daß Sachſen und „Slawen" eben nicht verſchiedenen Raſſen angehört haben. — —

---

[33]) H e r m a n n K r a b b o : „Eine Schilderung der Elbſlawen aus dem Jahre 1108", Feſtſchrift für P. Kehr, 1926

Zusammenfassung der Untersuchung

Die Frage nach der Art der Menschen in Ostelbien kann abschließend und zusammengefaßt so beantwortet werden: **Die sogenannte „Slawentheorie", nach der dieser Raum bis zum Ende des 8. Jahrhunderts weitgehend von Germanen verlassen und vollständig von Menschen fremden Volkstums besiedelt worden sein soll, ist weder durch schriftliche Quellen, noch durch Bodenfunde, noch durch die geschichtliche Entwicklung, noch durch die Sprache, noch durch rassenkundliche Forschung, noch durch Angaben über den Glauben begründet.**

Das soll wiederum nicht heißen, daß die Menschen in Ostelbien ohne Ausnahme reinrassige Germanen gewesen wären. Denn hier waren ja schon Menschen ansässig, bevor in diesen Jahrhunderten Nordvölker aus Skandinavien erschienen. Es können auch nichtgermanische Menschen aus benachbarten Gebieten, also aus Osten, Südosten oder Süden, eingewandert sein. Ob man sie nun als Illyrier oder als Kelten einstuft, ist gleichgültig. Sie gehörten der gleichen Rassengruppe an wie die Germanen, nämlich der indogermanischen. Die Vermischung mit ihnen konnte also am Erscheinungsbild der Menschen wenig ändern.

Ebenso werden aber auch Menschen fremder (ostischer, asiatischer) Rassen schon in der Vorzeit, aber auch im Zuge der Hunnen-, Awaren- oder Ungarneinfälle in Teile Ostelbiens, nach Norden bis in die Mark Brandenburg und Thüringen, gelangt sein. Einen bestimmenden Einfluß auf die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung können sie aber nicht gehabt haben. Das müßte erkennbar gewesen und auch überliefert worden sein.

Diese fremdvölkischen Einwanderer oder Eindringlinge können aber nicht die „Sclavi" der lateinischen Quellen und nicht die „Wenden" der deutschen Übersetzungen und Chroniken gewesen sein, denn diese Bezeichnungen galten für etwas, das allen Ostelbiern gemeinsam war. Für die Christen des Westens kann das nur das Heidentum im Osten gewesen sein. Die „sclavica gens" (s. H e l m o l d) ist der übliche Sammelausdruck für das nichtchristliche Volk im Gegensatz zum christlichen. (Siehe hierzu auch M a t h i l d e L u d e n d o r f f: „Die Volksseele . . .", Pähl, 1955, S. 474).

Das Heidentum auszumerzen und das Christentum zu verbreiten, damit wurden die Kriege gegen die Sclavi begründet. Zum mindesten wurde es den Leuten so erzählt. Krieg für den Glauben: das war damals ein gottgefälliges, ein „himmlisch-lohnendes" Werk. Heute möchte man das nicht gern wahrhaben. So werden rassische Gründe angegeben. Doch rassische oder völkische Gegensätze, die von der Slawentheorie so in den Vordergrund gestellt werden, hatten in der Politik damals so wenig Bedeutung wie heute, genauer, damals noch weniger Bedeutung als heute.

Ja, als heute. Diese ausführliche Untersuchung der Slawenfrage ist nicht nur geschichtlich gedacht. Sie hat also nicht nur Bedeutung für die Vergan-

genheit, sondern ist auch und gerade für Gegenwart und Zukunft wichtig. Denn die heutigen Slawen begründen ihre Einstellung gegen die Deutschen, — sich entsprechend der Slawentheorie auf die Geschichte berufend —, ebenfalls mit rassischen Gegensätzen. Das stimmt auch heute nicht, wie schon ein Blick auf die Bevölkerung der benachbarten slawischen Staaten zeigt. Woher sollten solche Gegensätze auch kommen? —

Polen war seit je nach Osten offen. Die rassischen Unterschiede in der Bevölkerung sind daher größer als in der Mitte oder im Norden Deutschlands — keineswegs aber größer als im Westen (Rhein) oder im Süden (Bayern). Vom 14. Jahrhundert (1386) bis ins 16. Jahrhundert (1572) reichte Polen durch die Vereinigung mit (dem damaligen) Litauen weit nach Osten. Auch dadurch ist sicher ostisches Blut dazugekommen. Auf der anderen Seite aber sind von Anfang an und durch viele Jahrhunderte zahlreiche Deutsche nach Polen eingewandert oder dorthin geholt worden. Ebenso sind viele Deutsche nach den beiden Weltkriegen in Polen geblieben. Mit Recht kann man sagen, daß sie es waren, die Polen geschaffen haben, und daß sie es sind, die auch das Bild des heutigen Polen und der heutigen Polen bestimmen.

Böhmen, das alte Kernland des Reiches, hat außer der Einwanderung im 6. Jahrhundert, von der wir berichtet haben, überhaupt keinen nennenswerten Zufluß fremder Menschen mehr erfahren. Für Mähren gilt dasselbe.

In Ungarn und Jugoslawien, den südöstlichen Nachbarn des deutschen Österreich, ist das rassische Bild durch die vielen Verschiebungen uneinheitlich. Bekannt ist, daß viele Deutsche auch in diese Länder gegangen sind. Durch die Türkenherrschaft sind Menschen anderer Art dazugekommen. Das betrifft aber den Norden Jugoslawiens, der bis 1918 zu Österreich gehört hat und um den es hier geht, am wenigsten. Vielmehr bestehen völkische Spannungen innerhalb Jugoslawiens,

Bei den Slawen und in den slawischen Ländern ist aber ein starkes nationales Bewußtsein entwickelt worden. Und zwischen ihnen bildet die Sprache ein verbindendes Band. Dazu förderte der Panslawismus das Gefühl einer kulturellen und auch politischen Gemeinsamkeit. Sie wurde nach außen durch den betonten Gegensatz zum Deutschtum gestärkt, auch innerhalb der deutschen Staaten. Unter der Flagge des Slawentums fanden sich überall innenpolitische Gegner des Deutschtums, wobei es auf ihre Herkunft gar nicht ankam. Es versteht sich fast von selbst, daß die katholische Kirche für das Polentum und gegen alles Deutsche wirkte. Diese Arbeit kennt jeder, der einmal im deutschen Osten gelebt hat, denn sie beschränkte sich keineswegs auf polnisches Gebiet, sondern wurde unter den Augen der Behörden in Deutschland ausgeübt. In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das wenigstens noch zur Kenntnis genommen. So schreibt Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" unter anderem: „In

Posen und Westpreußen waren nach Ausweis amtlicher Berichte Tausende von Deutschen und ganze Ortschaften, die in der vorigen Generation amtlich deutsch waren, durch die Einwirkung der katholischen Abteilung (Zusatz, im preußischen (!!) Kultusministerium) polnisch erzogen und amtlich ‚Polen' genannt worden." — So wurden Deutsche zu volksbewußten Polen und zu Feinden der Deutschen gemacht! Das geschah nicht nur damals, sondern durch Jahrhunderte.

Bei der Feindschaft gegen das Deutsche taten sich nationale Machtbestrebungen und Kirche zusammen, unterstützt von anderen mächtigen Feinden der deutschen Staaten. So etwas spricht man aber nicht gern aus. Darum berief man sich auf die Slawentheorie. Mit ihr bekam alles einen wissenschaftlich-geschichtlichen Unterbau. Mit ihr begründeten die in Preußen und Österreich lebenden Slawen ihre Abkehr von den deutschen Mitbürgern sowie die Forderung auf Befreiung von „deutscher Unterdrückung" und auf eigene Nationalstaaten. Das gelang nach dem 1. Weltkrieg auf Grund von falschen Angaben, aber mit Hilfe der Siegermächte. Die Menschen in den betroffenen Gebieten wurden nicht gefragt — oder nur dort, wo eine Mehrheit sicher schien.

Von nun an diente die Slawentheorie mit ihrer Lehre von der Abstammung der Slawen von den Sclaveni oder Sclavi dazu, diesen neuen Staaten, unter ihnen solche, die wie die Tschechoslowakei und Jugoslawien künstlich zusammengebastelt waren, eine deutschfeindliche Geschichte von über 1000 Jahren zu verschaffen. Mit ihr konnte der Kampf gegen die Deutschen als eine schicksalhafte Auseinandersetzung feindlicher Rassen hingestellt werden. Mit der Slawentheorie kann auch eine jahrhundertealte Geschichte des deutschen Ostens ausgelöscht werden, mit der Unterstellung, daß „geschichtliches Unrecht" (an den Sclavi) wieder gutgemacht werden müßte. Daß bei dem Griff nach deutschem Land zusätzlich mit offener Fälschung gearbeitet wurde, auf die die Siegermächte des 1. und 2. Weltkrieges nur allzu gern eingingen, dürfte nachgerade bekannt sein, jedenfalls bei den Verantwortlichen. Sonst wissen es nur wenige, denn allgemein wird es nicht erzählt.

Die Slawentheorie ist es auch, die eine „wissenschaftliche Grundlage" für den weiteren slawischen Anspruch auf deutsches Land bis zur Elbe/Saale bildet.

Und das alles geschieht mit Hilfe der d e u t s c h e n Wissenschaft, die während der letzten 200 Jahre das Geschichtsbild der Slawentheorie übernommen hat und bis heute vertritt.

Angesichts solcher Folgen in der Gegenwart und möglicher Folgen für die Zukunft ist es sehr wohl begründet, daß die Frage nach den Menschen Ostgermaniens und Ostelbiens vor 1000 Jahren sowie nach den Sclaveni, den Sclavi und den Wenden, hier ausführlich und eingehend behandelt wird.

Die Verchriſtung des Oſtens und das Ringen zwiſchen Kaiſertum und Papſttum

Einführung

Die Stämme in unmittelbarer Nachbarſchaft des Frankenreiches waren, wie bereits erwähnt, ſchon von Karl dem Großen durch wiederholte Kriegszüge gezwungen worden, ſeine Oberhoheit anzuerkennen und Tribute zu zahlen. Ihre Verſuche, Freiheit und Unabhängigkeit wiederzuerlangen, ſetzten nach ſeinem Tode verſtärkt ein. Von den fränkiſchen und kirchlichen Geſchichtsſchreibern wird das natürlich als Ungehorſam und Empörung bezeichnet, wie früher gegenüber den weſtlichen Germanenſtämmen. Während des ganzen 9. Jahrhunderts riſſen die wechſelhaften Kämpfe nicht ab. In der zweiten Hälfte bildete ſich das großmähriſche Reich, das unter Zwentibold (oder Zwatopluk) ſeine Unabhängigkeit von Franken erreichte.[34] Im Jahre 894 zerſchlug Arnulf von Kärnten dieſes Reich mit Hilfe der Ungarn und öffnete dieſen damit den Zugang nach Thüringen und Sachſen. Das mähriſche Reich erregte auch bei den deutſchen Kirchenfürſten Ärgernis, weil es dem Einfluß von Oſtrom Zugang gewährt hatte und ſich damit von der römiſchen Kirche unabhängig zu machen drohte. Die Apoſtel Cyrillus und Methodius waren von dort gekommen und hatten eine Liturgie in der „ſlawiſchen" Landesſprache geſchaffen. Das wurde durch die Zerſchlagung des mähriſchen Reiches rückgängig gemacht.

In dieſer Zeit fanden ebenfalls ſtarke Einfälle der Normannen in das Reich ſtatt. Sie hatten ſich im Raum der Rheinmündungen feſtgeſetzt, bei Maaſtricht einen Stützpunkt gebildet und waren wiederholt die Flüſſe aufwärts gefahren. Köln, Bonn, Aachen, Trier und Lüttich wurden von ihnen geplündert. Erſt nach mancherlei Kämpfen wurden ſie 892 zum Abzug veranlaßt.

---

[34]) Wer verſucht iſt, in „Zwentibold" einen „ſlawiſch"-fremdartigen Namen zu ſehen, ſei daran erinnert, daß ein Sohn Arnulfs, der von 895—900 König in Lothringen war, denſelben Namen trug.

Konrad I.

Im Jahr 911 ſtarb Ludwig das Kind. Für ihn hatten Kirchenfürſten, beſonders Hatto von Mainz, das Reich geleitet. Sie ſetzten dann durch, daß Konrad aus dem Hauſe der fränkiſchen Konradiner König wurde. Konrad I. herrſchte im Grunde nur über Franken. Jede Einwirkung auf die anderen Herzogtümer wurde, zum Teil noch kriegeriſchen Auseinanderſetzungen, abgewieſen. Das innerhalb geſchwächte Reich war zu Handlungen nach außen unfähig, nicht einmal zu einheitlicher Verteidigung. Dieſe blieb den einzelnen Stämmen überlaſſen. Wiederholt fielen die Ungarn in das Land ein (906, 908, 911, 912, 913, 915, 917). Ihre Raubzüge führten im Süden nach Kärnten, Bayern, Schwaben bis Lothringen, im Norden nach Thüringen und Sachſen bis Bremen. Die Oſtmark ging 907 verloren, die Enns wurde wieder Grenze. Die Selbſtändigkeit der Herzöge ging ſo weit, daß ſie auch Hand auf die Kirchenländereien legten und daß ſie die Biſchöfe in ihrem Land nach eigenem Wunſch einſetzten. Die Kirchenfürſten wollten ſich natürlich dieſe Verſchlechterung ihrer Stellung nicht gefallen laſſen. So kam es zu dauernden Streitigkeiten und Kämpfen auch innerhalb der Herzogtümer.

Erſtes Ziel der kirchlichen Würdenträger war es, die Abhängigkeit von den Herzögen abzuſtreifen und zum mindeſten unmittelbar unter königliche Herrſchaft zu gelangen. Den gleichen Wunſch hatte Konrad. Er mußte verſuchen, wenigſtens die geſamte Kirche auf ſeine Seite zu bekommen, um von da aus ſeine Macht zu ſtärken. Doch die Herzöge waren ſtärker. Sie kümmerten ſich auch nicht darum, als der König den Papſt für ſeine Belange und für die Ziele der Kirchenfürſten einſetzte. So war die Stellung des Königs und der Kirche ſtark geſchwächt.

Konrads größte Handlung als König beſtand darin, daß er vor ſeinem Tode ſeinen ſtärkſten Gegner, Heinrich, Herzog von Sachſen, zu ſeinem Nachfolger erkor. Hierbei hörte er wohl kaum auf ſeinen Erzkanzler Hatto von Mainz, deſſen Feindſchaft zu Heinrich bekannt war. Er ſoll ſogar einen Anſchlag auf das Leben Heinrichs geplant haben. Herzog Heinrich hatte kurzerhand ſämtliche Liegenſchaften des Erzbistums Mainz, die auf ſächſiſchem Boden lagen, eingezogen. Weiter hatte er den ſächſiſchen Biſchöfen die Teilnahme an der Synode von Hohenaltheim unterſagt (916), die, mit einem päpſtlichen Legaten beſchickt, die weltliche Machtſtellung der Kirche erneuern ſollte.

Heinrich I.

Heinrich I. ließ sich nach germanischer Art vom Volk, und zwar zunächst nur von Franken und Sachsen, zum König wählen. Bezeichnend war, daß er jede Mitwirkung der Kirchenfürsten bei seiner Erhebung ablehnte. Der Gegenzug der Kirche, die Aufstellung des vom Erzbischof von Salzburg gesalbten Arnulf von Bayern als Gegenkönig, mißlang. Arnulf gab seinen Anspruch ohne Kampf auf. Dieser Erfolg war auf Heinrichs maßvolles Vorgehen zurückzuführen. Er wollte zwar seine königliche Stellung auch gegenüber den süddeutschen Herzogtümern durchsetzen, doch nicht als übergeordneter Herrscher, sondern als Erster unter Gleichgestellten. So begnügte er sich mit vertraglicher Anerkennung, beließ aber dem schwäbischen und bayerischen Herzog innerhalb ihrer Länder volle Selbständigkeit. Lothringen wurde gegen die Anerkennung Heinrichs als König in Ostfranken zunächst dem Westreich überlassen. Als dort innere Wirren auftraten, gewann Heinrich 925 ganz Lothringen für das Ostreich zurück.

Nach der Festigung im Inneren konnte Heinrich sich nach außen wenden. Vordringlich war hier zunächst die Abwehr gegen die Ungarn, die immer wieder auch in Sachsen/Thüringen einfielen. Das Herzogtum Sachsen nahm den größten Teil der gesamten Ostgrenze des Reiches ein. Sie reichte von der oberen Eider bis zum Böhmerwald. Dort schloß sich Bayern an. Entsprechend der damaligen inneren Lage handelte Heinrich in erster Linie als Herzog. Gegen eine Tributzahlung schloß er mit den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand ab. Diese Zeitspanne nutzte er. Pfalzen und wichtige Orte wurden befestigt, neue Burgen gegründet. Damit entstanden sowohl Zufluchtsstätten für die Bevölkerung, aber auch Stützpunkte für eigene Truppen. Jeder neunte Mann — man streitet sich, ob der Freien insgesamt oder nur der herzoglichen Dienstleute — mußte sich dort ständig aufhalten und wurde im Waffendienst ausgebildet. Damit entstand neben dem bisherigen Aufgebot ein stehendes Heer. Um den Ungarn wirksam begegnen zu können, schuf Heinrich ein Reiterheer, das natürlich in geschlossenen Verbänden geschult werden mußte. Damit hatte er jederzeit eine schnelle und verfügbare Truppe in der Hand. Die Gefahr bei dieser Neuschöpfung lag in einer inneren Trennung von Kriegsleuten und Volk, die in dem Augenblick kommen mußte, wenn ein Machthaber sein Heer nicht nur für die Sicherung des Volkes einsetzte, sondern für eigene Macht und fern vom eigenen Land.

Wie bei anderen politischen Erscheinungen zeigt sich hier, daß etwas ursprünglich Richtiges mißbraucht und damit falsch werden kann. Richtig ist, daß ein größeres Staatswesen eine bewaffnete Macht braucht — zum Schutz gegen gewaltsame Übergriffe von außen. Falsch ist es, wenn diese bewaffnete Macht dazu benutzt wird, andere Menschen und Völker zu unterjochen und eigene Herrschaft über Gebühr auszuweiten. Da kaum jemand solche

Absichten offen zugibt, sondern immer allerlei Gründe für sein Vorgehen anführt, muß in jedem Falle geprüft werden, ob diese Gründe zutreffend und bei unabhängiger Wertung stichhaltig sind.

Wenn wir von der Zeit Heinrichs aus einen Blick in weitere Jahrhunderte deutscher Geschichte werfen, so müssen wir immer wieder einen Mißbrauch nicht nur des stehenden Heeres, sondern der gesamten Kraft des deutschen Reiches und Volkes feststellen. Zu den schlimmsten Entartungen gehören von unserem Standpunkt aus die Kreuzzüge. Diese wurden in jedem Fall, ob sie nach Kleinasien führten oder gegen Deutsche auf deutschem Boden stattfanden, einzig und allein für das Christentum — sprich: für die Macht der römischen Kirche — geführt. Sie hatten mit dem Wohl und Wehe des Volkes nichts zu tun.

Noch später verkehrten sich Sinn und Zweck des stehenden Heeres völlig in ihr Gegenteil. Von der Schutzmacht des Volkes wurde es sein Feind. Die Entwicklung gipfelte in den Erscheinungen der Ritter und Landsknechte, die sich für Lohn und Beute jedem Herrn verdingten. Ihr Handwerk war der Krieg, und er mußte sie ernähren, ganz gleich wo und gegen wen er stattfand. Sie hatten die Bindung zum eigenen Volk verloren und wurden dadurch zu einer schweren Plage. Die natürliche Folge war, daß sie von allen anderen Ständen verachtet und gehaßt wurden.

Doch kehren wir in den geschichtlichen Ablauf jener Zeit zurück: Heinrich I. nahm bald Gelegenheit, seine neuen Verbände auch kriegsmäßig zu schulen. Da die Gefahr eines Ungarneinfalls vorerst ausgeschaltet war, benutzte er die Zeit, um sein Einflußgebiet weiter nach Osten vorzuschieben. „Heinrich nahm damit die Politik Karls des Großen und seiner ersten Nachfolger wieder auf", meint das Handbuch. In der Tat wird hier sein Handeln, bewußt oder unbewußt, zu gleicher Machtpolitik wie damals. Denn die Stämme im Osten gehörten nun einmal nicht zu seinem Reich.

Im Winter 928/929 überfiel er die Heveller, nahm ihre Stadt Brandenburg (Brennaburg), tötete oder vertrieb die Bewohner und errichtete einen eigenen Stützpunkt. Anschließend zog er gegen die Daleminzier und eroberte die Stadt Jahna (oder Gana) nordwestlich Meißen (Misni). Die Stadt wurde zerstört, sämtliche erwachsenen Einwohner wurden getötet, die Kinder in Gefangenschaft fortgeführt. In diesem Gebiet wurde mit Meißen ebenfalls ein Stützpunkt eingerichtet. Die Daleminzier und Milziener mußten sich unterwerfen.

929 folgte ein Kriegszug gegen Böhmen, bei dem sich die Bayern beteiligten. Der Böhmenherzog Wenzel (Wenzeslav) hatte schon das Christentum angenommen. Die Bevölkerung war ihm jedoch kaum gefolgt. Der Bruder Wenzels, Boleslav, und seine Mutter hielten am Heidentum fest. Wenzel erkannte die Oberhoheit Heinrichs an, wurde jedoch später von seinem Bruder ermordet. Vom Christentum wird er bis heute als „der heilige Wenzel" gefeiert.

Im gleichen Jahr erhoben sich die Liutizen, zu denen die Heveller gehörten, eroberten die Burg Walsleben, wo sie die Einwohner getötet haben sollen. Sofort erfolgte der Gegenschlag der Sachsen. Sie besiegten ein Heer der Liutizen bei Lenzen (im Raum Wittenberge). Gefangene wurden nicht gemacht. 120 000, nach anderen Quellen 200 000 Mann sollen dort über die Klinge gesprungen sein. Diese Zahlen sind wahrscheinlich stark übertrieben, doch die Tatsache der Gefangenentötung dürfte feststehen.

932 führte Heinrich einen Zug gegen die Lusitzer und zerstörte ihre Stadt Lebusa (im Raum Dahme bei Jüterbog), deren Größe damals allgemein bestaunt wurde.

933, nach Ablauf des Waffenstillstands mit den Ungarn, verweigerte Heinrich weitere Tribute. Die Ungarn versuchten daraufhin einen Einfall, wurden aber an der Unstrut zurückgeschlagen. Dieser Erfolg, errungen durch einen Heerbann aller Stämme des Reiches, förderte das Zusammengehörigkeitsgefühl.

934 gewann Heinrich im Norden den Raum zwischen Eider und Schlei, indem er gegen schwedische Wikinger den Platz Haithabu bei Schleswig eroberte. Im gleichen Jahr brachte er den Stamm der Ukrer (Uckermark) zur Unterwerfung.

Nach Osten waren damit fraglos beachtliche Erfolge erzielt worden. Das Vorgehen selbst unterscheidet sich nicht von dem, wie es früher die Franken gegen die Westgermanen geübt hatten. Jetzt gingen letztere mit äußerster Härte gegen ihre östlichen Nachbarn vor. Lobend erwähnen die — geistlichen — Geschichtsschreiber des Mittelalters, daß Heinrich kein Mitleid mit den „Sclavi" gehabt, ja daß er ihnen gegenüber das Gefühl des Unrechts nicht gekannt habe. Auch in den Mitteln war Heinrich nicht wählerisch, hatte er doch Verbrecher an der Grenze angesiedelt, die sich gegen die „Slawen" „bewähren" konnten. Sie stellten die Grenztruppen und hatten freie Hand für Übergriffe. Die in den eroberten Gebieten eingesetzten Markgrafen erhielten große Handlungsfreiheit und Machtbefugnisse.

Das Verständnis für eine derartige Einstellung kann man allenfalls bei den christlichen Schreibern jener Zeit begreiflich finden, die in Heiden keine Lebewesen sahen, die als Menschen zu behandeln waren. Zu dem Bild des biederen König Heinrich will diese Handlungsweise nicht recht passen. Es heißt zwar, er sei fromm gewesen. Doch dieses allein kann kaum eine Erklärung für sein außerordentlich hartes Vorgehen sein, zumal er keine Anstalten zur Verchristung der Heiden traf und auch keine Kirchen im eroberten Land baute.

Als Erklärung für Heinrichs Angriffe nach Osten finden wir in Geschichtswerken — wie bei Karl dem Großen übrigens —, daß er seine Grenzen sichern und befrieden oder daß er die Grenzstreitigkeiten ein für allemal zu Ende bringen wollte. Für solche Ziele brauchte er aber keine Unterwerfung von Stämmen, die über 100 km von seinem Land entfernt wohnten. Man

sollte solche Versuche einer Erklärung „aus modernem Geist" besser unterlassen. Heinrich war stark, und er nutzte seine Stärke zur Ausweitung seiner Macht. Außerdem entzog er den gefährlichen Feinden, den Ungarn, das Aufmarschgebiet, Hilfsmittel und mögliche Verbündete. Auf jeden Fall aber überschritten die Mittel, derer sich Heinrich bediente, das vernünftige Maß. Entsprechend groß war die Erbitterung der jetzt unterworfenen Gegner. Noch größer wurde der Haß durch die unbegreifliche Härte gegen Gefangene und Nichtkämpfer. Ströme von Blut flossen wieder auf germanischem Boden.

König Heinrich starb 936. Er hatte den drohenden Zerfall des Ostreiches verhindert und durch kluges und maßvolles Verhalten gegenüber den Stämmen im Innern ein weiteres Zusammenwachsen vorbereitet. Die Kirchenfürsten blieben weiter von den staatlichen Gewalten abhängig und waren damit gezwungen, zum Nutzen des Reiches zu handeln. Bei der Besetzung der kirchlichen Stellen waren sie auch in diesem Sinne von Heinrich ausgesucht worden. Eine Einwirkung Roms auf die Verhältnisse im Reich gab es nicht. Im Osten waren weite Räume abhängig gemacht. Hier lag die große Aufgabe der Zukunft.

Otto I.

Otto I., der Sohn und Nachfolger Heinrichs, kam als 24jähriger zur Herrschaft. Überragende Anlagen und ein starker Wille verbanden sich in ihm mit einem betonten Bewußtsein seiner Stellung. Wie sein Vater ließ er sich zwar von den Großen des Volkes wählen, doch die Krönung wurde zu einer prunkvollen Feier. Als Ort der Erhebung wurde Aachen gewählt, womit die Fortführung des fränkischen Reiches betont wurde. Diese Verbindung sahen auch die Zeitgenossen. Otto selbst knüpfte an jene Zeit an, indem er fränkische Kleidung anlegte und den Thron Karls des Großen bestieg.

Widukind hat eine Schilderung der Krönung gegeben:

„Als man nun nach Aachen gekommen war, versammelten sich die Herzöge und die ersten Grafen mit der übrigen Schar der vornehmsten Vasallen in dem Säulengange, welcher mit der Basilika des großen Karl verbunden ist, und sie setzten den Herrscher auf einen hier errichteten Thron; hier reichten sie ihm die Hände (die der König während des Huldigungseides in seinen Händen hielt), gelobten ihm Hilfe und Treue gegen alle seine Feinde und machten ihn so nach ihrem Brauch zum König.

Während dies von den Herzögen und den übrigen Beamten vorgenommen wurde, erwartete der höchste Bischof (der Erzbischof von Mainz) mit der gesamten Priesterschaft und dem ganzen niederen Volke unten in der Basilika den Aufzug des neuen Königs. Als dieser eintrat, ging ihm der Erzbischof Hildibert von Mainz entgegen und berührte mit seiner Linken die Rechte des Königs, während er selbst in der Rechten den Krummstab trug; und angetan mit der Albe, geschmückt mit der Stola und dem Meßgewand, schritt er vor bis in die Mitte des Heiligtums, wo er stehen blieb. Und sich zu dem Volke wendend, welches ringsherum (in den mehrstöckigen Säulengängen) stand, so daß er von allem Volke gesehen werden konnte, sprach er: ‚Sehet, hier stelle ich euch vor: den von Gott erkorenen und vom Herrn Heinrich zuvor bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum Könige erhobenen Herrn Otto. Wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dies, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt.'

Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigem Geschrei dem neuen Gebieter Heil und Segen. Sodann schritt der Erzbischof mit dem Könige, welcher mit dem eng anliegenden fränkischen Gewand bekleidet war, hinter den Altar, auf den die königlichen Insignien gelegt waren . . . Er trat an den Altar, nahm hier das Schwert mit dem Wehrgehenk und sprach zum König: ‚Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da durch Gottes Willen alle Macht des ganzen . . . Reiches dir übertragen ist, zum bleibenden Frieden aller Christen!' Sodann nahm er die Spangen und den Mantel und bekleidete ihn damit. ‚Dies bis an den Boden wallende Ge-

wand', sagte er, ‚möge dich erinnern, wie du vom Eifer im Glauben entbrennen mögest und in Wahrung des Friedens verharren müssest bis in den Tod.' Sodann reichte er ihm Zepter und Stab und sprach: ‚Bei diesen Zeichen mögest du bedenken, daß du mit väterlicher Zucht deine Untertanen leitest und vor allem den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen die Hand der Erbarmung reichest, und möge niemals auf deinem Haupte das Öl der Barmherzigkeit versiegen, auf daß du jetzt und in Zukunft mit ewigem Lohne gekrönt werdest.' Darauf wurde er alsbald mit dem heiligen Öl gesalbt und mit dem goldenen Diadem gekrönt von den Erzbischöfen Hildibert und Wicfried (von Köln); und da nun die Weihe, wie sich gebührt, vollständig vollendet war, ward er von eben denselben Bischöfen zum Thron geführt, zu welchem man auf einer Wendeltreppe hinanstieg, und der zwischen zwei Marmorsäulen von herrlicher Schönheit errichtet war, so daß er von hier aus alle sehen und von allen gesehen werden konnte. Nachdem man hierauf Gott gepriesen und das Meßopfer feierlich begangen hatte, stieg der König in die Pfalz herab, trat sodann an eine marmorne, mit königlichem Gerät geschmückte Tafel und setzte sich mit den Bischöfen und allem Volke; die Herzöge aber warteten auf. Der Herzog von Lotharingien, Giselbert, zu dessen Amtsgewalt Aachen gehörte, ordnete die ganze Feier. Eberhard von Franken besorgte den Tisch. Hermann von Schwaben stand den Mundschenken vor. Arnulf von Bayern sorgte für die ganze Ritterschaft und für die Wahl und Absteckung des Lagers . . . Der König aber ehrte einen jeden der Fürsten königlicher Freigebigkeit gemäß mit angemessenen Geschenken und entließ die Menge mit aller Fröhlichkeit." [35])

Fürwahr, eine prächtige Schaustellung — mit vielen schönen Worten. Die hervorragende Beteiligung der Kirchenfürsten mit Verkündung, Salbung und Krönung des Königs, die im Gegensatz zur Haltung seines Vaters stand, bedeutete zunächst keinen Machtzuwachs oder eine Veränderung ihrer äußeren Stellung im Reich. Doch sie traten erstmalig wieder vor dem Volke in einem Staatsakt in Erscheinung. Das Neue, ja Umwälzende hierbei war etwas anderes: Mit der Weihe durch die Priester ordnete sich Otto in die christliche Weltordnung ein. Neben das germanische Wahlkönigtum trat das vom Christengott Jahwe gesegnete Gotteskönigtum mit der Verpflichtung, diesen Glauben zu stützen und, wie wir hörten, mit dem Schwert zu verbreiten.

Daß die Herzöge bei der Feier königliche Hofdienste versahen, war zunächst auch nur eine Äußerlichkeit. Aber bald zeigte sich, daß mehr dahinter steckte. Die Auffassung: hier der Herr, dort die Diener, wollte Otto auch im inneren Aufbau des Reiches durchsetzen. Die Herzöge sollten die übergeordnete Stel-

[35]) aus Orthbandt, Deutsche Geschichte, Pfahl-Verlag, 1954, S. 202/203

lung des Königs anerkennen. Sie wollten aber ihre bisherigen Rechte nicht aufgeben. Aus Bayern, Franken, Lothringen erhob sich Widerstand. (Lothringen sah, das sei hier eingefügt, damals ganz anders aus als heute. Es reichte von Friesland im Norden bis in die Höhe von Basel im Süden — dort schloß sich Burgund an. Die Westgrenze verlief westlich der Maas bis zur Schelde, die Ostgrenze etwa am Rhein. Otto teilte dann das Herzogtum auf in Nieder-Lothringen, später Brabant, mit dem Sitz in Löwen, und Ober-Lothringen mit dem Mittelpunkt Nanzig (Nancy).)

Ottos Auffassung, daß die Herzöge ihm, dem König, untertan wären, mag dazu beigetragen haben, daß er die Stellung eines Herzogs von Sachsen aufgab und die Aufgaben auf einige weltliche und geistliche Große verteilte. Damit verlor er aber seine Hausmacht. Im Norden setzte er den Grafen Hermann Billung, im Süden Gero ein. Beide erhielten gleichzeitig die Aufgaben von Markgrafen, sie hatten also Angriff und Abwehr gegen die Nachbarn im Osten zu führen. Die Grenze zwischen ihren Marken lag an der Südgrenze des Obotritenlandes. Bei anderen Großen des Stammes erregte diese Machtzuteilung Unwillen, so daß auch in Sachsen Unruhen entstanden.

Es dauerte lange Jahre, bis Otto sich im Innern durchgesetzt hatte. Er übertrug dann die Herzogtümer an Verwandte, seinen Bruder Heinrich, seinen Sohn Ludolf (aus erster Ehe mit Edgitha (Edith) aus England) und seinen Schwiegersohn Konrad. Doch auch diese erhoben später die Waffen gegen ihn.

Zu den inneren Wirren, die bei anderer Einstellung Ottos vielleicht erst gar nicht aufgetreten wären, traten Gefahren von außen. Noch im Jahre des Thronwechsels nahmen die Dänen Schleswig und zerstörten die dortige sächsische Ansiedlung. Die Ungarn erschienen wieder im Lande (937, 938). Im Osten warfen die von Heinrich unterworfenen Stämme die Oberhoheit des Reiches ab. Dabei kämpften einige sächsische Große mit den heidnischen Stämmen. Lang andauernde Kämpfe folgten, entweder von den Markgrafen allein geführt oder mit Beteiligung Ottos, des Königs. Nach Widukind fügte er den Heiden viel Schaden zu und brachte sie an den Rand des Verderbens. „Trotzdem zogen jene den Krieg dem Frieden vor, weil sie alles Elend der teuren Freiheit nachstellen." Und das wollen wir ihnen auch nicht verdenken.

Otto I. sollte nun die Verschmelzung vornehmen, „denn die Widerstandskraft, welche das Wendenvolk trotz seiner schnellen Überwältigung noch besaß, war nicht gering. An Entvölkerung war ja nicht zu denken; den Deutschen erschien es im Gegenteil als dicht bevölkert und reich an streitbaren Männern." (Hauck, a. a. O., 3. Teil, S. 77)

Und: „Die Zahl der Ortschaften war in der Slavenzeit außerordentlich groß, oft größer als gegenwärtig." (Hauck, 3. Teil, S. 98, Anm. 2)

Wenn die Ortschaften auch nicht groß waren, so widerlegen diese Bemerkungen doch die oft auftretende Meinung vom „menschenleeren Osten". Eine starke Entvölkerung trat erst später als Folge der jahrhundertelangen Kämpfe auf, waren sie doch stets von Verwüstung und Verschleppung begleitet. Verwüstungen des durchzogenen Gebiets waren damals auch in inneren Kriegen übliche Mittel. Gegenüber den Heiden im Osten wurden sie noch weitgehender angewendet, finden wir doch gegen sie dieselbe Einstellung, wie sie früher die Franken gegen die Westgermanen gehabt hatten. Das Vorgehen war entsprechend.

„Wer kennt nicht den Namen des Markgrafen Gero? Keinen tapfereren Vorkämpfer hatte Deutschland in jenen östlichen Gegenden als ihn: immer wach und kampfbereit stand er auf dem gefährlichsten Posten. Und er war im Kriege nicht verroht," (Dieses Urteil stammt wahrscheinlich daher, daß Gero als alter Mann kurz vor seinem Tode seine Waffen in Rom am Grabe des Apostels Petrus niederlegte.) „. . . aber den Wenden gegenüber hielt er alles für erlaubt. Als er, kurz nachdem ihm der Befehl über das südliche Wendenland übertragen war, davon Kunde erhielt, daß die Unterworfenen ihn zu ermorden planten, war sein Entschluß rasch fertig: er lud 30 der Verschworenen, Fürsten und Edle, zum Mahle; an seinem eigenen Tisch hat er sie alle ermorden lassen. So stellte er dem Verrat Verrat entgegen, gleich als hätte er von Anfang an zeigen wollen, daß auch in Freveltaten die Deutschen Meister der Slaven seien. Auch Otto trug kein Bedenken, der schlechtesten Verräter sich zu bedienen." (H a u c k, 3. Teil, S. 91)

Wiederholen wir die Ansicht des Kirchenhistorikers noch einmal: „als hätte er zeigen wollen, daß auch in Freveltaten die Deutschen Meister der Slawen seien". H a u c k hätte hier auch sagen können, daß auch in Freveltaten die Christen Meister der Heiden gewesen seien. Allerdings ist diese Meisterschaft kein Ruhmesblatt. Zur inneren Überwindung des Heidentums konnten solche Maßnahmen nicht beitragen.

Mit dem Thronwechsel hatten sich auch die Böhmen erhoben. Boleslav hielt sein Land 14 Jahre lang unabhängig, bis es 950 wieder unterworfen wurde. Damit kamen auch Mähren und Schlesien, die damals zu Böhmen gehörten, unter die Oberhoheit des Reiches. Das war auch ein Sieg des Christentums, denn: „In der Gesinnung des christlichen Imperialismus hat Otto der Große seine Ostkriege geführt. Politik und Religion griffen so ineinander über, daß sie eine ‚unlösliche' Einheit bildeten".[36]) Im Schutz des Schwertes wurden Kirchen gebaut und Bistümer gegründet, drei im Norden (Schleswig, Ripen, Aarhus) und zunächst drei im Osten (Havelberg, Brandenburg und Oldenburg), 946 oder 948. Später kamen Meißen, Merseburg und Zeitz dazu. In der Verchristung der einheimischen Bevölkerung war aber we-

[36]) Dr. M a r g r e t B ü n d i n g: „Das Imperium Christianum und die deutschen Ostkriege", Hist. Studien, Heft 366, 1940, S. 13

nig Erfolg zu verzeichnen. „Noch war das Land im Großen heidnisch und hielt die wendische Bevölkerung unentwegt an ihrer alten Religion fest. Das Geständnis, daß es so sei, drängt sich wie unwillkürlich selbst in den Urkunden hervor". (Hauck, 3. Teil, S. 136) Oder: „Die Unterworfenen hatten nicht den Mut, den deutschen Priester zurückzuweisen; aber die Religion, die er ihnen brachte, lehnten sie ab. Sie diente ihnen zum Gespött." (Hauck, 3. Teil, S. 98) Unter den Umständen, wie die beiden Gegner sich begegneten, dürfte diese Ablehnung kein Wunder sein. Durch die Art der Kriegführung wurde im Gegenteil ein starker Haß erzeugt.

Inzwischen hatte Otto Kriegszüge gegen das westliche Frankenreich und in Norditalien geführt. 951 wurde er König der Langobarden und heiratete Adelheid, deren Königin. 953 flammte im Innern ein neuer gefährlicher Aufstand auf, geführt von Ottos Sohn Ludolf und seinem Schwiegersohn Konrad, gestützt vom Erzbischof Friedrich von Mainz. Thietmar meint, daß Ludolf sogar die Ungarn zu einem Einfall veranlaßt habe. 954 verheerten diese das Land. Ihren Erfolg begründet Thietmar wie folgt:

„Fragt aber einer in seinem Innern oder laut, woher einem fremden Volke eine solche Kühnheit komme, daß es so wohl bevölkerte, von ihnen so fern gelegene Lande zu überwältigen unternahm: so vernehme er, was ich als Ergebnis dessen, was ich aus Schriften je erlernt habe und auch aus mir selber weiß, ihm antworte: Mit Gottes Zulassung werden diese durch unsere Missetaten hervorgerufen als Geißeln Gottes, und wir fliehen in gewaltigem Schrecken, weil wir feige sind ob unserer Ungerechtigkeit, und so kommt es, daß wir, die wir im Glücke die Furcht Gottes verschmäht haben, nun mit Recht die Zuchtrute des Herrn fühlen müssen, und daß wir, ihn anrufend, kein Gehör finden, weil wir in keiner Weise versucht haben, seinen Zorn zu sühnen. Aus diesen Gründen also geschah es, daß Germania, schwächer als die übrigen, mit ihr verschwisterten Lande Europas, diesen Scharen erlag, denen nur für eine Mauer gilt, was Kraft genug in sich trägt, Pfeilen zu widerstehen."[37])

Diese Zeiten lassen erkennen, wie weit sich dieser Bischof, aus altem Geschlecht und verwandt mit dem sächsischen Herzogshaus, vom alten germanischen Geist entfernt hatte.

Nach Abzug der Ungarn unterwarf sich Ludolf. Im gleichen Jahr 954 erhoben sich die Liutizen — unter Beteiligung der Neffen des Markgrafen Hermann Billung, Wichmann und Ekbert — gegen die sächsische Herrschaft. Wechselvolle Kämpfe folgten.

955 schlug Otto die Ungarn nach einem erneuten Einfall auf dem Lechfeld bei Augsburg. Anschließend zog er mit einem starken Heer verwüstend ins Land der Liutizen. Diese boten den Frieden an, unter der Bedingung,

[37]) Die Chronik Thietmars, Bischof von Merseburg, übersetzt von J. C. M. Laurent, Berlin, 1848, S. 32

daß sie ihre Freiheit behielten. Dies wurde von Otto abgelehnt. Er besiegte die Liutizen an der Recknitz (Raxa, Reckenitz). „Nach dem Siege an der Recknitz am 16. Oktober 955 ließ er (Otto) ein schauerliches Strafgericht auf der Wahlstatt vollziehen" (H a u ck). Sämtliche Gefangenen wurden niedergemacht. Der Widerstand war gebrochen. In weiteren Feldzügen bis etwa 960 gelang es dem Markgrafen Hermann, die Wagrier und Obotriten, dem Markgrafen Gero, die Liutizenstämme bis zur Oder (Raum Vorpommern, Brandenburg, Lausitz) zu unterwerfen und tributpflichtig zu machen.

Während der König sich nun nach Italien wandte, stieß Markgraf Gero an der Oder mit Miseco zusammen, der im Warthe-Netze-Raum ein Reich errichtet hatte und seine Herrschaft nach Westen über die Oder hinweg ausdehnen wollte. Es war dies eine der Staatsgründungen der Normannen oder Wikinger, später — im 11. Jahrhundert — nach den Bewohnern, den Polanen, als Polen bezeichnet. (Etwa 100 Jahre zuvor hatten die schwedischen Waräger oder Wäringer ein Reich im russischen Raum gegründet. Von Nowgorod (Holmgard) aus hatte es sich schnell nach Süden ausgebreitet. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts war Kiew (Känugard) zur Hauptstadt geworden. Die Großfürstin Olga (Helga, später als Christin Helena) hatte bei Otto I. einen Missionar angefordert, um ihren Sohn zu bekehren. Er mußte bald erfolglos zurückkehren. Infolge des Einflusses von Konstantinopel wandte das Kiew-Reich sich später dem griechischen Christentum zu.) Miseco hingegen kam wahrscheinlich aus Norwegen. Sein Name wird in den lateinischen Urkunden verschieden geschrieben: Mesico, Misica, Misaco, Miseca, Miesko, Mesco. (Wenn die polnische Geschichtsschreibung diesen Namen als Mieszko oder Mieczyslaw wiedergibt, so ist das von dieser Seite aus verständlich. Nicht verständlich aber ist es, wenn die deutsche Geschichtsschreibung dasselbe tut, wie es gerade in den letzten Jahren nach 1945 geschieht, z. B. bei Gotthold R o h d e, „Kleine Geschichte Polens", 1965. Dem Zeitgeist entsprechend wird auch die nordische Herkunft des Miseco in Zweifel gezogen.)

Miseco wurde auch „König des Nordens" genannt, sein nordischer Name war Dag(r) oder Dago. Wenn wir dem Bericht von Ibrahim ibn Jaqub (Abraham Jacobsen) Glauben schenken, so verfügte Miseco über „3000 Gepanzerte, von denen das Hundert 10 000 andere aufwiegt". Er hatte demnach eine stehende Streitmacht, mit der er seine Herrschaft errichtet hatte und aufrechterhielt. Auf jeden Fall geriet er im Oder-Gebiet mit den Liutizen, später mit Gero aneinander. Gero gelang es (etwa 963), Miseco zur Anerkennung der Oberhoheit des Reiches und zur Tributzahlung zu bringen.

Miseco trat 966 (oder 967) zum Christentum über. Thietmar von Merseburg erzählt in seiner Chronik von dieser „Bekehrung". Und dieser Bericht erscheint uns sehr bezeichnend.

„Er (Miseco) hatte eine edle Böhmin, eine Schwester Herzog Bolizlavs, heimgeführt, welche ihren Namen durch die That bewährte. Denn sie hieß

Dobrawa, d .h. auf deutſch die Gute. Denn ſie, eine Chriſtin, ſann, da ſie ſah, daß ihr Gemahl noch im vielgeſtaltigen Irrwahne des Heidenthums befangen war, darauf, wie ſie ihn zu ihrem Genoſſen im Glauben machen könnte, und ſuchte auf alle Weiſe ſeinen wilden Sinn zu zähmen, nicht wegen des dreiartigen (Anm.: Anſpielung auf I. Joh., 2,16) Trachtens dieſer böſen Welt, ſondern wegen des von allen Gläubigen erſehnten künftigen Lohnes nach dieſem Erdenleben. Dieſe that zeitweilig Uebles, um nachher lange Gutes wirken zu können. Denn in den Faſten, welche unmittelbar auf ihre Vermählung folgten, ward ſie, da ſie bemüht war, durch Enthaltſamkeit vom Fleiſche und durch Kaſteiung ihres Körpers Gott einen wohlgefälligen Zehnten darzubringen, mit ſüßen Verſprechungen von ihrem Gemahl angegangen, ihren Vorſatz aufzugeben. Sie nun willigte deshalb ein, um ein ander Mal von ihm um ſo leichter erhöret zu werden. Nach einigen nun aß ſie nur an einem, nach anderen aber an dreien Tagen in den Faſten Fleiſch. Jetzt haſt du alſo, mein Leſer, ihre Vergehen gehört; nun vernimm, welche feine Frucht ihre Frömmigkeit trug. Sie arbeitete an der Bekehrung ihres Gemahls, und ward darin erhört von der Allgüte ihres Schöpfers, durch deſſen unbegränzte Gnade er, der vordem den Herrn verfolgt hatte, voll Eifers in ſich ging, indem er auf wiederholtes Vermahnen der geliebten Gattin das Gift des angeborenen Unglaubens von ſich gab, und in der heiligen Taufe den ererbten Sündenmakel abwuſch. Und alsbald folgten die bis dahin ſchwachen Glieder des Volkes ihrem geliebten Herrn und Haupte, und alle legten das hochzeitliche Gewand an, und wurden unter Chriſti Jünger gezählt. Jordan, ihr erſter Biſchof, hatte mit ihnen viele ſchwere Mühe, indem er ſie durch Wort und That unermüdlich einlud, den Weinberg des Herrn zu bebauen." (S. 121/122)

Wir ſehen, wie ein frommer Mann ſo „ſchwere Vergehen" gegen Anordnungen der Kirche wie Fleiſcheſſen zur Faſtenzeit mit dem guten Zweck entſchuldigt.

Das erſte Bistum des Biſchofs Jordan wurde 968 in Poſen eingerichtet. Hauck beſtätigt die „ſchwere Mühe", die Jordan hatte: „Aber wer möchte glauben, daß ſeine Erfolge größer waren als die Deothmars in Prag? In der Tat erſcheinen die Polen noch lange nach ihm weit mehr als ein heidniſches denn als ein chriſtliches Volk" (S. 204).

968 wurde Magdeburg zum Erzbistum gemacht — mit dem Auftrag an den Erzbiſchof „archiepiscopus et metripolitanus totius ultra Albiam et Salam Sclavorum gentis modo ad deum conversae et convertendae" (. . . um das ganze Volk der Sclawen jenſeits der Elbe und Saale zur Verehrung des (Chriſten-)Gottes zu bringen) (D. 366). Außer dem Bistum Prag (973), das dem Erzbistum Mainz unterſtellt wurde, gehörten alle Bistümer im Oſten zu Magdeburg. Es war damit die kirchliche Hauptſtadt für den Oſten.

Otto I. hatte inzwischen eine folgenschwere, ja verhängnisvolle Entwicklung eingeleitet, indem er sich nach Italien gewandt hatte. Von nun an wurden hier nicht nur Zeit und Kraft der Herrscher in erheblichem Maße verbraucht, Italien kostete auch Zeit, Kräfte — und Leben vieler Menschen aus dem deutschen Raum. Allerdings, Ursache war weniger dieses Land mit seinen zahlreichen kleinen politischen Gebilden, Ursache war weit mehr Rom, Sitz des Papstes, des Oberhaupts der Christenheit und damit Hauptstadt der Kirche und aller Christen. Genau genommen war es nicht einmal die Stadt, um die es ging, sondern das Papsttum, ein von Menschen geschaffenes kirchliches Amt, für die Gläubigen jedoch göttlichen Ursprungs und Gegenstand religiöser Verehrung. Der Glauben, besser vielleicht das Ausmaß des Glaubens in jedem einzelnen — oder auch nur die Vortäuschung des Glaubens — bestimmte von nun an wesentlich die Geschichte des mittelalterlichen Reiches. Ein neuer „Kampf um Rom" begann. Wieder stand Kraft des Nordens gegen seelischen Einfluß aus fremder Welt. Dieses Ringen muß auch in unserem Rahmen behandelt werden, weil es Grad und Wirkung der Verchristung im Reich zeigt.

Schon früher hatten die Herzöge der südlichen Herzogtümer Schwaben und Bayern, von sich aus oder im Auftrag des Königs, Kriegszüge gegen die Langobarden geführt. (Hier muß daran erinnert werden, daß diese Herzogtümer damals bis zum Südhang der Alpen und bis zur Adria reichten. Zu Schwaben gehörte die (heutige) Schweiz, zu Bayern gehörten das (heutige) Land Salzburg, das (heutige) Tirol, Kärnten und die Mark Verona (ostwärts der Etsch bis an die Adria). Die Langobarden waren bisher nicht endgültig besiegt worden. Der derzeitige Langobardenkönig Berengar wollte seinerseits seine Herrschaft weiter nach Süden ausdehnen und bedrohte Rom. Dieser Gefahr suchte der Papst zu begegnen. Er konnte eine starke Macht in Italien nicht brauchen, geschweige denn eine weltliche Herrschaft über Rom — jetzt so wenig wie zu anderen Zeiten. Der damalige Papst Johannes XII., der als Jüngling von 18 Jahren durch eine Adelspartei Roms zum höchsten Amt der Christenheit erhoben worden war, rief Otto zu Hilfe. „Es war immer dieselbe Sache: Drohte in Italien eine bodenständige Macht dem Papsttum gegenüber Macht zu gewinnen, so rief der Papst regelmäßig Hilfe von auswärts herbei. Das Papsttum ist der Grund der nie endenden Invasion." (v. Hoffmann, a. a. O., Band 2, S. 86) Man muß hinzusetzen: Und regelmäßig suchte das Papsttum dann die Macht, die es gerufen hatte, durch andere Schachzüge wieder zu schwächen. Denn es konnte auch außerhalb eine starke Macht nicht brauchen — jetzt so wenig wie zu anderen Zeiten.

Der Hilferuf des Papstes war für Otto ein erwünschter Anlaß, in Italien einzugreifen. Einmal konnte er nun mit Recht gegen die Langobarden vorgehen und dazu die ganze Macht des Reiches aufrufen. Der Pflicht, den Papst von einer Bedrohung zu befreien, konnte sich kein Christ entziehen. Außerdem hatte Otto sich in eine Lage gebracht, in der er den Papst brauchte.

Um die Gefahren auszuschalten, die ihm, dem König, von unzufriedenen Herzögen drohen konnten — auch die Übergabe der Herzogtümer an Verwandte hatte da nicht geholfen —, hatte er die Kirchenfürsten zu Stützen des Reiches gemacht. Sie waren reich mit Königsgut versehen worden und damit ebenso Landesherren wie die Herzöge. Ja, er hatte einen Kirchenfürsten wie seinen Bruder Brun, Erzbischof von Köln, zum Herzog von Lothringen bestellt. Wie die weltlichen Großen stellten die Kirchenfürsten den Heerbann aus ihren Ländern — oft größer als der der Herzöge — und zogen an seiner Spitze in die Feldzüge. Sie waren auch in der Politik enge Berater geworden.

Die Kirchenfürsten hatten damit den ersten Schritt nach oben getan. Die frühere Abhängigkeit von den Herzögen war beseitigt, sie unterstanden unmittelbar dem König. Und er hatte treue Diener an ihnen. In der „königlichen Kapelle" ließ er ausgesuchte Geistliche ausbilden. Aus ihren Reihen wählte er die fähigsten und ergebensten und besetzte mit ihnen die höchsten Ämter der Kirche. Dieser Einbau der Kirche in die weltliche Führung des Staates wird als „ottonisches System" bezeichnet. Dieses System war in der Tat etwas Neues. Aber es hatte auch Weiterungen. Denn es konnte im gewünschten Sinne, also in Treue zur Person des Herrschers und zum Wohle des Reiches, nur dann reibungslos arbeiten, wenn die Gefolgschaft ungestört blieb. Hier mußte der König an jene Stelle denken, die von allen Kirchenherren, ja, allen Christen ebenfalls als Oberhaupt angesehen wurde, den Papst in Rom. Nur wenn auch dieser in das „System" eingegliedert war und ebenfalls unter der Aufsicht des Königs stand, konnten störende Querschüsse und unerwünschte Eingriffe von jener Seite verhindert werden. Dazu aber mußte der König Herrscher über Rom sein, also römischer Kaiser werden. Die Kaiserkrone wiederum, die römische Kaiserkrone, wurde vom Papst vergeben. So schloß sich der Kreis, eine logische Folge der Politik Ottos.

961 zog Otto I. mit einem starken Heer nach Italien. Der Langobardenkönig Berengar wich aus, Otto erreichte schnell die Stadt Rom. Verhandlungen mit dem Papst begannen. „Der unausgesprochene Gegensatz der beiden Männer, die eben in eine enge und dauernde Verbindung traten, zeigt sich deutlich in dieser mißtrauischen Vorsicht. Otto und Johann verfuhren wie zwei vorsichtige Handelsleute; jedes Zugeständnis von der einen Seite mußte durch ein solches von der anderen Seite erkauft werden. So blieb es auch weiter". (Hauck. 3. Teil, S. 228).

Am Ende folgte ein Vertrag mit allen Feinheiten: Otto erhielt die Kaiserkrone, dafür wurde dem Papst der Schutz des Reiches zugesichert. Jeder Papst und jede zukünftige Papstwahl wurde an die Zustimmung des Kaisers gebunden. Damit schien der Einfluß auf ihn und auf die Kirche gesichert.

Der Anspruch des Papstes auf ein bestimmtes Gebiet in Italien wurde bestätigt. Der Papst schwur dem Kaiser Treue.

962 wurde Otto zum Kaiser gekrönt.

„Trotzdem" (trotz dieser Verbindung) „kann man sich das Verhältnis des reifen, damals 50jährigen Kaisers zu dem Papstbuben, vor dessen Handgreiflichkeiten die Pilgerinnen die Peterskirche kaum zu betreten wagten, gar nicht vorstellen" (v. Hofmann, 2., S. 88). Das ist in der Tat schwierig, denn Otto mußte genau so gut wie andere wissen, was für ein verkommener Mensch Johann war. Klagten ihn doch — später — selbst Würdenträger der Kirche an wegen Unzucht, Blutschande, Bestechung, Kirchenraub, Mord und Brandstiftung. War Otto so kirchenfromm, daß solche Dinge vor dem Amt nicht zählten, oder war er ein kühler Rechner, dem es gleich war, mit wem er Verträge abschloß, wenn sie nur seiner Politik günstig waren? Nun, kirchenfromm war er zweifellos, doch hier hatte die Politik den Vorrang.

Der Papst dachte nämlich nicht daran, die Verträge zu halten. Kaum war der Kaiser außer Landes, knüpfte er mit allen Feinden des Reiches, dem soeben bekämpften Langobarden Berengar, den Ungarn und selbst mit Sarazenen, den Heiden, Verbindungen, um sie gegen den soeben gekrönten Kaiser zu hetzen. Und das nur deshalb, damit er in Italien wieder freie Hand bekam. Diesmal allerdings hatte er keinen Erfolg. Otto erschien schnell wieder in Rom und setzte Johannes ab. Die folgenden Wirren um diesen und die nächsten Päpste zeigen, wie notwendig eine feste Hand in diesem Sumpf war. Doch die Geister waren bereits so verwirrt, daß selbst dem Kaiser untertane Kirchenfürsten ihn wegen seiner Eingriffe gegen den kirchlichen Oberherrn, gleich wer es war, verurteilten.

„Wenn irgend ein Mann schonungslos über die Päpste geurteilt hat, so war es Luitprand von Cremona. Aber der im Amt befindliche Papst galt ihm unweigerlich als der oberste Bischof und der allgemeine Vater, als der Vicar des heiligen Petrus oder der heiligen Apostel. Und wenn irgend ein Mann das bewundert hat, was die sächsischen Könige taten, so war es Thietmar von Merseburg. In einem Falle aber erinnerte auch er sich, daß der Geschichtsschreiber das Recht hat, seine Helden zu verurteilen: als er die Absetzung Benedikts V. durch Otto I. erzählt. Er bezweifelte das Recht des Königs: denn niemand als Gott könne den Papst richten: in Christo sei dieser mächtiger als der Kaiser . . ." (Hauck, 3. Teil,, S. 210). Außerdem schreibt Thietmar: „Im Jahre 963 ward wegen der obenerwähnten Absetzung des Papstes Benedikt V. und wegen der Verbannung, in der er starb, das Heer des Kaisers von einer schrecklich wüthenden Sterblichkeit heimgesucht . . ." (S. 53) Wir sehen: die Strafe Gottes (des Christengottes) für dieses Vergehen folgte auf dem Fuße — und traf wie üblich Menschen, die damit nichts zu tun hatten, unter ihnen auch den Bischof von Trier.

Hauck fährt fort: „Fast wunderbar ist diese unerschütterliche Ehrfurcht vor einer Institution, die nichts mehr wirkte. Man kann sie nur erklären aus der geistigen Gebundenheit, mit der die germanische Welt der Größe des Altertums gegenüberstand. Aber sie war folgenreich: sie erhielt dem Papsttum seine Zukunft". Die „Größe des Altertums" ist ein recht nebelhafter Begriff, und es darf bezweifelt werden, ob die Germanen jener Zeit ihr so ehrfürchtig gegenüberstanden. Und was hatte das römische Christentum im im Grunde mit dem Altertum zu tun? Dagegen war die geistige Gebundenheit eine Tatsache, eben jene seelische Gebundenheit an das Christentum. Diese Bindung war es, die die Menschen, auch Fürsten und Kaiser, von ihrer Wurzel abschnitt und ihre Maßstäbe verwirrte. Nur nennen wir sie nicht wunderbar, sondern erschütternd. Zwar erhielt sie die Zukunft des Papsttums und der Kirche, ja des Christentums. Doch gleichzeitig war sie die Ursache für die Schwäche des mittelalterlichen Reiches — und für seinen Zusammenbruch.

Bei einer so starken Persönlichkeit wie Otto I. bestand noch keine Gefahr. Man kann es kurz so sagen: Solange der Papst erster Bischof des Kaisers war, solange er in allem der Gnade des Kaisers bedurfte, konnte kein Unheil geschehen. Zur Gefahr mußte die Verquickung von Reich und Kirche in dem Zeitpunkt werden, wenn der Papst sich von der Abhängigkeit lösen konnte. Denn vom Papsttum aus sah die Lage eben anders aus:

Nach kirchenchristlicher Auslegung des Neuen und Alten Testaments, wie sie schon im christlich-römischen Reich vertreten worden war, galt (und gilt) Christus als Herr, als König der Welt. Dieser Titel wurde nicht als inhaltlose Formel angesehen, sondern sollte irgendwann in der Zukunft für die Erde wirksam werden. Bis dahin waren auf der Erde Stellvertreter eingesetzt, und zwar für den weltlichen Bereich der Herrscher des Imperiums, für den geistlichen der Papst in Rom. Die Gleichung lautete: Christus = Petrus = Papst. In ihr lag die Begründung für den päpstlichen Anspruch auf die geistliche Oberherrschaft über die Menschheit, insbesondere natürlich über die Christenheit und über sämtliche christlichen Priester. Er richtete sich zunächst gegen den Oberpriester der Ostkirche in Konstantinopel, der den gleichen Anspruch stellte und im Grunde auch mehr Recht dazu hatte, denn Konstantinopel war immer noch Hauptstadt des römischen Reiches und Sitz des Imperators. Im Bereich der weströmischen Christenheit wurde die geistliche Herrschaft des Papstes nicht angezweifelt — und konnte es nach dem Glauben auch nicht.

Gleichzeitig aber beanspruchte der Papst die Gleichstellung mit dem Herrscher im Westreich, dem *weltlichen* Stellvertreter Christi. Hierum ging es zuerst bei den Auseinandersetzungen mit den mittelalterlichen Kaisern. Es war jedoch nur der erste Schritt. Sowie die Machtverhältnisse es möglich machten (seit Gregor VII.), forderte das Papsttum den *Vorrang* vor dem Kaisertum, also die Anerkennung auch als weltlicher Herr über die Erde

(Weltherrschaft, Universalmonarchie). Dieser Anspruch ließ sich — natürlich — ebenfalls aus der „Schrift" begründen.

Zur Zeit Ottos war es, wie gesagt, noch nicht soweit. Doch er hatte durch die Annahme der Kaiserwürde durch den Papst das Papsttum wieder in das weltgeschichtliche Spiel eingeschaltet und damit den Keim für jene Verwicklungen gelegt, die sich durch das ganze Mittelalter — und wir können hinzufügen, auch durch die Neuzeit bis zum heutigen Tage — hindurchziehen.

Die deutsche Geschichtsschreibung sieht, soweit sie nicht aus katholischer Sicht schreibt, die folgende Entwicklung so:

„Der politisch fertigen Kirche tritt nun gegenüber der politisch unfertige Staat; es wird eine Lebensfrage für die politische römische Kirche im Mittelalter, diesen unfertigen Staat nicht fertig werden zu lassen. Die Folge wurde die bewußte Zersetzung des Staates durch die Politik der Kirche; der Kampf gegen die Zersetzung ist der wesentliche Inhalt unserer mittelalterlichen Geschichte. Es wird in demselben die Lebensaufgabe der einzelnen großen deutschen Kaiser, den Staat immer von neuem wieder aufzubauen und zu befestigen gegen die immer stärker werdende kirchliche Hochflut, die darauf ausgeht, alles zu zerstören, was dem nationalen Königtum ihr gegenüber Halt gibt. Nach der Kraft des persönlichen Gegendrucks bemessen sich daher in nationalem Sinne die gewaltigen Erscheinungen unserer mittelalterlichen Könige und Kaiser. Sie haben zum Teil Titanenhaftes geleistet. Ihnen allen aber wurde das Los des Sisyphos. Ihr Kampf war fruchtlos." (v. Hofmann, S. 20). Warum das Papsttum — denn dieses ist hier mit der Kirche gemeint — die Zersetzung erstrebte, haben wir soeben gehört. Es bleibt aber die Frage, warum sie zum Erfolg führte und warum der Kampf der Kaiser fruchtlos war. Die Antwort ist kurz, aber vielschichtig: Die mittelalterlichen Kaiser waren keine deutschen Kaiser. Sie waren, streng genommen, nicht einmal Deutsche. Einmal gab es damals den Begriff „deutsch" für die völkische Zugehörigkeit eines Menschen gar nicht, ebenso kein „nationales" Königtum. Das Königreich zwischen Maas und Elbe/Saale war ein völlig gesetzmäßiger Nachfolgestaat des Frankenreiches und hieß amtlich auch „regnum Francorum". Otto I. hatte dies bei seiner Krönung in Aachen betont, und so blieb es auch bei seinen Nachfolgern.

Was, von außen gesehen, den Menschen in diesem Königreich gemeinsam war, war ihre germanische Herkunft. Ist es diese, die man in übertragenem Sinne als „deutsch" bezeichnen will, so gilt doch wohl folgendes: Deutsch sein bedeutet nicht oder nicht nur Herkunft aus einem bestimmten Raum, nicht einmal nur äußere Staats- und Volkszugehörigkeit, sondern in erster Linie die innere Zugehörigkeit zu einem deutschen Volk, eine Verbundenheit mit Kopf und Seele. Die mittelalterlichen Kaiser aber waren mehr oder weniger gute römisch-gläubige Christen. Auch sie erkannten den Papst als geistliches Oberhaupt an — und wenn sie selbst es nicht taten, mußten

sie auf den Glauben ihrer Fürsten und Untertanen Rücksicht nehmen. Mit anderen Worten: ihre Seele gehörte dem Christentum und damit dem Papst. Wie also sollten sie, selbst innerlich gespalten und mit einer gespaltenen Gefolgschaft, die gerade über den Glauben angreifende Zersetzungsarbeit des Papsttums wirksam abwehren, geschweige denn in diesem Ringen siegen können! Was sie allenfalls tun konnten, hatte Heinrich I. gezeigt:

Die politische Macht der Kirche im eigenen Land in Schranken halten, sie nicht zum Staat im Staate werden lassen, Beibehaltung des Volkskönigtums also keine Mitwirkung der Kirche bei Wahl und Krönung und vor allem kein Streben nach der Kaiserwürde, wozu damals die Verbindung mit dem Papst Voraussetzung war. Erst seine Weihe gab dem Kaiser die wirkliche Erhöhung, die Heiligkeit — und hatte umgekehrt zwangsläufig die Erhöhung des Papsttums zur Folge. Diesen Weg gingen Otto und seine Nachfolger. Wie sollten sie dabei den Ansprüchen des Papsttums ernsthaft entgegentreten können!

Wir kommen nun zum mittelalterlichen Kaisertum und Kaiserreich selbst: Hierauf muß näher eingegangen werden, weil die meisten sich darüber nicht klar sind. Schuld daran sind Unterricht und Geschichtswerke. Schon durch ihre Wortwahl erzeugen sie die Vorstellung, daß das mittelalterliche Kaiserreich etwas Neues und etwas Deutsches, ein deutsches Kaiserreich, gewesen wäre. Für den von uns behandelten Geschichtsabschnitt lauten die Überschriften: im Handbuch der Deutschen Geschichte: „Deutsches Reich und Kaisertum", in Gebhardts Handbuch der Geschichte", Ausgabe 1954: „Begründung und Aufstieg des Deutschen Reiches", in Kletts Geschichtlichem Unterrichtswerk für die Schulen: „Aufstieg des Deutschen Reiches". Das ist aber falsch! Denn jenes Reich war die bruchlose Fortsetzung des Römischen Reiches, des Imperium Romanum, dessen einer Teil von Konstantinopel regiert wurde, während die Überlieferung Westroms über die Franken nun zu den Germanen (Deutschen) gekommen war. Und es hieß wie damals Imperium Romanum. (Dem Bischof von Rom konnte diese Entwicklung nur recht sein — vielleicht hat Leo im Jahre 800 etwas dazu beigetragen, daß der Franke Karl Kaiser wurde — denn so war er seinen kaiserlichen Oberherrn und geistlichen Oberhirten in Konstantinopel los.)

Die Zeit Ottos vorgreifend benutzen wir die Gelegenheit, um ein Bild davon zu geben, wie und warum sich späterhin die Bezeichnungen des Römischen Reiches wandelten. Ist es doch aufschlußreich für das Denken des Mittelalters.

Geläufig ist uns im allgemeinen der Name „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation", und wir meinen natürlich, daß das Reich auch zu jener Zeit so genannt worden ist. Das trifft jedoch nicht zu. Die Entwicklung war vielmehr folgende: Neben die Bezeichnung „Imperium Romanum" trat erst unter Friedrich I. (1152—1190) der Titel „Sacrum Imperium" = heiliges

Reich. Der Zuſatz „ſacrum" wurde vom Erzkanzler des Reiches, dem Erzbiſchof von Köln, deshalb gewählt, um das „von Gott ſtammende" Recht dieſes Reiches noch einmal beſonders zu betonen und gegen das „göttliche Recht der Kirche" — ſie nannte ſich „Sancta Romana Eccleſia" = heilige römiſche Kirche — und die daraus abgeleiteten weltlichen Führungsanſprüche zu ſetzen. Die beiden Titel „Romanum Imperium" und „Sacrum Imperium" wurden dann nebeneinander gebraucht. Die Zuſammenſetzung „Sacrum Romanum Imperium" trat 1226 in der Bulle von Rimini auf, mit der Friedrich II. dem Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, Hermann von Salza, den Auftrag zum Kampf gegen die Preußen erteilte. (Nach B ü n d i n g (ſ. o.) bedeutet dieſe Bezeichnung hier: „Es iſt jenes Weltreich, das Gott vor dem Erſcheinen des Heilandes groß gemacht hat, um die Predigt des Evangeliums vorzubereiten, und das dann als chriſtliches Imperium der Träger der propagatio (Verbreitung) des nomen chriſtianum (des chriſtlichen Namens, des Chriſtentums) auf Erden geworden iſt." Dieſe Auffaſſung, daß bereits das heidniſche römiſche Reich vom Chriſtengott im voraus für dieſe Aufgabe geſchaffen ſei, mag vom chriſtlichen Standpunkt möglich ſein, iſt aber keineswegs allgemein.)

Der Zuſatz „deutſche Lande" erſchien amtlich zum erſten Mal 1409 in einer Urkunde König Ruprechts. Zwiſchen „Reich" und „Land" beſtand ein begrifflicher Unterſchied, der aus zahlreichen Erlaſſen deutlich wird. Mit „deutſchen Landen" war jener Teil des Reiches gemeint, der germaniſch beſtimmt war. Im Laufe der Jahrhunderte hatte ſich ja eine italieniſche, eine galliſche oder franzöſiſche, eine ſpaniſche und eben die germaniſche „Nation" herausgebildet. „Die germaniſche Nacion, das iſt Tütſchland", ſo hieß es. Die „deutſche Nation" war alſo ein Teil des römiſchen Reiches.

Die letzte Stufe dieſer Entwicklung, die Zuſammenziehung beider Namen zum „Heiligen Römiſchen Reich deutſcher Nation" trat erſt am Anfang des 16. Jahrhunderts auf (Kölner Reichsabſchied 1512). Sie wurde ſelten benutzt.

„Die ganze Entwicklung von ‚Reich und deutſche Lande' über ‚Reich und deutſche Nation' zu ‚Reich deutſcher Nation' weiſt ſchon darauf hin und die von J e u m e r" (einem Wiſſenſchaftler, der dieſe Frage bearbeitet hat) „beigebrachten Belege beweiſen es, daß mit Reich deutſcher Nation urſprünglich gemeint iſt der von Anfang an überwiegende und ſchließlich faſt allein übriggebliebene deutſche Teil des ganzen Reiches." [38])

Wenn dieſer deutſche Teil im 16. Jahrhundert auch in ſich furchtbar zerſplittert war, ſo machte ſich nach außen doch das Gefühl der völkiſchen Zuſammengehörigkeit bemerkbar, das ſeinen Ausdruck eben im Begriff „deutſch" fand. Es war die Zeit der politiſchen Ohnmacht des Reiches, die

[38]) Adolf Diehl: „Heiliges Römiſches Reich Deutſcher Nation, Hiſt. Zeitſchrift, Band 156, S. 467

von verschiedenen Seiten beklagt wurde und der man durch zahlreiche Aufrufe entgegenzuwirken suchte. Es ist verständlich, daß dieses auch mit dem Hinweis auf die große Vergangenheit, auf die „Deutschen" Karl den Großen und Otto I. versucht wurde, die doch Gründer des Reiches gewesen wären. Der Zusatz „deutsche Nation" hatte dabei den Sinn, die Deutschen zu „nationaler" Besinnung zu bringen und sich gegenüber den anderen Nationen, die damals, im 14., 15. und 16. Jahrhundert, dem schwachen Reich an allen Grenzen Abbruch taten, zu einen. Diese Aufrufe und Mahnungen hatten nicht überall Erfolg. Fürsten des Reiches und sogar der Kurfürst und Kanzler in deutschen Landen, der Erzbischof von Mainz, standen mit dem König von Frankreich in Verhandlungen. Adlige und andere leisteten ihnen Gefolgschaft. Solche Erscheinungen waren allerdings nichts Neues. — —

Soweit ein Überblick über die „amtlichen" Wandlungen der Bezeichnung des Reiches. Hier kann man es noch einigermaßen genau machen, mit Namen und Jahreszahlen. Mit der Verbreitung des Wortes „deutsch" unter den Menschen und mit dem Gehalt, den Herz und Gemüt damit verbinden, ist es schwieriger. Da helfen keine amtlichen Schriftstücke; wir können nur Rückschlüsse aus anderen schriftlichen Zeugnissen ziehen. Bei der Untersuchung über „Inhalt und Geschichte des Wortes deutsch" (s. Teil I, S. 129 ff.) erfuhren wir, daß dieses Wort allmählich zum Kennzeichen der Eigenart von Sprache, Land und Leuten zwischen Maas und Elbe wurde. Wir können also für jene Jahrhunderte der Sachsen-, Franken- und Stauferkaiser schon von deutscher Sprache, deutschen Stämmen, deutschen Menschen, einem deutschen Heer sprechen, allenfalls auch von Deutschland als geographischem Gebiet, aber, wenn wir genau sein wollen, nicht von einem deutschen Volk und erst recht nicht von einem deutschen Reich, sofern das Imperium, das Kaiserreich, gemeint ist.

Der Herrscher des Imperium Romanum trug wie zu Zeiten der Römer den Titel Imperator Augustus. Imperator mit Kaiser zu übersetzen, ist im Grunde auch falsch, denn das Wort Kaiser wird vom lat. Caesar abgeleitet. Caesar aber war ein Titel u n t e r dem Imperator, welch letzteren man mit Alleinherrscher oder Oberherrscher wiedergeben kann. Augustus, meist falsch als „Mehrer des Reiches" übersetzt, hat den Sinn von einem ins Göttliche Erhobenen. Imperator Augustus bedeutete demnach im alten Rom der Herrscher, dem auch göttliche Verehrung zuteil wurde, dem Tempel erbaut und Altäre errichtet waren (= Gottkaiser). Dieser Brauch war aus Vorderasien und Ägypten nach Rom gelangt, und die oströmischen Kaiser wurden entsprechend mit einem Heiligenschein abgebildet. — Dieser aus fremdem Geist stammende Sinngehalt wurde von den mittelalterlichen Kaisern übernommen.

In den Urkunden jener Zeit bezeichnete man den Kaiser als Imperator Dominus, wobei aber mit der Übersetzung „der Herr Kaiser" ebenfalls ein wichtiger Teil weggelassen ist, denn Dominus bedeutet, genau übersetzt, „Herr

und Gott". Mit allem sollte in christlicher Sicht zum Ausdruck kommen, daß der weltliche Herrscher ebenfalls Stellvertreter Christi war — hier Christus als König der Welt und als Heerkönig gesehen.

Ein Sinnbild für die christlich-heilige Stellung des Kaisers und seinen Auftrag war die Kaiserkrone Ottos I. „Als einzige wirklich achteckige Krone des Abendlandes bildete sie durch die Setzung ihrer Steine und deren Farbenskala ein Abbild des himmlischen Jerusalem und deutete zugleich auf das Alte und Neue Testament hin. Als signum sanctitatis (Zeichen der Heiligkeit) bringt sie zum Ausdruck, wie Otto seine Herrschaft als rex und sacerdos (König und Priester) gesehen haben wollte." (Handbuch, I., 3, S. 30) Damit wird erneut bestätigt, daß das mittelalterliche Kaisertum seine hohe Rangordnung in der römisch-christlichen Welt und neben dem Papsttum hatte. Seine Träger sind wahrlich nicht als „deutsche Kaiser" einzustufen. Und es ergibt sich daraus noch etwas anderes: Der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum darf nicht allein so gesehen werden, als ob hier rein weltliche mit rein geistlicher Macht stritt, sondern es ging um zwei „Heiligkeits"-Ansprüche, das heißt darum, ob der weltliche Stellvertreter Christi über, neben oder unter dem geistlichen Stellvertreter Christi seinen — christlich — rechtmäßigen Platz hatte. Daß das nicht nur ein Streit um Worte war, zeigt sich in der mittelalterlichen Geschichte. Denn die Treue und Gefolgschaft der Fürsten und Ritter hing nicht zuletzt davon ab, welchen Standpunkt sie in gerade diesem Glauben einnahmen.

Die Verwirrung der Gemüter wurde weiter dadurch verstärkt, daß der König und Kaiser nicht nur ein Amt von des christlichen „Gottes Gnaden" hatte, sondern daß er gleichzeitig nach germanischer Art gewählt wurde. Nach germanischer Auffassung verkörperte er als Träger göttlichen Heils die Einheit von Weltlichem und Göttlichem — im Gegensatz zum christlichen Glauben von der Zweiteilung geistlicher und weltlicher Macht (Dualismus). Auch dieser germanische Heiligkeitsanspruch lebte noch in den Menschen.

Alle diese innerseelischen Gefühle und Wertungen wirkten bewußt oder unbewußt in den Menschen, und die durch sie hervorgerufene Zerrissenheit machte sich naturgemäß in der mittelalterlichen Geschichte bemerkbar. Letzte Ursache für das eine und für das andere war die Verchristung der Germanen. Und der Anteil Ottos I. lag in der Übernahme des römisch-christlichen Imperiums. Seine Politik war keine deutsche, sondern christlich-römische und römisch-imperiale Machtpolitik.

Als römischer Kaiser versuchte Otto, Italien ganz in die Hand zu bekommen. Von 962 bis 972, also volle zehn Jahre, weilte er mit einer Unterbrechung von nur anderthalb Jahren in diesem Lande, wo im Süden noch Teile zum oströmischen Kaiserreich gehörten. Diese zu erobern, gelang aber nicht. Immerhin errang er die Oberhoheit über Mittelitalien (Benevent, Capua, Salerno). Um die Nachfolge seines Sohnes sicherzustellen, ließ er ihn, der

damals zwölf Jahre alt war, in Rom zum Kaiſer krönen (967). Nun bemühte er ſich in langwierigen Verhandlungen mit dem oſtrömiſchen Kaiſer in Byzanz, die Anerkennung ſeines neuen weſtrömiſchen Kaiſertums zu erreichen. Das gelang ſchließlich durch die Vermählung des Kaiſerſohnes Otto mit einer Angehörigen des oſtrömiſchen Kaiſerhauſes, der Prinzeſſin Theophano (972). —

All das waren zweifellos große Erfolge kaiſerlicher Machtpolitik. Eine andere Frage iſt es, ob ſie vom deutſchen Standpunkt — damals wie heute — wirklich ſo bewundernswert ſind.

Die deutſche Geſchichtswiſſenſchaft iſt ſich über dieſe Frage nicht einig. Das iſt auch kein Wunder, kommen die Urteile doch aus den verſchiedenſten geiſtigen Standorten. Hören wir ein Beiſpiel (Handbuch, I. 3, S. 26): „Jede Kritik ex eventu (auf Grund des Ergebniſſes) überſieht aber nur zu ſehr die zeitgeſchichtlich bedingten politiſchen und geiſtigen Vorausſetzungen . . .“ Das heißt mit anderen Worten, daß Otto als Kind ſeiner Zeit und gebunden an die Kräfte ſeiner Zeit kaum anders handeln konnte. Nun, ſein Vater hatte anders gehandelt — und große geſchichtliche Perſönlichkeiten brauchen ſich keineswegs an die Vorausſetzungen ihrer Zeit zu halten, ſie ſollen ſie ſogar verändern, wenn ſie ſchädlich ſind. Trotzdem mag die Begründung dieſes Satzteils gelten. Wenn aber das Handbuch fortfährt „. . . und den ideellen Gewinn, den die Kaiſerpolitik trotz vieler nicht zu leugnender Nachteile für das deutſche Volk gehabt hat“, dann muß doch Widerſpruch angemeldet werden. Worin ſoll der ideelle Gewinn beſtanden haben? Etwa in dem ſtolzen Gefühl, daß der Kaiſer aus dieſem Volk ſtammte? Daß er der anerkannt mächtigſte Herrſcher in Europa war? Daß deutſche Heere in Italien ſtanden und, ſolange ſie dort ſtanden, es beherrſchten? Daß ein Mann ihres Volkes als Kaiſer gleichberechtigt mit dem Kaiſer in Byzanz verhandelte? Oder ſollte das ein ideeller Gewinn ſein, daß ein Sachſe die Krone des „himmliſchen Jeruſalem“ trug? Gewinn für das deutſche Volk? Bei allem Verſtändnis für Stolz und geſteigertes Selbſtgefühl durch Macht und Glanz, einen ideellen Gewinn können wir darin nicht ſehen. Die Nachteile dagegen ſind mit Händen zu greifen: Zeit und Kraft, Gut und Blut, für Italien hingegeben, nützten dem Volk und Land nördlich der Alpen gar nichts. Im Gegenteil, bald ſollte ſich zeigen, daß das alles für die Sicherung der im Oſten erworbenen Gebiete fehlte — und daß es nicht einmal die Herrſchaft in Italien gewährleiſtete.

Doch ſehen wir von dieſen Folgen ab. Für ſie kann Otto nicht verantwortlich gemacht werden, war er politiſch doch ſo klug, den Papſt in voller Abhängigkeit zu halten. Allerdings kannte er die geiſtigen Vorausſetzungen ſeiner Zeit wohl doch nicht gut genug, zum mindeſten das Weſen des Papſttums nicht. Sonſt hätte er die Kirche ſeines Stammlandes von Rom trennen müſſen oder, wenn er ſchon den Papſt als oberſten Herrn auch ſeiner

Kirche anerkannte, hätte er ihn wegbringen müſſen aus Rom, deſſen unſichere Verhältniſſe er doch zur Genüge kennengelernt hatte.

Wenn wir die Kaiſer- und Italienpolitik Ottos alſo nicht als richtig anſehen, dann aus den Grundſätzen, die wir oben ſchon angeführt haben: Wir lehnen eine Politik ab, die aus religiöſem oder politiſchem Machtſtreben über die natürlichen Grenzen hinausgreift und anderen Völkern oder Völkerſchaften die Freiheit nimmt. Und das hat Otto getan. Iſt die Annahme der römiſchen Kaiſerkrone ein äußeres Zeichen, daß Otto das Erbe des römiſchen Imperiums und des chriſtlichen Imperiums Karls des Großen antrat, ſo ſind ſeine Taten der Beweis, daß er aus gleichem Geiſt handelte, eben „in der Geſinnung des chriſtlichen Imperialismus", wie von durchaus wohlwollender Seite geſagt wird. (ſ. o.)

Gewiß iſt ohne Macht keine Politik zu machen. Macht muß ſein. Der Stärkere hat aber deswegen nicht das Recht, ſeine Macht willkürlich auszudehnen. Es gibt auch ſittliche und moraliſche Grenzen der Macht. Sie liegen dort, wo der Gebrauch der Macht über den Schutz des eigenen Volkes, über die Sicherung ſeiner Selbſterhaltung hinausgeht. Solche Grenzen innezuhalten, iſt natürlich dann unmöglich, wenn die herrſchende Religion ſelbſt ſie nicht kennt. Wieder zeigen ſich damit die Folgen der Verchriſtung, diesmal auf außenpolitiſchem Gebiet.

Macht iſt ſchon ſo ein gefährliches Mittel. Sie kann den „Charakter verderben", wenn ihre Grenzen dem Menſchen nicht feſt eingeprägt ſind, wenn ſie nicht zum feſten Grundſatz ſeiner Weltanſchauung gehören.

Solange ſolche Grundſätze nicht Allgemeingut ſind, urteilen die Menſchen nur nach äußeren Erfolgen, und mögen ſie noch ſo kurzlebig ſein. Schon von ſeinen Zeitgenoſſen bekam Otto I. daher den Beinamen „der Große". Seine Erfolge waren auch ohne Frage gewaltig. In wenigen Jahrzehnten hatte er den mächtigſten Staat Europas geſchaffen. Im Norden lagen die Grenzen nördlich der Elbe, an Schlei und Eider. Der Raum bis zur Oder-Bober ſtand unter der Herrſchaft des Reiches. Das Miſeco-Reich zahlte Tribut. Böhmen, zu dem Mähren und Schleſien weſtlich der Oder gehörten, war Lehen des Reiches. Im Südoſten umſchloß es die Oſtmark und Kärnten, damals einſchließlich Steiermark, Krain, Iſtrien und Verona, im Süden Ober- und Mittelitalien. Im Südweſten beſtand eine gewiſſe Oberhoheit über Burgund, und die Weſtgrenze verlief wie bisher weſtlich der Maas bis zur Scheldemündung.

Die herrſchende Stellung Ottos I. zeigte ſich bei ſeinem letzten Hoftag in Quedlinburg 973. Dort erſchienen neben den Vaſallen aus Böhmen und Polen Geſandte der Dänen, Ungarn, Bulgaren, Ruſſen, aus Rom, Konſtantinopel. Aus Nordafrika und Spanien traf ſpäter noch eine Geſandtſchaft der Sarazenen ein.

Bald nach dieſem Hoftag ſtarb Otto I. (973).

Otto II.

Der 18jährige Otto II., bereits gewählt und gekrönt, trat die Nachfolge an. Trotzdem brach bald eine Empörung gegen ihn aus. Ihr Anführer war der Vetter des Kaisers, Herzog Heinrich (der Zänker) von Bayern. Unterstützt wurde er von Miseco (Polen), Boleslav (Böhmen) und einer Reihe anderer weltlicher und geistlicher Fürsten. Bei den jahrelangen Auseinandersetzungen verhielt Miseco sich abwartend. Boleslav leistete Heinrich tätige Hilfe. Am Ende setzte Otto sich durch. Heinrich verlor sein Herzogtum und wurde verbannt. Der Kaiser schwächte das mächtige Bayern: Bistümer und Grafschaften erhielten mehr Land, die Ostmark (das jetzige Nieder-Österreich) bekam größere Selbständigkeit, Kärnten wurde selbständiges Herzogtum (mit Steiermark, Krain, Istrien, Verona). Ein Jahr später stand der neue Herzog von Kärnten selbst in der Front gegen den Kaiser und wurde durch einen anderen ersetzt.

Die Nachbarn nutzten diese innere Schwäche. Die Westfranken griffen nach Lothringen, die Dänen (Harald Blauzahn) fielen von Norden her ein. Im Raum ostwärts der Elbe entstanden Unruhen. „Im Jahre 980 wurde der zweite Bischof von Brandenburg, Dodilo, von seinen Diözesanen erdrosselt. Diese Untat zeigt, welch scharfen Haß die Unterdrückten gegen die siegreiche Religion empfanden. Sie war schlimm, aber der wendische Haß war schlimmer, als sie annehmen läßt." (Hauck, 3. Teil, S. 140)

Bei diesen Vorgängen nördlich der Alpen war Rom frei von jedem Druck. Dort herrschten wieder die alten Zustände. Machtkämpfe der einzelnen Adelsparteien mit Gewalt und Mord tobten, alles um die Besetzung des so begehrten Papstthrones. „Es war nicht Unkenntnis der Dinge, was die Kritik nicht hätte aufkommen lassen. Wie es in Rom aussah, wer die Päpste waren, wie sie lebten und regierten, ihre Würde erlangten und ihr Ende fanden, wußte man jenseits der Alpen recht wohl. An Zeugnissen dafür ist kein Mangel . . ." Aber: „. . . wie der Papst beschaffen ist, ist gleichgültig; es genügt, daß er die Weihe richtig empfangen habe und durch sie über die Kräfte verfüge, die der Apostel seinen Nachfolgern hinterlassen hat. Ist das der Fall, so mag er tun und lassen, was ihm gefällt, sein Segen und sein Fluch verlieren dadurch nichts von ihrer Wirkung."[39])

Diese „Stärke des Glaubens" fand sich allerdings in erster Linie bei den Deutschen, und wir sehen daraus, welche Verwirrung auf seelischem Gebiet das Christentum in ihnen angerichtet hatte. Die Römer dachten da ganz anders, sonst wären sie nicht so mit den „geweihten Häuptern" umgegangen. Bei ihnen ging es um den Nutzen, den sie sich von der Anerkennung des einzelnen Papstes versprachen — oder der ihnen versprochen wurde.

---

[39]) Johannes Haller: „Das Papsttum", 2. Band, 1951, S. 237/238

980 war die Lage im deutſchen Raum einigermaßen wiederhergeſtellt. Da war wieder ein Papſt in Bedrängnis, ein Papſt der „kaiſerlichen Partei" (Benedikt VII.). Otto II. zog nach Italien. Es zeigte ſich, daß auch ihm Kaiſerpolitik über Königspolitik ging. Immerhin hielt er die Kirche in voller Abhängigkeit. Nach Klärung in Rom führte Otto ein ſtarkes Heer nach Süditalien, wo inzwiſchen Sarazenen die oſtrömiſche Macht verdrängt hatten. Er kämpfte nun alſo gegen Heiden. 982 kam es bei Cotrone in Kalabrien zur entſcheidenden Schlacht. Sie endete mit völliger Niederlage des kaiſerlichen Heeres. Otto konnte ſich nur durch verwegene Flucht retten. Keineswegs entmutigt, ließ er erſt ſeinen dreijährigen Sohn Otto zum König wählen, ſtellte ein neues Heer zuſammen und wollte mit dieſem den Kampf um Süditalien erneut aufnehmen. Da ſtarb er plötzlich in Rom (983).

Inzwiſchen war im Norden eine gefährliche Lage entſtanden. Die Dänen waren in das Elbe-Gebiet vorgeſtoßen. Die Obotriten und Liutizen hatten ſich gegen die deutſche Herrſchaft erhoben (982 oder 983). Anlaß zum Losſchlagen gab fraglos die Niederlage des Kaiſers, bei der auch ein Heerbann der Obotriten faſt vollſtändig aufgerieben wurde. Urſache aber war der ſtets ſchwelende Haß gegen die ſächſiſchen Unterdrücker. So ſieht es auch Thietmar. Bei ihm war natürlich auch der Chriſtengott ſtrafend beteiligt. Er berichtet:

„Jetzt aber merk auf, mein Leſer, welche Ereigniſſe auf dieſe Vernichtung der Kirche Merſeburgs folgten." (Das Bistum war von Otto II. aufgelöſt worden.)

„Die fremden Völker, welche nach Annahme des Chriſtentums unſeren Königen und Kaiſern zinspflichtig und unterthan waren, griffen, bedrückt von Herzog Thiedrichs Übermuth, in einmüthigem Beſchluß zu den Waffen. Dies wurde meinem Vater, dem Grafen Siegfried, in folgender Weiſe im voraus offenbart. Er ſah im Traume den ganzen Himmel mit einer dichten Wolke überzogen, und als er ſtaunend forſchte, was das wäre, hörte er eine Stimme, welche alſo ſprach: ‚Jetzt ſoll erfüllet werden die Weisſagung: Der Herr läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.' (Matth. 5,45) — Die Freveltaten der Empörer begannen am 29. Juni, indem die Beſatzung in Havelberg niedergehauen und der Biſchofsſitz daſelbſt zerſtört wurde. Nach Verlauf von drei Tagen aber überfiel die vereinte Macht der Slaven das Stift Brandenburg, welches 30 Jahre vor dem Erzſtifte Magadaburg begründet war . . . Vorher war der Biſchof Wolemer (der dritte ſeit der Gründung des Stiftes) entflohen, und der Verteidiger der Stadt, Thiedrich, ſamt den Kriegern, entkam nur mit genauer Noth noch am Tage des Kampfes. Die Geiſtlichkeit daſelbſt ward von den Slaven gefangengenommen, und Dodilo, der zweite der brandenburgiſchen Biſchöfe, der von den Seinen erdroſſelt war und nun ſchon drei Jahre im Grabe gelegen hatte, wurde aus dem Sarge geriſſen und ſeines Prieſterſchmucks, der, ſo wie der Körper, noch ganz unverſehrt war, von den gierigen Hunden beraubt und dann ohne

weiteres wieder hineingeworfen; der ganze Schatz der Kirche ward verschleudert und viel Blut auf klägliche Weise vergossen. Statt Christus und seines Fischers, des ehrwürdigen Petrus, wurden wieder mancherlei Götzen voll teuflischer Ketzerei angebetet, und diese beweinenswerte Veränderung nicht allein von den Heiden, sondern auch von Christen gepriesen." (S. 74/75) (Mit „Christen" sind hier sicher die zum Christentum übergetretenen Liutizen gemeint).

Dieser Bericht macht deutlich, daß der Haß der Wenden sich auch und gerade gegen die Herren der Kirche und gegen das Christentum richtete. Jahrzehnte der Herrschaft hatten es nicht vermocht, das Heidentum innerlich zu überwinden.

Die Liutizen überschritten im Angriff sogar die Elbe, wurden hier aber zurückgeworfen.

Die Obotriten unter dem Christen Mistui (Mistuwoi) stießen ebenfalls nach Westen vor und verbrannten Hamburg. „Zwar war diese Erhebung nicht Abfall vom Christentum. Mistui lebte wie ein christlicher Fürst. Aber aufzuhalten war der Rückfall in das Heidentum auch bei den Obotriten nicht; denn er war die logische Konsequenz der Erschütterung der deutschen Herrschaft." (Hauck, 3. Teil, S. 254)

Wir fragen hierzu: Was war es denn sonst als Abfall vom Christentum? — Auch die Wagrier in Oldenburg erhoben sich und warfen das Christentum ab, ebenso die Dänen.

Diese Entwicklung zeigt, daß der Erfolg der Verchristung nach wie vor auf äußerer Macht beruhte. Doch ob Christ oder Heide, alle nutzten die jetzige Schwäche des Reiches aus. So nahm der Böhmenherzog Boleslav die Mark Meißen in Besitz. Auch hier herrschte das Christentum offenbar nur äußerlich, denn nunmehr fielen nicht nur die Bewohner dieser Mark ab, die ganze kirchliche Ordnung brach zusammen.

Otto III.

Während dieſes Zuſammenbruchs im Oſten wurde das Reich durch innere Auseinanderſetzungen erſchüttert. Der dreijährige König Otto konnte die Regierung natürlich nicht ausüben. Die Kaiſerin Theophano weilte in Italien. Da verſuchte Heinrich (der Zänker) wieder, die Krone für ſich zu gewinnen. Im Verein mit mehreren Kirchenfürſten brachte er den König in ſeine Gewalt und ließ ſich ſelbſt zum König wählen. Miſeco (Polen), Boleſlav (Böhmen), Miſtui der Obotrit und andere huldigten ihm. Dieſer Schritt Heinrichs erregte nun doch Widerſpruch, beſonders bei den Herzögen von Bayern (Heinrich dem Jüngeren) und von Schwaben. Heinrich mußte den jungen König ſeiner aus Italien herbeigeeilten Mutter übergeben (984). Theophano übernahm als Vormund die Regierung. In Italien blieb ſie als Kaiſerin unmittelbare Herrſcherin. Sie machte im übrigen eine gute deutſche und kaiſerliche Politik. Meißen wurde wiedergewonnen (986/87). Die Liutizen blieben frei. Bei ihnen und bei den Obotriten waren die Eroberungen Ottos I. verloren. „Die unmittelbare Folge war, daß der Beſtand des Chriſtentums an der Havel und an der Spree aufhörte. Auch diejenigen, die ſich bisher Chriſten genannt hatten, kehrten zum Heidentum zurück." (Hauck, 3. Teil, S. 254)

Ab 985 folgten wechſelhafte Kämpfe der Sachſen gegen die Liutizen. Von Oſten wurden dieſe von den Polen angegriffen. In den Jahren 988 bis 990 ſcheint Ruhe geherrſcht zu haben, dann aber gingen die Feldzüge weiter, bei denen von Verwüſtung großen Ausmaßes wie von Mord und Brand berichtet wird. 990 zogen die Sachſen zweimal gegen die Obotriten.

991 ſtarb die Kaiſerin Theophano. In dieſem Jahr fand eine Synode in Verzy bei Reims ſtatt Auf ihr hielt der Biſchof von Orléans den zeitgenöſſiſchen Päpſten von Johannes XII. (ab 955) bis Johannes XIV. (bis 984) vor:

„Und ſolchen Ungeheuern, mit menſchlicher Schande beladen, des Wiſſens um göttliche und menſchliche Dinge bar, ſollen ungezählte Biſchöfe des Erdkreiſes, durch Wiſſen und Leben ausgezeichnet, unterworfen ſein? Wie darf auf dem höchſten Thron einer ſitzen, der nicht einmal im niederen Klerus Anſpruch auf einen Platz hätte? Bläht er ſich ohne Liebe mit ſeinem Wiſſen, ſo iſt er der Antichriſt, der im Tempel Gottes ſitzt und ſich als Gott gebärdet; hat er weder Wiſſen noch Liebe, ſo iſt er im Tempel Gottes wie eine Bildſäule, wie ein Götzenbild, vor dem ein Urteil erbitten ſoviel hieße wie einen Stein befragen . . ." (Haller, 2., S. 253). Dieſe Worte eines hohen Geiſtlichen ſprechen für ſich.

Immerhin, die hier gegeißelten Zuſtände beim Papſttum und in der Kirche weckten eine Reformbewegung, die, wie könnte es anders ſein, germaniſchen Urſprungs war (Cluny in Burgund).

Und Kaiſer germaniſchen Blutes ſollten es ſein, die ehrlichen Herzens als gute Chriſten — und entwurzelte Germanen — die Reformen begrüßten,

förderten und durchsetzten. Sie erneuerten damit die Kirche und gaben dem Papsttum die verlorene innere Stärke zurück. Dieses „Reform"-Papsttum war es dann, das gegen Kaiser und Reich antrat und sie am Ende besiegte. So schuf sich das mittelalterliche Kaisertum selbst den Gegner — aus dem Glauben.

Und als das Papsttum nach dem Siege erneut im Sumpf versank, waren es wieder Männer aus dem Norden (Martin Luther (1517) und andere), die als gute Christen Reformen durchsetzten, welche, wenn sie auch zu einer — nicht gewollten — Spaltung führten, doch die römische Kirche erneuerten und vor allem das Christentum im Norden retteten. Hören wir hierzu Friedrich Nietzsche aus seiner Sicht:

„. . . ich sehe ein Schauspiel, so sinnreich, so wunderbar paradox zugleich, daß alle Gottheiten des Olymps einen Anlaß zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia als Papst . . . Versteht man mich? . . . Wohlan, das wäre der Sieg gewesen, nach dem ich heute alleine verlange —: damit war das Christentum abgeschafft! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance . . . Statt mit tiefster Dankbarkeit das Ungeheure zu verstehn, das geschehen war, die Überwindung des Christentums an seinem Sitz, — verstand sein Haß aus diesem Schauspiel nur seine Nahrung zu ziehn. Ein religiöser Mensch denkt nur an sich. — Luther sah die Verderbnis des Papsttums, während gerade das Gegenteil mit Händen zu greifen war: die alte Verderbnis, das peccatum originale, das Christentum saß nicht mehr auf dem Stuhl des Papstes! Sondern das Leben! Sondern der Triumph des Lebens! Sondern das große Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen! . . . Und Luther stellte die Kirche wieder her: er griff sie an . . . Die Renaissance — ein Ereignis ohne Sinn, ein großes Umsonst! — Ah, diese Deutschen, was sie uns schon gekostet haben! . . ." „. . . sie haben auch die unsauberste Art Christentum, die es gibt, die unheilbarste, die unwiderlegbarste, den Protestantismus auf dem Gewissen . . . Wenn man nicht fertig wird mit dem Christentum, die Deutschen werden daran schuld sein . . ." („Antichrist").

Auch die Folgen dieser Luther-Reform hat Deutschland zu spüren bekommen, Jahrhunderte lang — bis in die jüngste Vergangenheit.

Und heute, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sind wieder, sind immer noch Reformen im Gange, wieder von Menschen des Nordens, und wieder zur Rettung der Kirchen und des Christentums. Über ein Jahrtausend quälen sich die Menschen nun mit diesem fremden Glauben herum, streiten sich, verfolgen sich — und können damit nicht fertig werden — bis sie von Jesu Christo selbst befreit, erlöst werden. Das aber kann nur von ihnen selbst, nicht von außen kommen! — —

Nach dem Tode Theophanos (991) übernahm Adelheid, die Großmutter Ottos, die Regentschaft, beraten von Kirchenfürsten. In Ausnutzung der Schwäche des Reiches brachen erneut Feinde von außen ein, die Ungarn in Bayern, die Wikinger in Sachsen und Friesland.

991 eroberte Miseco von Polen gegen die Böhmen Schlesien. In diesem und dem folgenden Jahr 992 unternahmen die Deutschen, zum Teil unter Führung des jungen Königs, und Miseco von Osten her wiederholt Feldzüge gegen die Liutizen. Brandenburg wechselte mehrfach den Besitzer. (Es sollte endgültig erst im Jahre 1157, also 230 Jahre nach der ersten Einnahme durch Heinrich I. (!!), in deutschen Besitz übergehen.)

992 starb Miseco, nachdem er kurz vorher sein Reich dem Papst übertragen hatte. Dies war ein Schritt gegen die Oberhoheit des Reiches, doch blieb er vorläufig ohne Folgen. Sein Nachfolger Boleslav I. (der Kühne) riß entgegen dem Willen seines Vaters mit Gewalt gegen die erbberechtigten Brüder das gesamte Land einschließlich Schlesien an sich und eroberte Pommern dazu. Durch diesen mächtigen Nachbarn beunruhigt, näherte sich Böhmen wieder mehr dem Reich.

In den Jahren 993, 994 und 995 wurden die Feldzüge gegen die Obotriten und Liutizen fortgesetzt, ohne daß ein endgültiger Erfolg zu verzeichnen war. Im Gegenteil, die Liutizen wehrten sich kräftig. Bei diesen dauernden Verheerungen und Verwüstungen ergab sich natürlich doch eine Schwächung der Liutizen, wobei sich die Verschleppung von Menschen in Gefangenschaft und Sklaverei ebenfalls auswirkte. Menschen gehörten auch zur Kriegsbeute. Die Liutizen machten es bei ihren Überfällen auch nicht anders. Die von ihnen eingebrachten Sklaven wurden über Jumneta (Jomsburg, Dineta), den bedeutenden Hafen auf Wollin, verschifft, die Sklaven der Sachsen gingen über Prag nach Venedig. Sie wurden ins Morgenland verkauft. Dieser Menschenhandel war schon immer üblich gewesen; er bot offenbar guten Verdienst. Thietmar berichtet, daß dem Markgrafen von Meißen vorgeworfen wurde, seine eigenen Leibeigenen an die Juden verkauft zu haben (S. 219). Dieser Markgraf, Gunzelin, als solcher Statthalter des Reiches, war übrigens ein Bruder des Herzogs Boleslav von Polen, ein Hinweis, daß die Angehörigen dieses Hauses nicht anders behandelt wurden als solche deutscher Geschlechter.

995 wurde Otto mit 15 Jahren mündig und übernahm die Regierung selbst. Obwohl die Verhältnisse im Norden keineswegs gesichert waren, wandte sich Otto, wieder einmal von einem Papst (Johann XV.) zu Hilfe gerufen, nach Italien. 996 traf er in Rom ein. Als jetzt Johann XV. starb, ließ Otto seinen Vetter Bruno, 24 Jahre alt, zum Papst wählen. Bruno nannte sich Gregor V. Der 24jährige Papst krönte noch im gleichen Jahr den 16jährigen Otto zum Kaiser. Gregor V. nahm — als Deutscher — seine Aufgabe natürlich ernst. Er begann die innere Erneuerung der Kirche und setzte den Anspruch durch, als Papst der Herr über die gesamte Christenheit zu sein.

hierzu holte er die pseudoisidorischen Dekretalen, eine Fälschung des 9. Jahrhunderts, hervor.

Otto III. merkte die Gefahren nicht, die hier lauerten, denn zur Christenheit gehörte er schließlich selbst. Doch im Überschwang seiner Jugend meinte er, die Welt durch Erneuerung des Christentums verbessern zu können. In Italien geriet er unter den Einfluß meist nichtdeutscher Geistlicher und verlor den Blick für seine eigentlichen Aufgaben. Die bewährten deutschen Kirchenfürsten, die nach dem Aufbau des Staates wichtige politische Aufgaben im deutschen Raum hatten, kamen nicht mehr zu Gehör.

Einer seiner Freunde war Adelbert, Bischof von Prag, den er ebenfalls in Rom kennenlernte. Thietmar berichtet über ihn:

„Zu Anfang des Sommers (996) kam Adelbert, der Bischof der Böhmen, nach Rom. Er hatte in der Taufe einen Namen erhalten, der ungefähr wie Woytech klingt, in der Firmelung aber hatte ihm der Erzbischof von Magadaburg den Namen Adelbert verliehen. . . . Dieser Bischof nun belegte seine ganze Gemeinde, weil er sie durch Vermahnungen aus Gottes Wort nicht vom alten Irrwege des Aberglaubens abzubringen vermochte, mit dem Banne und begab sich dann zum Papste, um sich bei ihm zu rechtfertigen. Mit dessen Erlaubnis lebte er lange Zeit nach der strengen Regel St. Bernhards voll Demuth und auf eine musterhafte Weise. Als er darnach mit des Papstes Genehmigung die Herzen der heidnischen Preußen mit dem Zügel frommer Predigt zu lenken bemüht war, ward er am 23. April von einem Spieße durchbohrt und ihm das Haupt abgeschnitten." (999) . . . „Der Kaiser aber sang, als er zu Rom das Vorgefallene erfuhr, dem Herrn auf seinen Knien würdige Loblieder darum, daß er zu seiner Zeit einen solchen Mann zu seinem Streiter ersehen und ihm die Palme des Märtyrerthums gereicht hatte." (S. 103/104)

Otto wollte selbst auch etwas gegen die Heiden tun.

„Der Kaiser besuchte dann (997), das Römerland verlassend, unsere Gegenden wieder. Als er nun von einer Empörung der Slaven hörte, zog er mit Heeresmacht nach Stoderanien, welches gewöhnlich Hevellun (Havelland) heißt, und verheerte diesen Gau mit Feuer und Schwert, worauf er als Sieger nach Magadaburg zurückkehrte. Darum griffen unsere Feinde den Bardengau mit ganzer Heeresmacht an, wurden aber von den Unsrigen völlig besiegt." (Thietmar, S. 104) Derartige Streifzüge, mit überlegener Macht unternommen, hatten natürlich keinen bleibenden Erfolg. Ostwärts der Elbe blieb das Land frei. Hier hätte es starken und dauernden Einsatzes bedurft, der aber Otto nicht lag, zumal der deutsche Raum für ihn nicht so wichtig war. Er sah seinen Platz in Italien, in Rom.

Immer deutlicher zeichnen sich jetzt die Pläne des Kaisers ab. Ihren markantesten Ausdruck fanden sie in der Bulle, die er im Jahre 998 prägen ließ und bis zum Jahre 1001 führte. Der Herrscherkopf dieser Bulle war nach dem Vorbild einer Bulle Karls des Großen stilisiert. Die Rückseite zeigte das

Bild der mit Schild und Fahnenlanze bewehrten Roma und trug die Umschrift: Renovatio imperii Romanorum (= Erneuerung des römischen Reiches). Karl der Große war das Vorbild für die Erneuerung des römischen Reiches . . . Rom sollte die Hauptstadt dieses römischen Imperiums werden." (Handbuch, S. 37) Das ist bezeichnend.

Schon im Jahre 997 war er wieder unterwegs nach Rom, wo Gregor V. (Bruno) von einer gegnerischen Partei verjagt worden war. Ein Gegenpapst saß bereits auf dem Thron. Der Kaiser stellte die Lage schnell wieder her, führte ein hartes Strafgericht durch und setzte Gregor V. wieder ein. Dieser starb schon im nächsten Jahr 999.

So stark war die Stellung Ottos, daß er ohne Wahl seinen engsten Berater Gerbert, den Erzbischof von Reims, später Ravenna, als Papst einsetzen konnte (Sylvester II.). Gerbert war ein älterer, vielseitig gebildeter Mann, der großen Einfluß auf den jungen Kaiser hatte. Hatte er bisher Otto in seinen Neigungen unterstützt, so suchte er nun, im Besitz des päpstlichen Amtes, die Macht des Papsttums zu stärken, indem er wie sein Vorgänger die Herrschaftsansprüche Roms vertrat. Der Papststand nun bereits neben dem Kaiser.

In den ersten Monaten des Jahres 1000 zog Otto nach Polen, um in Gnesen den dorthin überführten Gebeinen seines Freundes Adelbert seine Verehrung zu erweisen. Herzog Boleslav holte ihn von der Grenze ab ein. „Als Otto die ersehnte Stadt von weitem erblickte, nahete er derselben als barfüßiger Pilger betend." (Thietmar, S. 114). Gegen den Willen der deutschen Kirchenfürsten gründete er in Gnesen ein unabhängiges Erzbistum, dem er die Bistümer Krakau, Breslau und Kolberg zuordnete. (Letzteres nur wenige Jahre, bis 1013, besetzt.) Das gleiche machte er in Ungarn, wo Gran zum unabhängigen Erzbistum erhoben wurde. Der König von Ungarn, Waik, trat zum Christentum über und nannte sich von nun an Stephan. Papst Sylvester schickte ihm die Krone (Stephanskrone) und deutete damit die unmittelbare Stellung dieses Königreichs unter Rom an. Stephan war übrigens Gemahl von Gisela, einer Tochter Heinrichs von Bayern. Zum Aufbau seines Reiches holte er viele Deutsche nach Ungarn.

Diese verwandschaftlichen und persönlichen Verbindungen nach Polen und Ungarn änderten nichts an den schwerwiegenden Folgen der Politik Ottos. Er hatte die Kirchen dieser Länder von den deutschen Kirchen getrennt und leitete damit auch die politische Trennung ein. Aber Otto dachte eben nicht als Deutscher. Rom-Gläubige finden jedoch nichts dabei:

„Erst ganz am Ende des 10. Jahrhunderts wurde wieder Ostpolitik nach einem großen Plan angenommen. Otto III. war kaum zum Mann herangereift, da erfaßte sein hochstrebender Geist die Ideen der Renovatio Romani Imperii (= Erneuerung des römischen Reiches). Das römische Reich gedachte er wieder zur staatsrechtlichen Wirklichkeit zu machen und von dem neugewonnenen Boden die Probleme des Ostens zu lösen. Er beschritt also ganz

andere Wege als seine Vorfahren. Als Kaiser, defensor ecclesiae sancti Petri (= Verteidiger der Kirche des heiligen Petrus), servus apostolorum (= Diener der Apostel) hoffte er eine Oberhoheit über die jungen christlichen Staaten Polen und Ungarn ausüben zu können. Nicht mehr als deutscher König wie sein Großvater, sondern als römischer Kaiser wollte er Herr des Ostens sein." (Bünding, a. a. O., S. 14)

Deutlicher kann die innere Gebundenheit dieses Herrschers an Rom — und seine politische Kurzsichtigkeit — wohl kaum gekennzeichnet werden. Darüber hinaus ließ er sich von dem äußerlichen Entgegenkommen Boleslavs — das diesen nichts kostete — blenden. Otto ernannte ihn zum cooperator imperii (= Mitarbeiter im Kaiserreich) und zum socius et amicus populi Romani (= Genossen und Freund des römischen Volkes), eine aus dem Geist des Kaisers verständliche, doch gefährliche Geste, die aber beweist, daß die oben genannte Einstellung richtig gesehen ist.

Um die Mitte des Jahres 1000 befand Otto sich bereits wieder in Italien, wo überall Unruhen ausgebrochen waren. Auch Rom stand in Aufruhr. Wo der Kaiser mit seinem Heer erschien, fand er Unterwerfung. Doch die Lage blieb überall unsicher. Kaiser und Papst wagten nicht einmal, in Rom zu verweilen. Obwohl Otto in dieser Stadt stets erneuten Widerstand gefunden hatte, blieb er dabei, sie als Hauptstadt seines Reiches zu sehen. Immerhin fühlte er den Boden unter seinen Füßen wanken. Noch stärker, noch inbrünstiger wandte er sich seinem Gott zu und glaubte, durch Bußübungen, Fasten und Kasteiungen Hilfe zu erlangen. Sie kam aber nicht. Als nun noch die deutschen Fürsten, geistliche wie weltliche, dem Kaiser die Zuführung weiterer Truppen verweigerten — im Grunde ein offener Bruch der deutschen Kirche mit den kaiserlichen und päpstlichen Zielen —, war er in Italien am Ende.

Als Otto 1002 starb, war es nur unter Schwierigkeiten möglich, seinen Leichnam nach Deutschland zu überführen.

Sein Vorhaben, ein christliches Gottesreich zu schaffen, in dem, von Kaiser und Papst nebeneinander regiert, alle Völker friedlich vereint leben sollten, mag gut gemeint gewesen sein, doch war es ein Wunschtraum — wie er es in Zukunft blieb und noch heute ist. Alle Pläne, auch die edelsten und hochfliegendsten, brauchen eine Grundlage in der Wirklichkeit. In der Politik liegen diese auf der Erde, nicht im Himmel. Für das damalige Reich lagen sie im Raum zwischen Maas und Elbe. Das sah Otto nicht. Deshalb mußten seine Pläne zusammenbrechen: im Norden, im Osten wie im Süden.

Heinrich II.

Zum Nachfolger Ottos III. wurde Heinrich II., 30 Jahre alt, gewählt. Zum ersten Mal wirkten Kirchenfürsten bei der Wahl mit, ein Zeichen, daß ihre Macht im Staat inzwischen gewachsen war.

Heinrich II. übernahm eine schwere Aufgabe. Zunächst mußte er sich in inneren Kämpfen gegen andere Thronanwärter durchsetzen. Italien war vom Reich abgefallen, in der Lombardei erhob sich ein eigenes Königtum. Im Osten war das Reich auf die Elbe zurückgeworfen. Polen hatte sich zu einem Großreich entwickelt, das außer dem Stammland Pommern und Schlesien einschloß. Boleslav hatte sich auch Mähren einverleibt und griff nach Böhmen. Noch vor der Krönung Heinrichs drang er, der Freund Ottos III., mit Gewalt in die Lausitz und das Milziener Land ein und nahm sie in Besitz. Infolge der inneren Wirren war Heinrich hiergegen machtlos, denn außerdem mußte er Spaltungsbestrebungen in Friesland, Holland und Flandern bekämpfen.

Um gegen Boleslav mit einiger Aussicht vorgehen zu können, mußte der König sich nach Bundesgenossen im Osten umsehen. Er fand diese in den — heidnischen — Liutizen, die das Anwachsen der Macht Boleslavs ebenfalls mit Sorge sahen. Voraussetzung war natürlich die Anerkennung ihrer politischen und religiösen Freiheit. Verhandlungen mit Boleslav blieben erfolglos. Er fand sogar Unterstützung bei deutschen Fürsten, darunter dem Bruder des Königs, und machte sich zum Herrn über Böhmen. Krieg war unausbleiblich.

Heinrich ging zielbewußt vor. Er überwand zunächst die deutschen Anhänger Boleslavs und rückte dann in Böhmen ein, wo er erst Jaromir, dann dessen Bruder Udalrich als Herzog einsetzte. Mit einem Hilfsheer der Liutizen griff der König dann (1005) Polen selbst an und stieß bis in den Raum von Meserits und Posen vor. Die Kriegführung im Osten war außerordentlich schwierig. Das Land bot natürliche Hindernisse, die durch festungsartige Anlagen noch verstärkt wurden. Der Feind nutzte die Weite und Unwegsamkeit. Er stellte sich nicht zu einer Schlachtentscheidung, sondern wich aus und zwang den Angreifer damit zu weiten Vorstößen ins Leere. Dazu kam die Schwierigkeit der Versorgung. Dörfer und Felder wurden zerstört. Überfälle auf den Troß, der die Verpflegung mit sich führte, wirkten sich oft entscheidend aus. Die wichtigen Plätze im Land waren gut befestigt, und es fehlte an Zeit und Gerät, sie einzunehmen.[40])

[40]) Näheres hierüber bei Konrad Schünemann, „Deutsche Kriegführung im Osten während des Mittelalters", Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, 1938, S. 54 ff.

Heinrich mußte umkehren, ohne eine Entscheidung erzwungen zu haben. Auf dem Rückmarsch fügten die Polen seinem Heer noch erhebliche Verluste zu. Immerhin fand Boleslav sich bereit, Frieden zu schließen.

Zur Sicherung des Reiches mußte Heinrich nun im Nordwesten eingreifen. Außerdem führte er einen Feldzug nach Burgund, und zwar zur Stützung des dortigen Königs, der Heinrich die Erbfolge zusicherte. Bald aber erhielt er Nachricht, daß Boleslav erneut zum Krieg rüstete. Gegen einen Krieg mit den Polen fand sich Widerstand. „Die Unlust der Deutschen, mit den Polen zu kämpfen, die sie keineswegs als Feinde ansahen, wird immer wieder deutlich." (Gebhardt, 1954, S. 211) Das lag daran, daß vor allem die sächsischen Großen durch mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen mit Boleslav und seinen Gefolgsleuten verbunden waren und daß sie jetzt mit ihren Nachbarn und alten Feinden, den Liutizen, gemeinsam kämpfen sollten. Außerdem waren die Liutizen doch Heiden. Das Zusammengehen mit solchen Menschen erregte — wie kann es bei guten deutschen Christen anders sein! — höchstes Mißfallen bei einzelnen Bischöfen. Thietmar drückt es noch milde aus: „Ich empfinde fast Abscheu davor, dieser Heiden zu gedenken, die sich mit den Unsrigen vereint haben." (S. 193) Brun von Querfurt sprach den König persönlich an (1008) und fragte: „Ist es recht, ein christliches Volk zu verfolgen und ein heidnisches zum Freunde zu haben?" Er warf dem König vor, den Krieg „um weltlicher Ehre willen" zu führen; er übe gegen Christen Gewalt. (Die Geschichte der Kirche selbst kam ihm, wie üblich, gar nicht zum Bewußtsein.) Der König änderte seine Pläne nicht. Auch ein Vermittlungsversuch Bruns war erfolglos. Darauf ging dieser als Missionar zu den Preußen, wo er 1009 erschlagen wurde.

Allerdings, Boleslav war Christ. Er wußte sich auch entsprechend auszudrücken.

„Boleslav . . . empfing den Grafen (von Bautzen)" (der ihm den Frieden aufsagen sollte) „keineswegs gut und brachte, als er dessen Vortrag angehört, eine weitläufige Rechtfertigung vor, indem er schließlich erklärte: ‚Christus, der Zeuge aller, weiß es, wie ungern ich alles thue, was ich nun zu thun gezwungen sein werde.' Darnach sammelte er sein Heer und verwüstete den Gau Morezini (Mortsani, Marzan) bei Magadaburg, und brach durch kriegerische Feindseligkeiten die Brüderschaft, die er in Christo mit den Bürgern der Stadt geschlossen hatte." (Thietmar, S. 201/202)

Nach dem Vorstoß bis kurz vor Magdeburg zog Boleslav sich wieder zurück, ein sächsisches Heer folgte nur zögernd. Es war keine Rede davon, Boleslav die Herrschaft ostwärts der Elbe streitig zu machen. 1010 nahm Heinrich die Sache selbst in die Hand. Sein Feldzug führte diesmal bis vor Glogau, doch wieder kam es zu keiner Entscheidung. 1013 wurde ein Frieden auf der Grundlage der bestehenden Besitzverhältnisse geschlossen. Beide Seiten hatten ihn nötig. Boleslav wollte den Rücken für einen Feldzug gegen das Waräger-Reich von Kiew freihaben, Heinrich beabsichtigte, nach Ita-

lien zu gehen. Boleslav leiſtete den Lehnseid und verſprach, dem König Hilfstruppen zu ſtellen. Dieſe Zuſage hielt er jedoch nicht.

In Rom tobten inzwiſchen wieder Kämpfe zwiſchen den einzelnen Parteien, das Papſttum war zur Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken. Es mußte erſt wieder ein deutſcher König kommen, der es erhöhte. 1014 wurde Heinrich von Benedikt VIII. zum Kaiſer gekrönt. Deutſche Truppen warfen die Aufſtände nieder. Heinrich kehrte nach Deutſchland zurück.

Jetzt kam es zum dritten Krieg gegen Boleslav (1015—1018). Wieder gelang kein durchſchlagender Erfolg. Nicht einmal die kleine Feſtung Nimptſch konnte eingenommen werden.

„Dieſe Stadt liegt in der Landſchaft Silenzi (Schleſien), die ihren Namen von einem ſehr hohen und großen Berge (Zlenz) hat, der wegen ſeiner Größe und Beſchaffenheit, weil daſelbſt heidniſcher verruchter Götzendienſt ſtattfand, von den Eingeborenen gar hoch gefeiert wurde.“ (Thietmar, S. 307)

Wir ſehen, daß noch damals die von den Silinger-Vandalen ſtammenden Landſchafts- und Bergbezeichnungen bekannt waren. Bei dem Berg handelt es ſich um den Zobten.

Auf dem Rückmarſch von Nimptſch ereignete ſich ein bezeichnender Zwiſchenfall: Thietmar berichtet:

„Die Liutizen aber kehrten voll Zornes, indem ſie über einen ihrer Göttin angetanen Schimpf klagten, nach Hauſe zurück. Dieſe war nämlich auf ihren Fahnen abgebildet, und ein ſolches Bild war von einem Knappen des Markgrafen Heriman durch einen Steinwurf durchlöchert. Als das nun die Prieſter der Göttin klagend vor den Kaiſer brachten, bekamen ſie zur Entſchädigung zwölf Pfund.“ (S. 310) Ein damals ſeltenes Zeichen von Rückſicht auf fremde Glaubensüberzeugung? — Oder auf die Bundesgenoſſen? (Im übrigen dürfte es auch im 20. Jahrhundert ſolche Fahnen mit darauf abgebildeten Göttinnen geben!)

Der Krieg zog ſich einige Jahre hin, ohne einer der beiden Seiten einen entſcheidenden Erfolg zu bringen. 1018 wurde Friede geſchloſſen, in dem die Lauſitz und das Milziener Land bei Polen verblieben. Boleslav hielt hier von nun an Ruhe, weil er ſich gegen Kiew wandte.

Die mit dieſem Ausgang unzufriedenen Liutizen ſchlugen nun gegen die Obotriten los. Der chriſtliche Obotritenherzog Miſtislav wurde vertrieben. Es war dies in erſter Linie ein Aufſtand gegen das Chriſtentum, und die Bewohner des Obotriten- und Wagrierlandes ſchloſſen ſich den Liutizen gern an. In kurzer Zeit war das ganze Land einſchließlich Nordelbien überrannt, die Kirchen wurden in Brand geſteckt, alle Spuren des Chriſtentums beſeitigt. Vorübergehend war im geſamten Norden das Chriſtentum auf die Elbe zurückgeworfen, vorübergehend, weil jetzt König Knut von Dänemark eingriff und die Heiden in einer Schlacht beſiegte. Obotriten und Wagrier

kamen wieder unter sächsische Oberhoheit, Mistislav wurde wieder eingesetzt. Die Liutizen blieben jedoch frei, der Kaiser ging nicht gegen sie vor.

Ruhe gab es deshalb für Heinrich nicht. Immer wieder mußte er kämpfend, strafend, schlichtend in innere Streitigkeiten eingreifen. Erst allmählich kam das Reich zur Ruhe. 1021/1022 führte er seinen dritten Italienzug durch, bei dem er die Oberhoheit bis Mittelitalien wiederherstellte und die Stellung des Papstes sicherte. Bezeichnend für seine Einstellung ist, daß er die Formel Ottos III. „renovatio imperii Romanorum" durch die Bezeichnung „renovatio regni Francorum" (= Erneuerung des fränkischen Königreiches) ersetzte. Das zeigt, daß er seinen Schwerpunkt im Norden sah.

Gegenüber der Kirche im deutschen Raum verfuhr er als Herrscher. Die Kirchenfürsten setzte er nach seinem Belieben ein. Er verstärkte ihre weltliche Macht, zu der sie allerdings selbst auch beitragen mußten, indem sie Teile ihres Besitztums mit einzubringen hatten. Dieser mehr oder weniger offene Verkauf hoher geistlicher Stellungen, Simonie genannt, erscheint uns heute untragbar. Doch war diese Maßnahme damals gerechtfertigt. Auf die weltlichen Fürsten konnte der König sich kaum noch stützen, weil deren Lehen schon als erblich galten. Der König hatte also über sie kaum noch Verfügungsgewalt. Anders war es bei den geistlichen Stellen, die immer neu vergeben wurden. Ihre Stärkung erhöhte also seine eigene Macht. Und er schuf sich damit Einkünfte, denn es gab damals ja keine Steuern, mit denen er die Kosten für Unterhalt und Kriege bestreiten konnte. Er bemühte sich auch um die Besserung der oft unglaublichen Zustände in den Klöstern und unterstützte die Reformbewegung. Papst Benedikt VIII. tat das ebenfalls, und zwar aus gutem Grund. Neben der inneren Erneuerung der Kirche vertraten die Reformer jetzt nämlich die unbedingte Unterordnung unter die kirchlichen Oberen — und der Oberste war schließlich der Papst. Eine Reihe von Reform-Klöstern unterstellte sich ihm unmittelbar. Schon wurde von dieser Seite das Verbot der Simonie gefordert, ein Schritt, der sich gegen die bisherigen Rechte des Herrschers richtete. Die Reformer wandten sich auch gegen die Priesterehe, die im deutschen Raum allerdings weniger zu finden war. Dies alles konnte dem Papst nur willkommen sein, da es seine Macht erhöhen mußte.

Wenn Heinrich II. im Inneren das ottonische Reichskirchensystem wiederherstellte, so fehlte daran der letzte und wichtigste Punkt, die Unterstellung des Papstes unter den Kaiser. Sie standen vielmehr nebeneinander.

Den deutschen Kirchenfürsten gingen die Forderungen der Reformer zu weit. Sie lehnten auch die Eingriffe des Papstes in ihre Entscheidungen ab und verboten sogar ihren Untergebenen, sich an den Papst zu wenden. Ein Bruch der deutschen Kirche mit dem Papsttum lag in der Luft. Wieder war die Möglichkeit gegeben, sie von Rom zu trennen — und Vorkämpfer waren hohe Geistliche, an der Spitze Erzbischof Aribo von Mainz. Es war der Kaiser, der das verhinderte — aus verhängnisvoller Kurzsichtigkeit oder aus

frommer Gebundenheit. Er stellte sich auf die Seite des Papstes — gegen seine Bischöfe, gegen deutsche Belange. Die bevorstehende Kraftprobe wurde durch den Tod Benedikts und bald darauf des Kaisers vermieden. Die Entscheidung war verschoben.

Im Zusammenhang mit der Gründung des Bistums Bamberg noch eine Bemerkung: In Urkunden über das Bistum wird erwähnt, daß es in der weiteren Umgebung Bambergs, am oberen Main, bis zum Jahre 1059 „Sclavi" gab, denen die Arbeit gelten sollte. Es kann sich hier kaum um fremdvölkische Menschen handeln, sondern es müssen Heiden gewesen sein, die noch in diesem Raum lebten. Das ist ein weiterer Hinweis für die Gleichsetzung von „Sclavi" und Heiden.

Heinrich II. hatte die durch Otto III. verursachte Krise des Reiches überwunden. Es stand gefestigt da. — —

Wir verlassen hier vorübergehend die geschichtliche Entwicklung, um einen Blick auf die Menschen jener Zeit zu werfen. Bisher haben wir ja nur einige der führenden Persönlichkeiten kennengelernt. Uns kommt es aber nicht zuletzt darauf an, etwas vom Geist jener Zeit zu erfahren. Er tritt uns in den schriftlichen Zeugnissen entgegen. Eins haben wir bereits hier und da zitiert: Die Chronik des Bischofs Thietmar, geschrieben in den Jahren 1012—1018, also während der Regierung Heinrichs II. Die Chronik ist aber nicht nur als zeitnaher geschichtlicher Bericht wertvoll, sie bringt uns auch den Schreiber und seine Zeitgenossen näher. Wie schon erwähnt, ist Thietmar mit dem sächsischen Königs- und Herzoghaus verwandt.

200 Jahre herrschte nun das Christentum bei den Sachsen, Zeit genug, um die Menschen zu prägen. Diese Religion soll nach der üblichen Meinung den Germanen eine höhere Kultur gebracht haben. Dies müßte sich dann auch bemerkbar machen, besonders bei hochgestellten Geistlichen und guten Christen, die wie Thietmar Menschen von Bildung und Geist sind. Wenn bei ihm und in den anderen mittelalterlichen Schriften eine betonte Frömmigkeit zutage tritt, wenn immer wieder Bibelstellen angeführt werden, wenn bei allem Geschehen die Einwirkung des persönlichen Christengottes gesehen wird, so ist das aus dem Glauben erklärlich. Eine hohe Bewertung äußerer Kultformen, Aber- und Wunderglauben hingegen ist kein Zeichen von Kultur. Gerade diese Vorstellungen sind aber kennzeichnend für die mittelalterlichen Schriften. Um eine Vorstellung davon zu geben, führen wir aus der Fülle einige Beispiele aus der Chronik Thietmars an, und zwar ohne Rücksicht auf geschichtliche Daten und Zusammenhänge:

Gero, ein Bruder des Markgrafen Thietmar, sollte Erzbischof werden. Kaiser Otto I. wollte das aber nicht:

„Dem Kaiser aber erschien am Auferstehungstage, wie er schon die Krone aufgesetzt hatte, um in die Kirche zu gehen, ein Engel mit entblößtem Schwerte und sprach: ‚Wenn du nicht Geros Wahl vollziehst, kommst du nicht gesund aus diesem Palaste.' Darob erschrocken, sagte Otto: ‚Ruft mir Herrn

Gero'! Und als derſelbe kam, übertrug er ihm mit dem Stabe das Hirtenamt, indem er ihn zugleich demüthig um Vergebung bat." (S. 44/45)

„Derſelbe Gero ſah einſtmals am hellen Tage, als er in ſeine Kapelle trat, den heiligen Viktor mit dem Teufel kämpfen und ſiegen, wie er dies nachher ſeinen Getreuen anvertraute." (S. 63)

Otto II. überträgt Willigis das Erzbistum Mainz, „obwohl manche wegen der niederen Geburt desſelben dagegen waren".

„Wie aber den Willigis die göttliche Liebe als künftigen Seelenhirten bezeichnet hat, darf nicht verſchwiegen werden. Seine Mutter, eine ſehr arme, aber, wie aus dem Folgenden erhellen wird, tugendſame Frau, ſah, als ſie ihn unter ihrem Herzen trug, im Traume, wie eine Sonne, aus ihrem Schoße hervorſtrahlend, die ganze Erde mit ihrem Glanze erfüllte. Und in derſelben Nacht, in der ſie dieſen Knaben gebar, kam der ganze Viehbeſtand, den ſie ihm Hauſe hatte, dadurch, daß alle Mutterthiere auch Junge männlichen Geſchlechts warfen, gleichſam wie glückwünſchend mit der Hausfrau überein." (S. 64)

Ein Graf Heinrich wird wegen Empörung beſtraft:

„Auf des Königs Geheiß ward er darauf vom Erzbiſchofe nach Burg Ivicanſten (Giebichenſtein) zur Haft abgeführt, und dort von den Kriegsleuten desſelben Tag und Nacht ſorgfältig bewacht. Hier verrichtete er unter anderen guten Werken auch dasjenige, daß er eines Tages das Pſalterium (Roſenkranz mit 15 großen und 150 kleinen Kügelchen) mit 150 Kniebeugen abſang." (S. 177)

König Heinrich feiert die Geburt des Vorläufers Chriſti in Straßburg:

„Am Vorabende dieſes Tages aber that Gott an ihm ein Wunder, das ich nicht übergehen darf, weil das den Frommen zur Erbauung, den Gottloſen zum Schrecken geſagt wird. Das Haus, in welchem der König dem Volke Recht ſprach, ſtürzte plötzlich zuſammen, und niemand nahm Schaden als nur ein Prieſter, der mit dem Eheweibe eines Exkommunizierten unerlaubterweiſe zuſammenlebte." (S. 182/183)

„In Pathelbrunnen (Paderborn) verzehrte die Flamme zur Strafe unſerer Gottloſigkeit das Kloſter mit ſämtlichem Zubehör . . ." (S. 189)

„. . . jedoch ward die feſtgeſetzte Ordnung des kirchlichen Dienſtes auf eine bejammernswerthe Weiſe vernichtet, indem aus dieſer Abtei eine Probſtei gemacht wurde; ein Umſtand, woraus ſich ſchon das Elend folgern ließ, das noch kommen ſollte." (S. 190)

Thietmar läßt auf Wunſch ſeines Bruders deſſen verſtorbene Frau in ſeiner Kirche begraben. Dort lag aber ſchon der Biſchof Willigis:

„Denn was ſelbſt die Heiden für ruchlos halten, das habe ich, ein Chriſt, getan: ich habe das Grab meines Amtsbruders öffnen und deſſen Gebeine hinauswerfen laſſen; auch einen ſilbernen Kelch, den ich in der Gruft fand, wollte ich veräußern und den Ertrag unter die Armen vertheilen laſſen, aber ich fand ihn nachher nirgends. Freilich erkannte ich an der Krankheit,

die mich bald nachher befiel, wohl, daß ich mich nur allzu ſchwer an Gott verſündigt hatte." (S. 212)

„Den Sommer vorher, am 10. Auguſt 1011 ging das Kloſter zu Walbeck mit vier Kirchen ſamt allen Glocken und den dazu gehörigen Gebäuden zur Strafe meiner Sünden in Flammen auf." (S. 224)

„In den nächſtfolgenden Faſten kam der König nach Werla, wo er lange von der Kolik zu leiden hatte, während welcher Krankheit ihm vieles durch Traumgeſichte offenbart wurde." (S. 248)

„In einem Kreiſe des Schwabenlandes, im Amtsbezirk des Grafen Becilin, ereignete ſich etwas Wunderbares und gar Schreckliches. Eine verheiratete Frau ſtarb eines plötzlichen Todes. Ihre Leiche ward, nachdem ſie gewaſchen und ordentlich beſorgt war, von dem Trauergefolge in die Kirche gebracht. Plötzlich aber richtete ſie ſich von der Bahre empor, alle Anweſende flohen hinweg; da rief ſie ihren Mann und ihre übrigen Verwandten herbei und trug ihnen ein beſonderes Anliegen auf und tröſtete ſie mit ſanften Worten; darnach aber entſchlief ſie wieder in Frieden. Wohl iſt, was ich erzähle, wunderbar, allein ich erkenne dergleichen eben für Werke unſeres wunderbaren Gottes, und damit man nicht Mißtrauen hege gegen die Wahrheit dieſer Erzählung, ſo will ich ein untadelhaftes Zeugnis dafür vorbringen. Der obengenannte Graf Becilin hat es dem Kaiſer für gewiß erzählt, und dieſer hat es mir in Gegenwart vieler geiſtlicher Mitbrüder mitgetheilt . . . So, vermuthe ich, hat auch dieſes Weib bei Gott viel gegolten, ſo daß ihr, nachdem ſie bereits den Tod geſchmeckt hatte, geſtattet war, eine billige Sehnſucht noch zu erfüllen." (S. 282/283)

Thietmar berichtet von einem „Wunder" in einer benachbarten Stadt: Eine Frau, deren Mann nicht zu Hauſe iſt, hat ſich und ihre Kinder eingeriegelt. „Siehe, da hört ſie vor dem Hahnenſchrei ein ungeheures Getöſe". Sie ruft die Nachbarn, dieſe werden durch „wiederholtes Werfen zurückgetrieben". Endlich dringen ſie ein, finden aber nichts, „da es ein Geſpenſt war." Die Frau ruft dann den nächſten Prieſter herbei, „der das ganze Haus mit Reliquien der Heiligen und Weihwaſſer heiligte." „In der nächſten Nacht aber wurde ſie nur noch wenig von dem geſchilderten Schreckniſſe heimgeſucht und zuletzt, Gott ſei Dank! durch häufige Beſuche des Prieſters ganz davon befreit."

Folgerung Thietmars: „Übrigens iſt es nicht zu verwundern, daß in jenem Lande ein ſolches Wunderzeichen ſich gezeigt hat. Denn die Bewohner desſelben gehen ſelten zur Kirche und kümmern ſich gar nicht um den Beſuch ihrer Seelſorger. Sie verehren eigene Hausgötter und opfern ihnen, indem ſie meinen, daß ſie ihnen viel helfen können." (S. 312/313)

„Zu Zeiten König Heinrichs II. gab es eine Einſiedlerin, namens Siſu, zu Thrubizi (Traubnitz), von ausnehmender Frömmigkeit und darum mir außerordentlich theuer und werth. Als dieſe zur Zeit Ottos des Großen erwachſen war, wurde ſie von jemand zur Ehe begehrt. Sie aber floh eiligen Lau-

ſes in die Arme Chriſti, den ſie vor allen als beſonderes Gepräge des Glaubens ihrem Herzen eingedrückt hatte, und unternahm es, an einem abgeſchiedenen Ort in dieſer Stadt ſich ihrem himmliſchen Bräutigam als eine keuſche Jungfrau darzubringen und war 64 Jahre lang unabläſſig bemüht, ſich ſelbſt mehr, als die menſchliche Schwäche und Hinfälligkeit geſtattete, unbefleckt zu bewahren. Denn in dieſer ſo langen Zeit ſchützte ſie ſich nie durch ein angezündetes Feuer vor der ſtrengen Kälte, ſondern das war ihr höchſtes Erwärmungsmittel, daß ſie an einem etwas erwärmten Stein Hände und Füße, wenn ſie beinahe erſtarrt waren, wieder ein wenig belebte. Sie lag im Innern ihrer Zelle fortwährend mit Thränenſtrömen untermiſchten Gebeten ob, nach außen zu aber nützte ſie der zuſammenſtrömenden Gemeinde gar viel durch häufiges Lehren und nöthige Tröſtung. Das Ungeziefer, welches ſie unabläſſig plagte, warf ſie nicht weg, ſondern ſetzte es ſich vielmehr wieder an, ſobald es abgefallen war, wie es einſt der Mönch Simeon machte, der ſo lange auf einer Säule ſtand . . ."

Der Tod dieſer Frau wird Thietmar durch eine Erſcheinung angezeigt. (S. 327)

„Noch bringe ich zum nachahmungswürdigen Beiſpiele eine treffliche Handlung des frommen Abtes Alfker (von St. Johann bei Magadaburg) vor. Dieſer hatte außer anderen Tugenden auch die Gewohnheit, daß er ſeinen Namen auf jeden Altar ſchrieb, und während er ſelbſt Meſſe ſang, weinte er ſo heftig, daß ſein ganzer Körper naß ward, und ließ darin nicht nach, denn wie geſchrieben ſteht, Thränen, um unſerer Sünden willen vergoſſen, v e r langen nicht allein die Vergebung Gottes, ſondern ſie e r langen ſie auch (Judith, 8. 12)". (S. 329)

Dieſe Beiſpiele dürften genügen. Wenn aber ſolche Vorſtellungen bei hochgeſtellten Perſönlichkeiten zu finden waren, wie mußte es dann erſt bei der Maſſe der Ungebildeten ausſehen!

„Es war die Wirkung des in unverminderter Kraft fortbeſtehenden, ja an wüſter Phantaſtik noch zunehmenden Teufels-, Hexen- und Zauberaberglaubens. Das Volk glaubte ſo feſt an Erſcheinungen des Teufels, daß es ihn nicht nur im Schauer der Nacht ſah; es wähnte ihn am hellen Tage zu ſchauen. Otloh (ein Geiſtlicher) hat gewiß keinen Zweifel an ſeiner Exiſtenz gehabt . . ." (H a u c k , 4., S. 67) Nicht nur die Zahl der Heiligen war angeſtiegen, nicht nur ihre Verehrung, ſie wuchs ſich zum offenbaren Mißbrauch aus. Reliquien wurden als „zauberkräftige" Amulette benutzt — mit einem Wort, der chriſtliche Glaube hatte bei den Germanen eine innere Leere zur Folge, in der ſie Halt bei Äußerlichkeiten ſuchten, eine Lebensangſt, bei der ſie ſich fortwährend von böſen Geiſtern umgeben fühlten. Was war in den Jahrhunderten der Herrſchaft des Chriſtentums aus der germaniſchen Naturverbundenheit, was aus dem Selbſtbewußtſein freier Menſchen geworden!

Hauck versucht eine Erklärung:

„Der große Unterschied ist, daß die unmittelbare, durch keine Reflexion" (prüfendes Nachdenken) „erschütterte Sicherheit der christlichen Überzeugung, die im 9. Jahrhundert vorhanden war, im Beginn des 11. zu brechen begann." (S. 80)

Er vergißt dabei, daß die gleichen Erscheinungen zu jeder Zeit, auch im 9. Jahrhundert, bei den Germanen auftraten, als ihnen das Christentum aufgezwungen worden war. Es liegt nicht an der jetzt fehlenden „Reflexion", es liegt an der Entwurzelung!

Und „höhere Kultur" durch das Christentum, wie so gern behauptet wird? Wer diesen Begriff in seiner wahren Bedeutung nimmt, nämlich als seelisches, als göttliches Erleben, der muß diese Behauptung zurückweisen. Ein solches Erleben muß sich schließlich in Wort und Tat äußern. Von den Worten haben wir soeben einige gelesen. Das göttliche Erleben, welches sich in ihnen zeigt, ist gegenüber den heidnischen Glaubensvorstellungen kein Aufstieg. Die Taten können erst recht nicht davon überzeugen. Wie früher macht sich die Auflösung der Sippe, die Aufhebung der Gesetze der Gemeinschaft auch jetzt bemerkbar. Söhne stehen gegen Väter, Verwandte gegen Verwandte. Treueschwüre und andere Verpflichtungen gelten weder zwischen ihnen noch sonst, Geistliche und Päpste nicht ausgenommen. So nehmen Berichte von Aufruhr, Mord, Gewalt einen großen Teil auch der Chronik Thietmars ein.

Gewiß, es gab auch damals anständige Menschen, es gab sogar Leute, die sich über das Christentum Gedanken machten, Gedanken, die erstaunlich „modern" klingen. So fragt Otloh:

„Es steht geschrieben: kaum der Gerechte wird gerettet werden, ist also nicht das Heil beschränkt auf einige wenige? Ist deshalb nicht alles Suchen und Bitten vergeblich? Zeigt nicht die heilige Schrift, daß Gott nur nach Willkür mit den Menschen handelt, daß er gar oft verschmäht, den aufzunehmen, der ihn sucht? Aber enthält denn die heilige Schrift die Wahrheit? Ja, gibt es einen Gott? Beweist sich nicht jene als ein kluges, aber unehrliches Machwerk von Menschen, und besteht nicht ein unversöhnlicher Zwiespalt zwischen ihren Aussagen und dem wirklichen Leben? Und wie könnte, wenn es einen allmächtigen Gott gäbe, alles so voll von Disharmonie und Widerspruch sein?" (Hauck, 4., S. 81)

Zweifel dieser Art rühren an die Grundlagen des Christentums, denn sie wagen die Frage nach der Wahrheit der „heiligen Schrift", ja, nach Gott selbst. Dabei muß man immer vor Augen haben, daß es sich hier um den jüdisch-christlichen Gottesbegriff handelt, einen persönlichen Gott, der schließlich, wenn er schon „Gott" sein soll, sämtliche Kräfte und Anlagen in unbeschränktem Maße besitzen muß. Er kann nur allmächtig, allwissend, allweise, allgütig, allsorgend, allgerecht, aber auch allwirkend, allgegenwärtig und

allverantwortlich gedacht werden. So wird er jedenfalls vom Chriſtentum dargeboten.

Wer bei ſolchen Vorſtellungen die Bibel lieſt — ſie iſt den meiſten leider unbekannt —, muß in Zwieſpalt geraten. Und jeder Blick in die Geſchichte, auch und gerade in die Geſchichte jener Länder, in denen das Chriſtentum herrſchende Religion war und iſt, muß dieſen Zwieſpalt verſtärken. Jene Fragen um Gott, die der Geiſtliche Otloh vor 1000 Jahren ſtellte, haben viele Menſchen beſchäftigt, ſeit der Glaube an einen ſolchen Gott verlangt wurde. Sie wird auch heute geſtellt.

Hier kann es im Grunde nur zwei Entſcheidungen geben. Die eine iſt die Verdrängung aller Zweifel, die Leugnung aller Widerſprüche und der blinde Glauben an jenen Gott. Die andere iſt die Abkehr von jeder Art des perſönlichen Gottesbegriffs. Dieſer Weg wurde und wird nur von wenigen Menſchen gewählt. Damals war es nicht nur unmöglich, ihn zu gehen — es war auch außerordentlich gefährlich, offen darüber zu ſprechen, denn es drohte der Scheiterhaufen. Heute iſt er zwar freigeſtellt, wird aber dennoch kaum beſchritten, weil die Kirche auch heute noch ſo manche Druckmittel beſitzt, vor allem aber, weil er unbequem iſt. Er verlangt nämlich ſelbſtändiges Denken — und er verlangt Entſcheidungen.

Das ſind Dinge, denen die meiſten Menſchen gern ausweichen. Sie bleiben bei dem, was Eltern und Schule ihnen beigebracht haben, und bei dem, was ſie in ihrer Umwelt ſehen. Sie tun ſo, als ob ſie an Bibel und jenen Gott der Bibel glauben, und handeln ſo, als ob es ihn nicht gebe. Das aber iſt Heuchelei. Sie leben in einem Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Wiſſen, in einem Zuſtand innerer Spaltung.

Das alles ſind Folgen des Chriſtentums. Sie ſind bei den einzelnen Menſchen unterſchiedlich. Während ſich bei Otloh nur eine innere Unſicherheit zeigt, ſehen wir bei den Menſchen, die Thietmar von Merſeburg in ſeinem Bericht anführt, die Zeichen künſtlich erzeugten (induzierten) Irreſeins.

Vielleicht fragt nun jemand, was dies in einem Geſchichtsbuch zu ſuchen hat. Nun, derart geſchädigte Menſchen haben Geſchichte geſtaltet oder ſind zu willigen Werkzeugen von Geſchichtegeſtaltern geworden. So etwas iſt eben keine Angelegenheit des einzelnen, ſondern es beeinflußt Politik und damit die Geſchichte. Es wäre ſogar ein Verſäumnis, nicht darauf hinzuweiſen, denn hier liegt doch ein Schlüſſel für manche geſchichtlichen Ereigniſſe, damals wie heute.

Kehren wir nun zum äußeren Gang der damaligen Geſchichte zurück.

Konrad II.

Nach dem Tode Heinrichs II. wurde Konrad II., 34 Jahre alt, zum König gewählt. Obwohl mit dem Sachsenhaus verwandt, zählt von ihm an die Reihe der fränkischen Kaiser (Salier). Die Übernahme der Herrschaft erfolgte diesmal ohne ernste innere Auseinandersetzungen.

Konrad konnte sich mit ganzer Kraft nach außen wenden. Zunächst mußte er in Norditalien, wo es wieder Erhebung gegen die deutsche Herrschaft gegeben hatte, Ruhe schaffen. Das gelang schnell (1026). 1027 wurde er zum Kaiser gekrönt. Ein kurzer Zug nach Mittelitalien genügte, um ihm hier Anerkennung und Huldigung zu verschaffen. Der Kaiser hatte keine Neigung, mit großem Einsatz um weitere räumliche Erfolge zu kämpfen. Einer Gruppe von Normannen gestattete er, sich nördlich von Neapel anzusiedeln.

Im Osten hatte Boleslav von Polen sich 1025 zum König erhoben. Er starb bald darauf. Sein Sohn, Miseco II., setzte die feindliche Politik gegen das Reich fort. 1028 führte er einen Kriegszug bis Ostsachsen, bei dem furchtbar gewütet wurde. Ein Gegenstoß Konrads (1029), gemeinsam mit den Liutizen, brachte keinen Erfolg, obwohl er sich mit Jaroslav von Kiew verbündet hatte. Miseco wiederholte 1030 seine Angriffe. Im gleichen Jahr fielen die Ungarn in Bayern ein, Kriegszüge Konrads und seines Sohnes Heinrich gegen sie verliefen erfolglos. 1031 wurde mit ihnen ein ungünstiger Friede geschlossen. Weitere Kriegszüge gegen Polen folgten. Die Auseinandersetzungen wurden dann dadurch beendet, daß in Polen innere Wirren ausbrachen. Miseco wurde vertrieben. Die Lausitz und das Milziener Land gelangten wieder zum Reich. 1033 erschien Miseco vor dem Kaiser und leistete ihm den Lehnseid. Nach seinem Tode 1034 versank Polen vollends in inneren Kämpfen, bei denen der Gegensatz zwischen Christen und Heiden erneut ausbrach. Da Konrad auch Böhmen wieder fest unter die Oberhoheit des Reiches brachte, waren die alten Grenzen und Verhältnisse im Osten wiederhergestellt.

Nun hatte Konrad die Hände frei gegen die Liutizen, die bisherigen Bundesgenossen. Grenzkämpfe zwischen ihnen und den Sachsen waren zwar immer wieder aufgeflackert, jetzt aber ging Konrad mit ganzer Macht gegen sie vor.

„Kaiser Konrad II. hat mit der ihm eigenen schroffen Energie diesen Kampf ebenso grausam geführt, wie früher Otto der Große. Bei dem Feldzug des Jahres 1035, der die Deutschen weit über die Elbe führte, war den Liutizen ein großer hölzener Crucifixus, den das deutsche Heer wohl für seine Feldgottesdienste mitgeführt hatte, in die Hände gefallen. An dem Bilde des verhaßten Christengottes ließen die Slawen ihre ganze Wut aus: sie spieen es an und schlugen es, sie rissen ihm die Augen aus und hieben ihm Hände und Füße ab. Konrad rächte diesen Frevel grauenvoll: er verstümmelte die zahlreichen in seiner Gewalt befindlichen Kriegsgefangenen

genau so, wie vorher die Liutizen das Holzbild zugerichtet hatten. Der Schrecken solcher Kriegführung stellte einstweilen die Ruhe im Slawenland her . . ."[41])

Die Liutizen mußten sich 1036 beugen. Insofern war in der Tat die Ruhe hergestellt, aber der Haß gegen das Christentum, das zur Zeit des Friedens geduldet worden war, verstärkte sich. „Indes nahm das Christentum und der Dienst am Hause des Herrn wenig zu, weil die Habgier des Herzogs (Bernhard) und der Sachsen, die alles verpraßten und den Kirchen und Priestern nichts übrig lassen wollten, hindernd in den Weg trat", so sieht es Helmold.[42])

Diese Begründung des Priesters Helmold dürfte entsprechend einseitig sein.

Der Machtausweitung Konrads im Osten entsprachen Erfolge im Westen. Konrad errang die Krone Burgunds. Damit beherrschte das Reich sämtliche Alpenübergänge. Frankreich war von Italien abgesperrt.

Zu Knut von Dänemark, der auch über England und Norwegen herrschte, stellte Konrad ein freundschaftliches Verhältnis her. Er vermählte 1036 seinen Sohn Heinrich, den Thronfolger, mit Knuts Tochter. Den Raum zwischen Schlei und Eider überließ er Dänemark. So stand das Reich auf Grund der zielbewußten, aber auch klug sich bescheidenden Politik Konrads kraftvoll da.

Im Inneren zog Konrad den niederen Adel (Aftervasallen, Ministeriale) empor, indem er dessen Leben erblich machte. Damit schuf er eine dritte Macht, die von den weltlichen und geistlichen Fürsten unabhängig war und auf die er sich stützen konnte. Ihr übertrug er die Verwaltung des Reichsguts. Auch die Städte erhielten wachsende Bedeutung. Sie wurden mit besonderen Rechten ausgestattet und ebenfalls zu einer neuen Macht im Staate.

Gegenüber der Kirche hatte Konrad eine durchaus nüchterne Haltung. Seine Kirchenfürsten hielt er in voller Abhängigkeit. Ihre weltliche Macht schwächte er durch Entzug von Ländereien. Die Besetzung der Kirchenstellen

---

[41]) Hermann Krabbo: „Eine Schilderung der Elbslawen aus dem Jahre 1108", Festschrift für P. Kehr, 1926, S. 258/259). Krabbo bezieht sich hier auf Wipos Bericht. Wipo nennt Konrad rühmend den „Rächer des Glaubens; er habe die Heiden wegen ihres schändlichen Aberglaubens niedermetzeln lassen. Das war natürlich aus seiner Sicht höchst lobenswert.

[42]) Helmold, Chronik der Slaven, von B. Schmeidler, Leipzig, 1910, (S. 48)

ließ er sich bezahlen. (Übrigens hatte auch jener Papst, der Konrad gekrönt hatte, seine Würde erkauft.) Um die Vorgänge in Rom kümmerte er sich nicht und griff auch nicht ein, als im Streit der römischen Adelsparteien ein 10jähriger Knabe zum Papst gemacht wurde (Benedikt IX.). Von diesem Rom konnte keine Gefahr ausgehen.

Nach Italien mußte Konrad allerdings noch einmal ziehen (1036), weil dort Kämpfe zwischen den — geistlichen — Beherrschern der Städte und dem Kleinadel (Aftervasallen) ausgebrochen waren. Der Kaiser stützte die letzteren, die er als Gegengewicht gegen die Kirche sah. Mittelitalien wurde gesichert. Nach seiner Rückkehr starb er im Jahre 1039. Sein allzu früher Tod war ein schwerer Verlust für das Reich.

Heinrich III.

Nicht nur, daß sein Sohn und bereits gewählter Nachfolger H e i n r i ch III. erst 25 Jahre alt war, er ließ sich auch von anderen Grundsätzen leiten.

Seine Regierung begann unter denkbar günstigen Umständen. So fest gefügt war das Reich, daß die Übernahme der Gewalt zum ersten Mal ohne jeden Widerspruch und ohne Störung erfolgte. Allerdings bahnte sich im Osten innerhalb des Einflußgebietes des Reiches eine Machtzusammenballung an, die ein Eingreifen nötig machte. Der Böhmenherzog Bretislav fiel in das zerrissene und ohnmächtige Polen ein und nahm Krakau, Posen und Gnesen. Ein großböhmisches Reich war im Entstehen. Gleichzeitig betrieb Bretislav die kirchliche Trennung vom Reich, die eine Vorstufe zur politischen Trennung werden konnte. Hier mußte Heinrich einschreiten.

Der erste Feldzug im Jahr 1040 führte zur Niederlage des deutschen Heeres. Wieder machte sich die Schwierigkeit der Kriegführung gegen das von einem 70 km breiten Wald und Gebirge geschützte Böhmen bemerkbar. 1041 stieß Heinrich bis Prag durch, Bretislav unterwarf sich und leistete den Lehnseid für Böhmen, Mähren und einen Teil Schlesiens, den er behielt. Von nun ab blieb Bretislav dem König ergeben. In Polen wurde Herzog Kasimir eingesetzt. Dazu gehörten das nördliche Schlesien und Pommern.

1042 griffen die Ungarn die bayrische Ostmark an. In wiederholten Feldzügen, die anfangs erfolglos waren, besiegte Heinrich endlich (1045) die Ungarn, drang weit in ihr Land vor und zwang den vorher vertriebenen und jetzt wieder eingesetzten König Peter zum Lehnseid. Nach dem entscheidenden Sieg hielt das Reichsheer auf dem Schlachtfeld einen Dankgottesdienst ab, bei dem Heinrich im Büßergewand vor einem Teil des Kreuzes Christi im Staub lag. — Die Steiermark und Krain mit Istrien wurden von Kärnten abgetrennt.

Im Norden griffen die Dänen die Obotriten und die Pommern an und zerstörten die berühmte Hafenstadt Jumneta (Jomsburg, Vineta) (1043). Daraufhin erfolgte ein Rachevorstoß der Obotriten im Verein mit Liutizen in den Norden bis Ripen. Von König Magnus von Dänemark und Herzog Ordulf von Sachsen wurden sie dann bei Haddeby geschlagen und zurückgeworfen.

Mit den Siegern drang auch das Christentum wieder im Ostsee-Küstenraum vor. Bei den Obotriten trat Herzog Gottschalk, zuerst Heide, der die Christen wütend verfolgt hatte, zum Christentum über und betrieb nunmehr in engem Einvernehmen mit dem Erzbischof Adalbert von Bremen die Verchristung, und das wie vorher mit Gewalt. „Würdig steht er als vorbildlicher Heidenbekämpfer neben seinem erzbischöflichen Freund und den großen Ottonen" (B ü n d i n g). Gottschalk führte mit Hilfe sächsischer Hilfstruppen auch Feldzüge gegen heidnische Nachbarstämme der Liutizen. Wieder klagten Priester über die Sachsen, die mehr auf Macht und Beute achteten als

auf Verbreitung des christlichen Glaubens, ein Zeichen, daß Herzog und Erzbischof sich in die Quere kamen. Auf jeden Fall schuf das sächsische Schwert die Voraussetzungen für Fortschritte des Christentums; an vielen Orten wurden Kirchen und Klöster gegründet.

Die Liutizen jedoch hielten an ihrem Glauben fest, obwohl sie nunmehr auf allen Seiten von überlegenen christlichen Ländern umgeben waren. Nach Einfällen in die benachbarten Gebiete und Gegenschlägen wurden sie zu Tributzahlungen gezwungen. Im übrigen blieb es bei der bisherigen Regelung, der Anerkennung politischer Oberhoheit. Das Reich hatte seine Macht weiter denn je ausgedehnt. Für Pommern, das sich inzwischen wieder von polnischer Herrschaft befreit hatte, soll jetzt sogar ein Herzog Zemuzil dem König gehuldigt haben.

Es war Heinrich III. selbst, der seine Stellung allmählich schwächte. Dieses hing mit seiner christlich-kirchlichen Einstellung zusammen, auf die wahrscheinlich seine zweite Frau, Agnes von Aquitanien, die sehr kirchlich eingestellt war, Einfluß hatte. In Frankreich war zu jener Zeit ein dauernder und wütender Kampf der Großen im Gange, unter dem das Volk sehr litt. Eine starke königliche Gewalt gab es nicht. Um nun die schlimmsten Auswirkungen des Bürgerkriegs zu verhindern, hatte man dort kirchlicherseits die „treuga Dei", den Gottesfrieden, verkündet, nach dem es als Vergehen gegen Gott galt, an bestimmten Tagen zur Fehde auszuziehen. Durch diese Einrichtung angeregt, führte Heinrich Ähnliches auch im Reich ein, ohne zu bedenken, daß hier die Reichsgewalt wohl in der Lage war und sein mußte, den inneren Frieden zu erhalten. Heinrich ging sogar noch weiter: er vergab feierlich seinen Feinden und verlangte dasselbe auch von den Fürsten wie von seinen Untertanen. Damit gab er seine Rechte und Pflichten aus der Hand. Mochte dieser Schritt auch gut gemeint sein, so schwächte er doch zwangsläufig das königliche Ansehen.

Folgenschwerer aber war sein Verhältnis zu den Kirchenfürsten. Zwar behielt er die bisherige Regelung bei, die Bischöfe selbst einzusetzen, wobei er für Italien häufig deutsche Geistliche wählte, um die Bindung zu verstärken. Doch verwarf er von sich aus die Simonie, also den Brauch, daß sie ihre Erhebung bezahlen mußten. Damit entzog er sich wesentliche Einkünfte, ohne daß die Nachgiebigkeit gegenüber den Wünschen der Reformbewegung irgendwelche politischen Vorteile brachte, etwa den einer besonderen Verpflichtung zum König. Im Gegenteil, es zeigte sich ein Streben nach weiterer Selbständigkeit. Bischof Wazo von Lüttich sprach die Worte — und andere Bischöfe stimmten ihm zu:

„Dem Papst sind wir Gehorsam, Euch Treue schuldig. Euch haben wir für das Weltliche, jenem für das Geistliche Rechenschaft zu geben."

Der König unternahm nichts gegen eine solche Auffassung, obwohl sie bei bestimmter Auslegung gefährlich werden mußte. In einem Staatsgefüge, bei dem die geistlichen Herren eben nicht nur geistliche, sondern auch welt-

liche Aufgaben hatten, und bei einer Kirche, deren Ansprüche sich grundsätzlich über die Welt erstreckten, konnten sich allzu leicht „Gewissenskämpfe" ergeben, denn wo hörte die Treue gegen den Herrscher auf, und wo begann der Gehorsam gegen den Papst?

Um solchen Gefahren vorzubeugen, wählte Heinrich einen anderen Weg. Er wollte des Papstes sicher sein. Immer noch hatte er das Recht, zu entscheiden, wer Papst sein oder werden sollte. Deshalb griff er nun in Rom ein, und Grund genug hatte er dazu. Benedikt IX. hatte sein Amt gekauft.

„Er war zum Rücktritt bereit, wenn ihm für seine Unkosten, die der Erwerb der päpstlichen Würde verursacht hatte, Entschädigung gezahlt würde . . . Das Geld, 1000 Pfund Silber nach der einen Seite, 1500, ja 2000 nach der anderen, gab ein getaufter Jude Baruch genannt Benedikt her . . . So kam das Geschäft zustande. Benedikt IX. trat zurück, und Johannes Gratianus nahm als Gregor VI. seinen Platz ein." (Haller, 2., S. 279)

Es ist hierbei bezeichnend, daß die kirchliche Reformpartei, die sonst so scharf gegen Simonie (Ämterkauf) war, Gregor unterstützte. Dem König jedoch gefiel dieses Geschäft nicht. Er setzte Gregor VI., („vielleicht mit dem Geschlecht der jüdischen Pierleoni verwandt") (Handbuch), ab und verbannte ihn nach dem Norden. (1046)

Heinrich setzte nun einen deutschen Bischof, Swidger von Bamberg, als Papst ein (Clemens II.) und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Clemens starb schon 1047, und Heinrich machte wieder einen deutschen Bischof zum Papst (Damasus II.), der aber, kaum in Rom angelangt, ebenfalls starb. Danach bestimmte der Kaiser Brun von Tull (Toul), einen weitläufigen Verwandten, zum Papst (1049). Trotz dieser verschiedenen Bindungen zeigte Brun sogleich eine besondere Auffassung von seiner neuen Würde, indem er die Annahme von der Anerkennung durch Geistlichkeit und Volk der Stadt Rom abhängig machte. Und der Kaiser gestand ihm das zu, obwohl er damit ein altes Recht aufgab. Der neue Papst, Leo IX., nahm die Reform der Kirche sofort tatkräftig in Angriff — wieder ein deutscher Papst. Er beschränkte sich dabei nicht auf Rom, sondern hielt in Italien, Frankreich und Deutschland zahlreiche Synoden ab, um die Reform voranzutreiben. Der Kaiser billigte und unterstützte das, während die deutschen Kirchenfürsten diesem Treiben ablehnend gegenüberstanden. Der Kaiser übersah offenbar die politischen Folgen der kirchlichen Reform, die das Papsttum stärken mußte. Das „imperium christianum", das christliche Reich, welches beide Männer schaffen wollten, mußte den Kaiser am Ende überflüssig machen, da der Papst nun einmal das Haupt der Christenheit war — und das Haupt der Welt werden wollte.

Unter Leo IX. nahm diese Entwicklung ihren Anfang; von jetzt an begann die Kirche das zu werden, was später „Hochkirche" genannt wurde. Leo beschränkte sich schon nicht mehr auf geistliche Aufgaben, sondern ver-

suchte, in Mittel- und Oberitalien eine weltliche Oberhoheit zu errichten, Und auch hier fand er die Unterstützung Heinrichs, der damit erneut eigene Hoheitsrechte aufgab. Leo scheiterte allerdings, denn als er das Fürstentum Benevent, das inzwischen von den Normannen beherrscht wurde, unter seinen Schutz nahm und Anspruch auf die Oberhoheit erhob, lehnten die Normannen dies ab. Leo versuchte einen Feldzug mit eigenem Heer, wurde aber gefangen und mußte einige Zeit in Haft bei den Normannen verbringen. Als er den Kampf wieder aufnehmen wollte und um Unterstützung bei den Kaisern von Rom und Byzanz bat — er bezeichnete sie als seine „Arme" —, wurde ihm diese verweigert. Bezeichnend ist dabei, daß der Kaiser ihm helfen wollte, daß aber der Kanzler, der Bischof Gebhard von Eichstätt, also ein Mann der Kirche, den Zuzug deutscher Truppen verhinderte. Mit anderen Worten: die deutsche Kirche stand entgegen kaiserlichem Wollen gegen päpstliche Ansprüche!

Im Jahre 1054 wurde durch gegenseitige Verfluchung — auch ein bemerkenswertes Zeichen „christlicher Liebe" — das Schisma (die Trennung) zwischen der römischen und griechischen Kirche geschaffen, das bis heute besteht.

Leo IX. starb 1054. Sein Nachfolger wurde jener Bischof Gebhard von Eichstätt als Viktor II. Obwohl vorher Gegner der päpstlichen Ansprüche, setzte er nunmehr die Reformbestrebungen fort. Und da die politischen Pläne in Süditalien nicht zu verwirklichen waren, ließ er sich vom Kaiser Besitzrechte in Mittelitalien zusprechen.

Beide deutschen Päpste schufen also durch die Betonung der Unabhängigkeit des Papsttums, durch die Förderung der Reformen und durch Beanspruchung von Gebieten eigener Hoheit die Voraussetzungen für den Aufstieg des Papsttums und für die späteren schweren Machtkämpfe. Und Heinrich war ihnen dabei behilflich gewesen!

Im deutschen Raum breitete sich Mißstimmung gegen den Kaiser aus. Der Herzog von Lothringen, der sich schon früher einmal gegen ihn erhoben hatte und besiegt, bestraft, dann aber begnadigt worden war, stand aufs neue gegen ihn auf, diesmal in Verbindung mit Holland und Flandern, während der König von Frankreich im Hintergrund lauerte. Nach anfänglichen Rückschlägen siegte Heinrich, ohne jedoch seine Macht wirklich durchzusetzen. Offenen Widerstand gab es jetzt auch in anderen Herzogtümern.

In Ungarn waren erneut innere Kämpfe ausgebrochen, die im Zusammenhang mit einem Wiederaufleben des Heidentums standen. Wiederholte Feldzüge blieben erfolglos. Das Land entzog sich am Ende dem deutschen Einfluß. Gleiche Bestrebungen waren auch in Polen im Gange, das weiter laufend gegen Böhmen um Schlesien kämpfte. Hier gelang es Heinrich, eine Regelung zu treffen, indem Kasimir Teile Schlesiens behielt, aber die deutsche Herrschaft anerkannte.

Im Innern ſtärkte Heinrich die Kirche durch Zuteilung von weiterem Beſitz. Der Kleinadel (Miniſterialen) wurde weiter zum Reichsdienſt herangezogen und erhielt größeren Einfluß. Dieſe Punkte wie die Kirchenpolitik des Kaiſers werden zur Unzufriedenheit der weltlichen Fürſten beigetragen haben. Und durch das Aufblühen der Städte wurde der Laienadel unruhig, da er wirtſchaftlich beiſeite gedrückt wurde.

1055 mußte Heinrich ſeinen Aufenthalt in Italien beſchleunigt abbrechen, da eine regelrechte Verſchwörung gegen ihn begonnen hatte. Er ließ den Papſt als Statthalter in Italien walten! Zwar konnte der Kaiſer den Aufruhr niederwerfen, doch ſchon ſchwelte es wieder in Lothringen.

Die Liutizen nahmen dieſe Schwäche zur Verſtärkung ihrer Kampftätigkeit wahr. 1056 beſiegten ſie ſogar ein ſächſiſches Heer. In der Folge aber begannen bei ihnen innere Kämpfe, die ſie gegen Angriffe von Obotriten und Dänen abwehrlos machten. Erfolge der Verchriſtung wurden gemeldet.

Da ſtarb Heinrich im Jahre 1056. Seine Regierungszeit, die ſo verheißungsvoll begonnen hatte, endete unter ſchweren inneren und äußeren Spannungen. Abfall drohte an den Grenzen. Und der Sohn Heinrichs III. war gerade ſechs Jahre alt. Um ihm die Nachfolge zu ſichern, hatte Heinrich ihn noch einmal von den Fürſten anerkennen laſſen und dem Schutz des anweſenden Papſtes empfohlen.

Heinrich IV.

Dem Namen nach war jetzt dieser Sohn, Heinrich IV., König, doch bei seiner Jugend konnte er die Regierung natürlich nicht ausüben. Seine Mutter, die Kaiserin Agnes, übernahm zunächst die Regentschaft. Sie hatte jedoch nicht die Fähigkeit, das Reich zu leiten. In ihrer Unsicherheit meinte sie, die Fürsten durch Zugeständnisse befriedigen und gewinnen zu können. Doch vergeblich! Die Schwäche des Königtums reizte zu weiteren Forderungen. Die geistlichen Fürsten waren zudem verärgert, weil die Kaiserin die Reform der Kirche unterstützte und dadurch ihre Macht schmälerte. Gegenseitige Machtkämpfe tobten im deutschen Raum, und keine übergeordnete Stelle war da, die kraftvoll einschritt. Die Mängel des Erbkönigtums machten sich wieder einmal bemerkbar.

Nach dem Tode des Papstes Viktor II., der dem Kaiserhaus noch verbunden gewesen war, nutzte bald auch Rom die Lage. Schon bei der nächsten Papstwahl wurde nicht mehr nach der Zustimmung der Kaiserin gefragt, und bald kam der nächste Schritt, die Ablehnung der Laieninvestitur, das heißt, es sollte durchgesetzt werden, daß eine kirchliche Stellung nicht mehr durch einen Laien — und Laie war auch der König und Kaiser — vergeben werden durfte. Umgekehrt sollte eine solche Stellung nicht mehr aus der Hand eines Laien angenommen werden. Das war etwas ganz Neues, ein völliger Bruch mit dem bisherigen Verfahren und ein Schlag gegen kaiserliche Rechte. Wenn die Ämter der Kirchenfürsten rein kirchlich oder rein geistlich gewesen wären, hätte diese Forderung eine gewisse Berechtigung gehabt. Das aber waren sie nicht. Neben diesen Aufgaben hatten die hohen Geistlichen im Reich auch Rechte und Pflichten von Reichsfürsten. Sie hatten Gebiete unter sich, die denen von weltlichen Fürsten in nichts nachstanden. Der Herrscher als politischer Leiter des Reiches konnte, wenn er nicht die Verfügungsgewalt über einen Großteil des Reiches einfach abgeben wollte, nie zulassen, daß er keinen Einfluß auf die Besetzung der hohen und höchsten Kirchenämter haben sollte. Diese Forderung aufzuwerfen, kam einer Kriegserklärung gleich. Allerdings war das Reich in diesem von Rom gewählten Augenblick nicht in der Lage, diese anzunehmen. Im übrigen konnte man zunächst darauf verweisen, daß es sich hier um Äußerungen einzelner Priester handelte, die nicht weiter beachtet zu werden brauchten.

Anders wurde es, als Gerhard von Florenz als Nikolaus II. Papst wurde (1059—1061). Ob er ein deutschstämmiger Papst war, ist nicht bekannt. Möglich wäre es, einmal nach seinem Namen, und dann, weil die letzten Kaiser wiederholt italienische Bischofssitze mit Deutschen besetzt hatten. Und er zeigte auch die Tatkraft eines Deutschen. Politisch und kirchlich ging er vor, als bestünden Kaisertum und Reich gar nicht. Gegenüber den Normannenfürsten in Süditalien vollzog er eine völlige Schwenkung. Bisher als Feinde bekämpft und mit dem Kirchenbann belegt, wurden sie plötz-

lich zu Bundesgenossen des Papstes gemacht, indem er ihnen die eroberten Gebiete als Lehen zusprach, obwohl er überhaupt kein Recht dazu hatte, denn die Normannen waren bisher kaiserliche Lehnsträger gewesen. Nikolaus trennte also einfach einen Teil des Reiches ab und stellte ihn unter eigene Herrschaft.

Macht suchte der Papst auch in Norditalien zu gewinnen, wobei er andere Wege wählte. Hier nutzte er den in den Städten bestehenden Gegensatz zwischen Oberschicht und Volk. Und da die Oberschicht, besonders die Bischöfe, damals noch reichsfreundlich eingestellt waren, setzte er die Masse gegen sie in Bewegung. Über diesen Schachzug schreibt v. Hofmann:

„Massenhypnose! Es ist der Tiefstand politischer Arbeitsmethode; nichts ist gemeiner, als diese Methode zu verwenden; nichts ist gemeiner, als sich so verwenden zu lassen. Der Griff geht denn auch jedesmal in die Hefe des Volkes . . . Es ist das Bild überlegener, aber auch völlig skrupelloser Strategie, wie nun alles von der Kirche ins Werk gesetzt wird." (S. 215)

Aber, wie so oft in der Geschichte zu bemerken — und das auch in jüngster Zeit —, diese Strategie hatte Erfolg: die Bischöfe unterwarfen sich dem Papst.

Ein weiterer Schritt richtete sich unmittelbar gegen kaiserliche Rechte: Auf einem Konzil (1059), bei dem weder Vertreter der Reichsgewalt noch deutsche Bischöfe anwesend waren, wurde ein Papstwahldekret beschlossen, nach dem der Papst nur noch durch bestimmte Kardinäle gewählt werden durfte. Dem Kaiser sollte — ein schönes und nichtssagendes Wort — die „notwendige Verehrung vorbehalten bleiben." Das bedeutete nichts anderes als die Ausschaltung des Kaisers durch einen einseitigen Beschluß. — Auf dieser Synode wurde auch gegen die Priesterehe und gegen die Laieninvestitur Stellung genommen. Diese Forderung wurde damit bereits kirchlich-amtlich vertreten.

Das Vorgehen eines Nikolaus läßt erkennen, welchen Wert die früheren Vereinbarungen und Verträge mit den Päpsten hatten. — nämlich gar keinen. Bei ihnen kam es allein auf die augenblickliche Lage an, ob Verträge gehalten wurden oder nicht. Bei jeder Schwäche des Kaisertums erhoben die jeweiligen Päpste neue und weitergehende Machtansprüche.

Der jetzige Vorstoß fand selbst innerhalb der Kirche keinen einhelligen Beifall. Nach dem Tode von Nikolaus (1061) traten die Gegensätze offen zutage: zwei Päpste wurden gewählt, ein kaiserlich gesinnter (Honorius II.) und ein Vertreter der Hochkirche (Alexander II.). Am Ende setzte sich der letztere durch, weil vom Reich aus nichts für Honorius getan wurde. Beide kämpften jahrelang auf italienischem Boden um die Entscheidung. Leidtragende des Bürgerkrieges waren Land und Volk, und Folge war eine weitere Schwächung der Reichspolitik.

1062 brachte Erzbischof Anno von Köln, Haupt einer Verschwörung gegen die Kaiserin, den jungen König in seine Gewalt und übernahm die Auf-

gaben eines Regenten. Doch auch er machte keine Reichspolitik, sondern suchte die eigene Macht auf Kosten des Reiches zu mehren. Im Streit der beiden Päpste stellte er sich sogar auf die Seite Alexanders. Neben Anno von Köln gewann Erzbischof Adalbert von Bremen als Mitregent wachsende Bedeutung. Er war eine andere Persönlichkeit, allerdings war sein Blick zwangsläufig mehr nach Osten gerichtet. Die Mehrung seiner Hausmacht brachte ihn in Streit mit den sächsischen Herzögen. Die Unzufriedenheit der anderen Fürsten auch gegen ihn wuchs, weil Adalbert großen Einfluß auf den König hatte, der 1065 wehrhaft wurde, und weil sie sich selbst von der Regierung ausgeschaltet sahen. 1066 zwangen sie den König, sich von Adalbert zu trennen.

Im gleichen Jahr schlugen die Liutizen los, und die Obotriten schlossen sich sofort an. Herzog Gottschalk, der sich mit der Verchristung so viel Mühe gegeben hatte, war bei seinen Obotriten nicht auf Gegenliebe gestoßen.

„Dieser für alle Zeiten unvergeßliche Mann wurde nämlich wegen der Treue, die er Gott und den Fürsten bewiesen hatte, von den Barbaren erschlagen, die er zum Glauben zu bekehren persönlich bemüht war", schreibt Helmold. (S. 56)

Hauck berichtet:

„Am 7. Juni 1066 wurde zu Lenzen an der Elbe Gottschalk erschlagen: sein ganzes Volk war wider ihn, sein eigener Schwager war der Führer der Erhebung. Dem Tode des Fürsten folgte die Vernichtung des Christentums in seinem Lande. Dabei wurden von den Slawen so grauenhafte Untaten an den fremden Christen verübt, daß die Missionsgeschichte ihnen wenig Ähnliches an die Seite zu stellen hat . . . Nachdem die Kirche im wendischen Gebiet vernichtet war, stürzten sich die Empörer auf die benachbarten christlichen Landschaften: die Stormarn wurden fast gänzlich aufgerieben, Adalbert mußte selbst seine Metropole Hamburg eingenommen und vernichtet sehen: keine Kirche blieb unverbrannt, kein Kreuz ungeschändet." (S. 734/735)

Mit einem Schlage waren Christentum und deutsche Oberherrschaft weggefegt, der neue Herzog der Obotriten, Kruto, herrschte bis zur Nordsee und bis Schleswig. Im Raum der Liutizen bildete wieder die Elbe die Grenze.

Solche Deutschen, die jede gewaltsame Verbreitung eines Glaubens wie Gewalttaten gegen Gläubige oder irgendwelche Zeichen ihres Glaubens ablehnen, werden die Einzelheiten der heidnischen Grausamkeiten, die in der Tat scheußlich sind, nachdenklich stimmen. Die Wagrier, Obotriten und Liutizen standen nun schon seit über einem Jahrhundert in Berührung mit dem Christentum, mehr noch, überall waren Bistümer eingerichtet, und bei Wagriern und Obotriten schien nach mehrmaligen Versuchen die Herrschaft des Christentums gesichert. Kirchen und Klöster standen in ihrem Land. — Dieser Glauben kann nach so langer Zeit unmöglich neu oder fremd gewesen sein. Eine innere Überlegenheit des Christentums, von der immer wieder ge-

sprochen wird, hätte sich doch endlich auswirken müssen. Der Rückschlag des Jahres 1066 und vor allem der Haß, der sich offensichtlich in den Menschen angesammelt hatte, kann doch nicht allein daher kommen, daß das Christentum die Religion der Sieger war. Allerdings, wenn wir Helmold folgen wollen, bestand für sie ein Zusammenhang von Religion und Unterdrückung, und das sicher nicht mit Unrecht:

„Denn nach jenem Siege, infolge dessen zuerst durch Godescalks Ermordung das Land der Nordelbinger erschüttert wurde, schüttelten die Slaven mit bewaffneter Hand das Joch der Knechtschaft ab und waren so hartnäckig bemüht, die Freiheit zu verteidigen, daß sie lieber sterben als den Namen von Christen wieder annehmen oder den Fürsten der Sachsen Zins zahlen wollten. Aber diese Schmach haben sich die Sachsen durch ihre unselige Habsucht selbst zugezogen." (S. 59/60)

Wenn Knechtschaft und Christentum gleichbedeutend waren, so müssen auch die Vertreter des Christentums entsprechend aufgetreten sein, und wenn die Schuld am Aufstand in der Habsucht der Sachsen lag, dann haben die Priester offenbar nichts getan, um sich im Guten entscheidend davon abzuheben, sonst hätten die Empörer sich nicht gerade gegen Kirche und Kreuz gewandt, dann wären auch nicht Priester die Opfer ihres Hasses gewesen.

Denken wir im übrigen daran, daß wir nur christliche Stimmen hören. Bei ihnen stehen die Heiden immer noch außerhalb der Menschheit, und sie sind, wie früher die westgermanischen Stämme, Barbaren, Rebellen und Wilde, die der Christengott in die Hände der Bezwinger gibt, um nach Belieben mit ihnen zu verfahren. Diese Geringschätzung wird allgemein auf die Menschen ostwärts der Elbe übertragen.

„Im allgemeinen galten die Slaven doch als Feinde des imperium christianum. So war es auch im 11. Jahrhundert noch üblich, sie barbari oder pagani (Heiden) usw. zu nennen, selbst wenn sie schon Christen waren." (Bünding, S. 22)

Zum Beispiel wurden die christlichen Herzöge von Böhmen oder Polen, wenn sie politische Feinde waren, barbarus, falsus Christianus (falscher Christ) oder paganus genannt.

Recht bezeichnend ist dabei, daß die Franzosen (Westfranken) damals die Deutschen ebenso nannten, wenn sie mit ihnen im Kriege lagen. Ja, im 12. Jahrhundert beschimpften sie sie sogar als „Sarazeni", wahrscheinlich das schlimmste, was sich ausdenken ließ — obwohl die Araber den Christen an Kultur und Zivilisation weit überlegen waren. Wer denkt da nicht an die Propaganda-Schimpfworte des ersten Weltkrieges, als die Deutschen „Hunnen" und „Boches" (Schweine) genannt wurden. Niemand aber wird das als rassische Kennzeichnung nehmen oder die Deutschen im Ernst der Gattung der Schweine zurechnen. Mit den Schimpfworten im 11. Jahrhundert war es nicht anders. So wird es erklärlich, daß die Bezeichnung „Sclavi" in den Quellen wie z.B. bei Helmold erscheint, obwohl zu seiner Zeit

die Verchriſtung Mecklenburgs abgeſchloſſen war. Im übrigen gibt es noch heute weite Kreiſe in Weſtdeutſchland, die aus der gleichen Einſtellung heraus ein abwertendes Allgemeinurteil über die Menſchen in Oſtelbien haben.[43])

Was jene Grauſamkeiten des Jahres 1066 betrifft, ſo erinnern wir uns an das Wort Haucks, daß darin die Sachſen die Meiſter der Slaven geweſen ſeien. Das ſcheint er hier vergeſſen zu haben, wenn er von den beiſpielloſen Untaten der Heiden ſpricht. Auch andere Ereigniſſe der chriſtlichen Miſſionsgeſchichte gegenüber den Germanen und anderen Völkern hat er nicht bedacht.

Auf jeden Fall wird aus den Schilderungen das eine deutlich: Das Geſchehen des Jahres 1066 iſt in erſter Linie ein Glaubenskrieg, und zwar nur ein Abſchnitt aus jahrhundertelangen Kämpfen. Diesmal iſt das Entſetzen nur deshalb ſo groß, weil die Heiden Sieger waren.

Im gleichen Jahr 1066 fand noch ein Krieg ſtatt, der aus anderen Gründen erwähnenswert iſt: Die Normannen landeten in England und beſiegten die Sachſen. Dieſe waren zwar auch Chriſten, der Papſt aber hatte dennoch den Normannen ſeinen Segen gegeben — und dazu eine Fahne.

„In England fochten zwei Chriſtenheere gegeneinander, der Apoſtel war unbeteiligt, und doch wehte ſeine Fahne den Eroberern voran . . . Der heilige Petrus als Schutzpatron des Krieges, Partei ergreifend in den Händeln der Welt, fürwahr ein neues Bild, das an eigentümlichem Reiz noch gewinnt, wenn man hört, daß die normanniſchen Ritter, die bei Haſtings unter ſeinem Namen fochten, mit dem Schlachtruf ihrer heidniſchen Vorfahren „Thor hilf" gegen den Feind anſtürmten. Da hatte Sankt Petrus den Platz und die Aufgaben des nordiſchen Donnergottes eingenommen." (Haller, 2., S. 352)

Wir finden dagegen das Bild recht treffend: Petrus, nach römiſch-chriſtlicher Vorſtellung der Gründer der Kirche und des Papſttums, war ſehr wohl Schutzpatron ſo mancher Kriege — und an anderen nicht unbeteiligt. Hier in England ſollten die Normannen die päpſtliche Oberherrſchaft anerkennen, weil ſie ihre Fahne vom Papſt erhalten hätten. Das war ebenſo politiſch gedacht wie an anderen Stellen: in Aragon, Spanien, Frankreich ſuchte Papſt Alexander ſeinen politiſchen Einfluß zu ſtärken. Auch gegenüber dem Reich ging die Arbeit auf vielen Kanälen weiter.

Hier hatten die Sachſen ſeit 1067 Gegenſtöße und Verwüſtungsfeldzüge gegen Obotriten und Liutizen geführt, bei denen das Haupt-Heiligtum der Liutizen in Rhetra — die örtliche Lage iſt bis heute ungeklärt, es ſoll am oder im Tollenſe-See gelegen haben — zerſtört wurde. Die Kraft der Liutizen reichte nicht mehr zu entſcheidendem Widerſtand, und der Schwerpunkt des Heidentums verlagerte ſich nach Rügen (Arcona). Aber auch die Sachſen er-

[43]) Näheres bei A. M. Gross: „Wer iſt dein Bruder Abel", Hans Pfeiffer-Verlag, Hannover, 1967

rangen keine bleibenden Erfolge, weil ihre Kraft durch inneren Streit gefesselt war.

König Heinrich mußte versuchen, sich durch Gewinn umfangreichen Kronguts wirtschaftlich zu sichern und auch eine gewisse Macht auszubauen. Das tat er in Sachsen und erregte damit Mißtrauen bei den sächsischen Großen, auch den Bischöfen, zumal Heinrich sich auf schwäbische Ministeriale stützte, die mit den freien Bauern nicht umgehen konnten. Bald kam es zur offenen Empörung, bei der hauptsächlich Otto von Northeim, Herzog von Bayern, und Magnus, Herzog von Sachsen, gegen den König standen. Jahrelange wechselnde Kämpfe folgten. 1071 konnte Heinrich seine Gegner besiegen. Doch 1073 nahmen sie einen Aufruf zum Krieg gegen Polen als Anlaß zu erneutem Aufstand, indem sie vorgaben, daß das Aufgebot sich im Grunde gegen die Sachsen richtete. Heinrich mußte flüchten. Da auch die süddeutschen Fürsten und Bischöfe in ihrer Haltung wankend wurden, stützte Heinrich sich auf die Städte, deren Bürgerschaft mit der Herrschaft der Bischöfe unzufrieden war. 1073/74/75 dauerten die Kämpfe in Sachsen an. Am Ende erzielte Heinrich mit Hilfe der Böhmen einen Sieg. Seine Stellung schien gesichert.

Da griff Rom ein. Dort war 1073 der Mönch Hildebrand, „wie es scheint, mit dem reichen Baruch Benedikt verschwägert" (H a l l e r), ein 50jähriger Mann, unansehnlich, unschön, durch ein geschicktes Manöver Papst geworden, wobei er sich nicht einmal um das neue Papstdekret gekümmert hatte. Hildebrand, als Papst Gregor VII., der schon lange als maßgebender Berater früherer Päpste tätig gewesen war, setzte nun seine Machtbestrebungen mit noch größerer Tatkraft fort. Zunächst wollte er die Geistlichkeit fest in die Hand bekommen. Dazu sollte das Zölibat (Ehelosigkeit der Priester) und das Verbot der Simonie (Abgaben an den Staat bzw. Herrscher für kirchliche Ämter) dienen.

Über diese Mittel urteilt v. H o f m a n n — und wir stimmen ihm zu:

„Gregor bediente sich besonders zweier Werkzeuge, die ihrem ganzen Wesen nach Usurpation (gewaltsames Vorgehen, Anmaßung) sind. Nämlich der Negierung (Verneinung) alles weltlichen und der Negierung alles menschlichen Rechts der Kirche gegenüber. Neben die Theorie von der Simonie trat die direkt aus dem Kloster stammende Theorie vom Zölibat. Die eine Vergewaltigung des Staates, die andere die Vergewaltigung des Menschen an sich. Die Ertötung des Fleisches als kirchliches Herrschaftsprinzip, am furchtbarsten vielleicht in den späteren geistlichen Ritterorden zum Ausdruck kommend, ist für das Mittelalter solch eine furchtbare Geißel und Schande geworden wie für das Altertum die Sklaverei. Aber gerade durch die Betonung der drei mönchischen Tugenden Armut, Gehorsam und Keuschheit hat sich die Reformkirche das gewaltigste Werkzeug geschaffen zur Herrschaft über die Welt, die nun zu einem großen Kloster umgebildet wurde, deren Abt in Rom saß und der Papst war. Denn die Forderung der A r m u t sam-

melte die Reichtümer der Welt bei der Kirche; durch den Gehorsam wurde die Kirche zu der einzigen wirklich kräftigen Organisation ihrer Zeit und durch das Gebot der Keuschheit gewann sie ein auf den Wink verwendbares, vom bürgerlichen Leben losgelöstes, entnationalisiertes Priestertum . . .

Die Verkündigung der Zölibatgesetze, die Verhetzung der Massen gegen den verheirateten Klerus wurde eine der furchtbarsten Gewalttaten gegen das elementarste menschliche Recht . . . Es war keine Empörung, sondern die Verzweiflung, welche die Menschen überall packte, als so etwas gegen sie verfügt wurde. In Mainz wäre der Erzbischof beinahe von seinem Klerus ermordet worden. Als der Bischof von Passau am Stephanstag, dem Tag der Kirche, das Dekret des Papstes vorlas, wäre er von seinen Domherren und Pfarrern zerrissen worden, wenn ihn nicht der Adel geschützt hätte. Aber die Durchsetzung dieser grausamen Maßregel wurde eine der wichtigsten Hilfen der Kirche im Kampf gegen den weltlichen Staat." (2., S. 249)

Diese Weiterungen konnten damals noch nicht gesehen werden. — Die Ehelosigkeit der Priester schien ein innerkirchlicher Vorgang, und um die Simonie hatten Kaiser und Papst schon öfter gestritten. Gregor ging aber noch weiter: er forderte die Aufgabe der Laieninvestitur, das heißt, kein Bistum durfte aus der Hand eines Laien empfangen werden, kein Laie, auch nicht der König, sollte ein Bistum vergeben dürfen. Hierauf konnte Heinrich unmöglich eingehen, bedeutete es doch den Verzicht auf die Verfügungsgewalt über die kirchlichen Besitztümer, die über Zweidrittel von Grund und Boden des Reiches ausmachten. Die Verbote von Simonie und Laieninvestitur trafen aber auch auf den Widerstand der hohen Geistlichkeit, denn, wurden sie durchgesetzt, war ihre eigene Stellung in Gefahr. Außerdem mußten sie damit in völlige Abhängigkeit vom Papst geraten.

Die gesamte Priesterschaft, ob hoch oder niedrig, fest in seine Hand zu bekommen, war für Gregor jedoch nur ein Mittel zum Zweck.

„Den eigentlichen Sinn dieser Maßnahmen hat Gregor im Dictatus papae (Befehl des Papstes) festgehalten. Auf älteren Formulierungen päpstlicher Ansprüche aufgebaut, begründeten die 27 kurzen Sätze die Weltherrschaft des Papsttums. Allein der römische Bischof durfte universal heißen. Er allein durfte kaiserliche Insignien tragen, ihm stand es zu, Kaiser abzusetzen. Allein des Papstes Füße mußten alle Fürsten küssen. Ohne seine Zustimmung gab es keine allgemeine Synode. Der Papst durfte von niemandem geurteilt werden. Die römische Kirche hatte nie geirrt und würde nie irren. Wer nicht mit ihr übereinstimmte, war nicht katholisch." (Handbuch I, 4., S. 11) Selbst der niedrigste Priester stünde über dem Kaiser. Das Mittel des Krieges beanspruchte der Papst für sich allein. Kriege wären nur dann gerecht, wenn sie von der Kirche gutgeheißen würden.

Das hatte nichts mehr mit kirchlicher Reform zu tun, sondern galt der Macht des Papstes und der Kirche. Damit richtete es sich gegen jede weltliche Macht, insbesondere gegen Heinrich. Dieser hatte sich während der vergangenen inneren Kämpfe dem Papst gegenüber bescheiden, ja willfährig gezeigt, gezwungen durch die unsichere Lage. Gehandelt hatte er aber ohne Rücksicht auf die päpstlichen Verlautbarungen — es waren schließlich einseitige Forderungen —, indem er die Kirchenstellen nach seinem Ermessen von sich aus besetzte. Die Schärfe, mit der Gregor gegen die gesamte Priesterschaft vorging, beschimpfte er doch diejenigen, die ihre Ämter aus Laienhänden empfangen hatten — und das waren ja fast alle — als „simonistische Ketzer" und die verheirateten Geistlichen als „simonistische Hurer", konnte sehr wohl auch zur Schwächung des Papsttums führen, w e n n die Priester, und neben ihnen alle Menschen, Menschenwürde und Stolz wahrten. Und wirklich, die meisten Geistlichen wandten sich gegen den Papst, allerdings mehr aus Sorge um ihre Stellung.

So glaubte König Heinrich jetzt, den Kampf aufnehmen zu können. Wie bisher kümmerte er sich nicht um Gregors Wünsche und schickte sogar einen Bischof eigener Wahl nach Mailand, wo der Papst schon einen Erzbischof eingesetzt hatte. Gregor antwortete am 8. 12. 1075 mit einem scharfen Schreiben, in dem er den „dem Apostelfürsten schuldigen Gehorsam" und „Rückkehr zu den Lehren der Heiligen Väter" forderte — womit die jetzigen „Reform"-Verfügungen gemeint waren. Im Hintergrund stand die Drohung mit dem Bann. Daraufhin berief der König Anfang 1076 eine Versammlung der Kirchenfürsten und veranlaßte sie, die Absetzung Gregors wegen unrechtmäßiger Wahl zu verkünden. Diese Erklärung blieb jedoch ohne Folgen, weil Heinrich es unterließ, sofort mit Heeresmacht nach Rom zu ziehen und den Vollzug zu erzwingen. Beschlüsse ohne Maßnahmen für ihre Vollstreckung waren auch damals nutzlos.

Der Gegenzug Gregors folgte umgehend. Er untersagte seinerseits dem König die Ausübung der Regierungsgewalt, setzte ihn damit praktisch ab, und sprach den Bann über ihn aus — ein erstmaliges, bisher unvorstellbares Vorgehen gegen einen Herrscher — und, was schlimmer war, wenn auch nur eine Folge dieses Schrittes: er löste „alle Christen vom Bande des Treuschwurs". Jetzt mußte sich zeigen, wo die Fürsten und vor allem die Kirchenfürsten standen, denn auch der Papst hatte kein Heer zur Verfügung, um seine Weisungen durchzusetzen, sie konnten also nur dann Folgen haben, wenn die Fürsten sie als verbindlich ansahen. Aber der Papst verfügte über andere Waffen, die er in großem Umfang einsetzte. Da waren die Scharen von Pilgern und Mönchen, die schlagartig im deutschen Raum auftraten und in frommem Schauder die päpstliche Verurteilung des Königs überall verbreiteten. Und da war wieder der Glaube an jenen Oberhirten in Rom, der nun einmal, ganz gleich woher er kam und was er tat, das Haupt der Christenheit und damit auch der Kirchenherren darstellte. Die weltlichen

Fürſten, ſoweit ſie gegen den König ſtanden, fanden hier eine großartige Begründung. Die geiſtlichen Fürſten, mit denen Heinrich den Schritt gegen Gregor getan hatte und die alleſamt ebenfalls gebannt worden waren, denen aber Löſung zugeſichert war, wenn ſie bis zum 1. Auguſt 1076 büßend vor dem Papſt erſchienen, wurden nun vorſichtig und hielten ſich zurück.

Ein Heereszug war jetzt nicht mehr möglich. Heinrich ſtand mit einem Mal allein. Er mußte ſich dem Spruch der Fürſten beugen (Trebur, 17. 10. 76), mit dem ſie verlangten, er ſolle ſich bis zum Februar 1077 vom Bann reinigen, ſonſt würden ſie zur Neuwahl ſchreiten. Ja, ſie riefen den Papſt als Schiedsrichter nach Deutſchland.

Der König faßte in dieſer überaus gefährlichen Lage den einzig möglichen Entſchluß, das Bündnis zwiſchen Papſt und deutſchen Fürſten, das im Grunde widernatürlich und verräteriſch war, zu ſprengen. Er mußte den Papſt vor ſeinem Eintreffen in Deutſchland abfangen und den Bann loswerden. Mit wenigen Getreuen ritt er im Winter auf Umwegen nach Italien, wobei er bedacht ſein mußte, nicht von deutſchen Fürſten aufgegriffen zu werden! Im Januar 1077 zeigte er ſich dreimal als Büßer vor Canoſſa.

Der „Gang nach Canoſſa" wird bis heute von der Kirche als Triumph und von der Geſchichte vielfach als Schmach des Königs angeſehen. Man hat ſich dabei allzuſehr auf die damaligen kirchlichen Berichterſtatter geſtützt, deren Kunſt der Verdrehung und Verfälſchung eigentlich bekannt ſein müßte. Einer von ihnen iſt Lampert von Hersfeld. Er bezeichnet Heinrich IV. als „hoſtis barbarus atque implacabilis" (barbariſcher und unverſöhnlicher Feind), als Unterdrücker des „nomen chriſtianum" (des chriſtlichen Namens), gegen den die Sachſen einen gerechten Krieg führen, indem ſie „pro eccleſia Dei" (für die Kirche Gottes), „pro fide chriſtiana et pro libertate ſua" (für chriſtliche Treue und ihre Freiheit) kämpften. (Dieſe Lobpreiſungen ausgerechnet den ſächſiſchen Herren, die aus ganz anderen Gründen gegen den König kämpften.) Ein anderer Schreiber dieſer Art, Mangold von Lauterbach, nennt „die Heinricianer verabſcheuungswürdiger als offene Heiden" (Bünding, S. 22) Man merkt die Abſicht, den Gegner mit Schlagworten zu verunglimpfen, wobei man ſich nicht ſcheute, Heinrich einem Heiden gleichzuſetzen.

Wir können uns aber vorſtellen, wie dieſe Schlagworte auf gläubige Gemüter wirkten, beſonders wenn ſie von fanatiſchen Wanderpredigern mit den üblichen Übertreibungen verbreitet wurden. Es war ihnen ein leichtes, jedes Unglück als ſtrafenden Eingriff ihres Gottes darzuſtellen und die Menſchen in Unruhe zu verſetzen, bis die gewünſchte Stimmung erzeugt war.

Von römiſcher Seite ſind, das ſei bei dieſer Gelegenheit erwähnt, ſowohl die Formen wie auch Redewendungen bei Auseinanderſetzungen gleich geblieben. Faſt genau 800 Jahre ſpäter iſt das gegenüber dem deutſchen

Reich und besonders gegen Bismarck zu bemerken. Dafür einige Beispiele aus der Zeit des sogenannten Kulturkampfes: Am 7. August 1873 heißt es in einem Schreiben von Papst Pius IX. an Kaiser Wilhelm u. a.:

„Sämtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von Eurer Majestät Regierung ergriffen sind, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholizismus ab" (eine der üblichen unwahren Behauptungen, denn daran dachte niemand) . . ." . . . Denn jeder, welcher die Taufe erhalten hat, gehört in irgendeiner Beziehung oder auf irgendeine Weise, welche hier näher darzulegen nicht am Orte ist, gehört, sage Ich, dem Papste an" — (eine der üblichen Anmaßungen).

Der gleiche Papst in einer Ansprache vor Pilgern des kath. „Deutschen Lesevereins" am 24. Juni 1872:

„Was die Verfolgung, wie sie jetzt in eurem Vaterlande ausgebrochen ist, angeht . . . (wie üblich ist alles, was Rom nicht paßt, eine Verfolgung) „. . . es ist der erste Minister einer mächtigen Regierung, der nach seinen siegreichen Erfolgen im Felde sich an die Spitze der Verfolgung gestellt hat. Ich habe ihn wissen lassen, daß ein Triumph ohne Mäßigung von keiner Dauer ist; daß ein Triumph, der sich in einen Kampf gegen die Wahrheit und die Kirche einläßt, der größte Wahnsinn ist . . ." — (wie üblich die Behauptung, daß das allein Wahrheit ist, was die Kirche sagt) „. . . Jene feindliche Verfolgung der Kirche wird unfehlbar den Glanz des Erfolges in Frage stellen; wer weiß, ob nicht bald sich das Steinchen von der Höhe loslöst, welches den Fuß des Kolosses zertrümmert."

Da der Papst vorher seinen Gott angerufen hatte, war dies eine recht offene Drohung, zu der der zeitgenössische Schriftsteller Johannes Scherr mit Recht meint: „Also am Johannistage hat der Papst dem Deutschen Reich förmlich den Krieg angesagt" — und ebenfalls mit Recht die Verbindung zieht: „Er (der Papst) gebärdet sich, als wäre er Innozenz der Dritte, welcher Gregor den Siebenten im Bauch hätte." (s. Anm. 44)

Am 18. Januar 1874 — bewußt also am Reichsgründungstag — wird Pius IX. in einer Ansprache vor deutschen Pilgern noch deutlicher. Wieder wird Bismarck persönlich angegriffen: „Bismarck ist die Schlange im Paradies der Menschheit. Durch diese Schlange wird das deutsche Volk verführt . . ." (Das ist noch kräftiger als jenes „hostis barbarus et implacabilis", mit dem Heinrich IV. bezeichnet wurde, denn diese Schlange ist nach christlicher Auffassung der Teufel.)

Welche Wirkungen diese Verteufelung Bismarck bei katholischen Gläubigen haben mußte, ist leicht vorstellbar. Beispiele hierfür brachte der Abgeordnete von Sybel am 8. Mai 1874 vor dem Reichstag:

„Während der Wahlbewegung für Landtag und Reichstag ist es in Bonn vorgekommen, daß mit höchstem Nachdruck erzählt wurde: das ist alles noch gar nichts; was der Bismarck eigentlich will, das ist, er will selbst Papst werden. In einem Dorfe, Bonn gegenüber, in Beuel, wurde in einer Ver-

ſammlung ländlicher Wähler auseinandergeſetzt, daß Bismarck allerdings ein ſehr ſchlimmer Menſch wäre, aber doch noch weit ſchlimmer ſeien die Liberalen drüben in Bonn; denn der Bismarck, der wollte doch zuletzt nichts anderes als den Papſt gefangenhalten, die Liberalen aber hätten die Abſicht, daß der Papſt nach Deutſchland geſchleppt, daß ihm der Bauch aufgeſchlitzt und die Eingeweide herausgewunden würden. Durch die ganze Rheinprovinz iſt zur Zeit die Sage verbreitet, daß am 15. Mai 1874 alle katholiſchen Kirchen des Landes geſchloſſen und diejenigen Katholiken, die dann nicht proteſtantiſch werden wollen, eingeſperrt werden würden. Im Kreis Saarbrücken iſt das durch dieſe Vorſtellung gepeinigte Volk wieder einigermaßen getröſtet worden durch die weitere Verheißung, vierzehn Tage ſpäter, am 1. Juni, kämen die Franzoſen, um die hart bedrängte Kirche wieder aufzurichten."

An Stelle der Mönche und Wanderprediger, die zur Zeit Heinrichs IV. die Propaganda des Papſtes in deutſchen Landen verbreiteten, traten im 19. Jahrhundert die Pfarrer und unzählige katholiſche Vereine, deren Aufgabe, „den Proteſtantismus zu erdrücken", offen verkündet wurde. Und hinzu kam jetzt die Preſſe. Wohin dieſe Hetze führen konnte, zeigt das Attentat gegen Bismarck im Jahre 1874.

Bismarck war einer der wenigen Deutſchen, die das durch die Jahrhunderte gleich bleibende Weſen der römiſch-katholiſchen Kirche wie ihre fortbeſtehenden Ziele erkannt hatten. Gelegentlich zog er auch die Verbindung zu jenem „Gang nach Canoſſa", den wir jetzt behandeln. Bismarck ging dieſen Weg nicht. Aber mit dem deutſchen Volk, den — beiden — Kirchen, den Biſchöfen, den Parteien mußte er dieſelben Erfahrungen machen wie ſeinerzeit Heinrich IV. Der Diplomat Kurd von Schlözer, Geſandter beim Vatikan, führte es in einem Brief an ſeinen Bruder aus:

„Für Bismarck iſt es immer wieder die größte Enttäuſchung, daß er ſich nicht auf die Deutſchen verlaſſen kann. . . . Er hatte ſich in den deutſchen Biſchöfen getäuſcht, aber auch in der katholiſchen Kirche. Mit ſeinem ſtarken Vaterlandsgefühl ſteht er allein. Ein Feldherr, deſſen Soldaten ſich gegenſeitig totſchlagen. Der kirchenpolitiſche Streit führte zu einer Auflöſung der Ordnung und zur Unterwühlung der ſtaatlichen Macht. Hetze gegen den Staat im Staat." — —

Heinrichs Bußgang nach Canoſſa war, bedenken wir ſeine Jugend, die Meiſterleiſtung eines Staatsmannes. Bei dem Zulauf, den er in der Lombardei hatte, wäre der Verſuch, ein Heer zu ſammeln und ſeinen Todfeind, den Papſt, mit Gewalt zur Löſung des Bannes zu zwingen, verſtändlich geweſen. Gregor, der derartiges befürchtete, hatte ſich in die Burg Canoſſa

[44]) Sämtliche Zitate der S. (128/129) aus „Rom und Reich" von Walter Löhde, Pfeiffer-Verlag, Hannover, 1964. Daſelbſt weitere Belege für den Kampf der römiſchen Kirche gegen das Reich aus vielen Jahrhunderten.

seiner Anhängerin Mathilde von Tuscien (Toscana) geflüchtet. Doch der Ausgang einer solchen Unternehmung wäre immerhin zweifelhaft und vor allem zeitraubend gewesen. Das alles hätte den deutschen Fürsten Vorwand genug geliefert, die angedrohte Wahl eines Gegenkönigs doch durchzuführen. Einen Büßer zu empfangen und ihn vom Bann loszusprechen, konnte der Papst nicht verweigern. Nur so war in der kurzen Zeit, die Heinrich noch blieb, das Bündnis zwischen Papst und Fürsten zu lösen, den Fürsten den öffentlich verkündeten Grund für ihren Abfall zu nehmen und den Gläubigen als wieder in Gnaden in die Kirche aufgenommener König zu erscheinen.

Der Papst war sich der Folgen dieses Schrittes genau so bewußt. Seine Absicht, als Schiedsrichter zwischen König und Fürsten auf deutschem Boden aufzutreten und damit seine Oberherrschaft über das Reich aller Welt zu zeigen, war damit vereitelt. Darum zögerte er zunächst, dem Wunsch Heinrichs zu willfahren, am Ende aber mußte er sich dazu bereitfinden. Mit der Lösung vom Kirchenbann war die Bedingung der deutschen Fürsten erfüllt.

Nun aber zeigte sich eindeutig, daß alles nur ein Vorwand war, sowohl für den Papst wie auch für die Fürsten. Trotz dieser neuen Lage riefen sie Rudolf von Schwaben zum König aus, und der Papst, der soeben noch Heinrich als Herrscher anerkannt hatte, stellte sich nicht etwa hinter ihn, sondern tat nichts und wartete die Entwicklung im Norden ab. Die Folge war ein Bürgerkrieg in Deutschland, bei dem die Fronten stetig wechselten. Heinrich stand mit einigen Kirchenfürsten, einigen weltlichen Fürsten, dem niederen Adel, Städten und Bauern gegen den Großteil der Herzöge. Ebenso wechselhaft waren die Feldzüge. Heinrich gewann allmählich die Oberhand, sein Hauptgegner blieb Sachsen. Rudolf von Schwaben versuchte, den Papst auf seine Seite zu ziehen, indem er ihm „allen Gehorsam" versprach und sogar das Reich als Lehen von ihm annehmen wollte. Und im Grunde stand der Papst auch auf seiner Seite, er konnte das zunächst jedoch nicht öffentlich sagen. Erst als die Lage Rudolfs immer schlechter wurde, warf der Papst sein Gewicht auf dessen Seite: er sprach 1080 erneut den Bann über Heinrich aus und erkannte Rudolf als König nur in Deutschland an. Gleichzeitig verstärkte er die Forderung auf Verbot der Laieninvestitur. Diesmal machte der Bann jedoch keinen Eindruck, im Gegenteil, die Kirchenfürsten, für die dieses Verbot höchst gefährlich werden mußte, hielten zu Heinrich.

Er schlug nunmehr wirkungsvoll zurück: auf einer Synode, auf der deutsche und italienische Bischöfe vertreten waren, wurde Gregor abgesetzt und ein neuer Papst, Clemens III. (in der Reihe der Päpste nicht aufgeführt), gewählt. Von der Lombardei aus wurde der Kampf gegen Gregor aufgenommen, während Heinrich noch in Sachsen Krieg führen mußte. Durch den Tod des Gegenkönigs wurde Heinrich frei für einen Zug nach Italien, 1081 erschien er nach schnellem Marsch durch Italien vor Rom. Doch es sollte

noch bis 1084 dauern, bis er in die Stadt einziehen konnte. Da Gregor nicht nachgeben wollte, ließ Heinrich sich von Clemens III. zum Kaiser krönen. Dann zog er mit seinem Heer schnell ab, weil der gefährliche italienische Sommer nahte und weil die Normannen, Bundesgenossen Gregors, mit einem starken Verband anrückten. Als diese, sich als Sieger fühlend, in Rom plünderten, brandschatzten, mordeten und schändeten, war die Stellung Gregors dort unhaltbar geworden. Er begleitete die Normannen bei ihrem Abzug und starb 1085 in Salerno.

Vor seinem Tode erteilte er jedem, „der an mich glaubt", Absolution, nach katholischem Glauben Lossprechung von Sünden und Kirchenstrafen. Der „Glaube an mich", das ist das Wort eines Fanatikers — bezeichnenderweise gibt es im Deutschen kein treffendes Wort dafür —, eines Fanatikers, der keinen anderen Maßstab kennt als sich selbst, der gleichsam als Gott-Person Bann und Befreiung davon vom Glauben a n s i c h abhängig macht. Dieser Glaube beschränkte sich bei Gregor, wie wir wissen, nicht auf das Religiöse, sondern umschloß auch das politische Ziel: die Herrschaft des Papstes über die Welt. Da er damit erfolglos geblieben war, verurteilte er gleichzeitig seinen Gott, in dessen Namen er gebetet, gebannt und verflucht hatte, denn seine letzten Worte:

„Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Sünde gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung"

enthalten den Vorwurf, daß dieser Gott ihn im Stich gelassen habe. Gott also hatte versagt, nicht er, der Mensch. Ein solcher Größenwahn, stets furchtbar in seinen Folgen, gehört zum Bild des Fanatikers, wie wir ihn oft genug in der Geschichte finden. Bei der Masse finden solche Menschen immer Gefolgschaft, doch wirken sie am Ende mehr zerstörend als aufbauend. Noch weitere Kennzeichen des Fanatismus finden sich bei Gregor: seine Maßlosigkeit verbindet sich mit Härte und Grausamkeit.

„Die Geschichten von Hinrichtungen, Verstümmlungen und Foltern, die er ohne Not befohlen habe, brauchen nicht alle wahr zu sein, es bleibt genug, was sich nicht anzweifeln läßt." (H a l l e r , 2., S. 367)

Wie man dabei von einem „unzweifelhaft reinen Leben" (G e b h a r d t) sprechen kann, ist unerfindlich.

Gregor VII. war unterlegen, doch seine Ansprüche lebten fort in seinen Gläubigen, den „Gregorianern". Über diese Ansprüche begann jetzt der Streit der Geister, der Federn. Eine Menge von Streitschriften erschien, in denen für oder gegen die Rechte des Papstes oder des Kaisers Stellung genommen wurde. Je nach der Einstellung der geistlichen Schriftsteller waren die Urteile verschieden, obwohl beide Seiten gleiche Vorgänge, nämlich kirchliche, benutzten. Ausschlaggebend war eben, inwieweit die einzelnen Menschen vom Glauben und von den Lehren der Kirche in ihrem Gewissen geformt waren. Dieses „manipulierte" Gewissen, also das unter fremden Einfluß stehende und entsprechend wertende Gewissen wirkte sich wie stets

auch auf die Vernunft aus. Erneut machte sich die Bewußtseinsspaltung bemerkbar — zum Schaden des Reiches.

So war der Kampf mit geistigen Waffen fruchtlos und konnte zu keiner Entscheidung führen. Das Schwert mußte weiter wirken. Der Bürgerkrieg in Deutschland nahm seinen Fortgang. Im Kampf mit Gegenkönigen und anderen feindlichen Gewalten gelang es dem Kaiser bis 1090, seine eigene Stellung zu stärken und eine gewisse Ruhe im Lande wiederherzustellen. Zwangsläufig wuchs dabei die Bedeutung des militärischen Berufsadels.

Diese Entwicklung wurde wiederum durch das Papsttum gestört. Nachfolger von Gregor war 1088 Otto von Ostia als Urban II. geworden, ebenfalls ein Vertreter der Hochkirche, der jedoch, anders als Gregor, „mit überlegener Politik und abgefeimter Hinterhältigkeit" (Handbuch) vorging. Er begann seine Wühlarbeit gegen den Kaiser in Norditalien, und der sah sich gezwungen, dort selbst einzugreifen. Während dieser Kämpfe versetzte ihm der Papst einen schweren Schlag: der älteste Sohn Heinrichs, Konrad, fiel von ihm ab, wurde von Urban zum König in Italien gekrönt und leistete ihm den Treueid. Da sich auch die süddeutschen Herzogtümer gegen den Kaiser stellten, waren die Alpenübergänge für ihn gesperrt, und er konnte nicht nach Deutschland zurück. Volle sechs Jahre mußte er sich, von Freunden und Hilfsmitteln abgeschnitten, fast wie ein Gefangener in Verona aufhalten. Selbst seine zweite Frau Praxidis (Adelheid), eine aus Kiew stammende Fürstentochter, verriet und verleumdete ihn. In diesen Jahren ging im Norden alles drunter und drüber. Da die Kirchenstellen überall doppelt besetzt waren — kaiserlich und päpstlich —, tobte hier ein unaufhörlicher Kampf aller gegen alle. Die innere Zerrissenheit hatte eine erhebliche Schwächung zur Folge — wieder und immer wieder Folge des Fremdglaubens.

Das Papsttum hingegen gelangte zu einem Höhepunkt seiner Macht. Er zeigte sich darin, daß es Urban gelang, die Kräfte Europas für einen Kreuzzug zu gewinnen. Die Befreiung des „heiligen Landes" aus der Hand der Heiden wurde als Ziel hingestellt. Im Zuge dieser hochgeputschten Massenbewegung richtete sich der Haß auch gegen die Juden. Blutige Verfolgungen setzten ein. Heinrich versuchte, hiergegen einzuschreiten. Es gelang tatsächlich, den Adel vieler europäischer Länder, vor allem Frankreichs — aus dem deutschen Raum beteiligten sich nur Lothringer — dafür zu begeistern, Heimat und Familie im Stich zu lassen, um jenem fernen Ziel nachzujagen, die „heilige Stadt der Christenheit", Jerusalem, zu befreien. Bei vielen werden allerdings auch andere Gründe mitgespielt haben, wurde ihnen doch Vergebung aller Sünden und im Fall des Todes sofortige Einkehr ins Paradies versprochen. Darüber hinaus gab es auch sehr handfeste Vorteile für so manche: ihr Besitz blieb unantastbar, und niemand durfte sie wegen Schulden oder anderer Verpflichtungen anfassen. Und schließlich waren im

Morgenland Beute und Landbesitz zu erwerben. Das wird so manchen zur Teilnahme veranlaßt haben.

„Der erste Kreuzzug war das Musterbeispiel der folgenden Kreuzzüge, die vor allem der Stauferzeit ihr Gepräge gaben, deshalb ist er für uns besonders wichtig. Entschieden wurde sein Erfolg dadurch, daß die Regeln des Heiligen Krieges" (über diesen gab es wichtige Anleitungen und Vorgänge in der Bibel) „dem Sieger alle Eroberungen als Beute verhießen. Die weitere Vorschrift, daß sämtliche Gegner einschließlich der Frauen und Kinder getötet, bestenfalls versklavt werden sollten, erleichterte das Beutemachen beträchtlich. An beide Gebote hat man sich, mehr oder minder, bei jedem Unternehmen gleicher Art gehalten. Da man ja Satansmenschen tötete, so wurde die Blutarbeit zum Gottesdienst" (für den Gott der Bibel.) „Die Anzahl der Menschenopfer, die man" (diesem) „Gott seit dem 4. Jahrhundert bis zur Gegenwart auf solche Weise dargebracht hat, darf wohl auf mindestens 50 Millionen geschätzt werden, wenn man die Toten aller zur Vernichtung der jeweiligen Satansmenschheit geführten Christenkriege zusammenzählt: Kriege gegen ‚Heiden', Ketzerverfolgungen, Ausrottungszüge in Übersee-Gebieten, staatsrechtliche Konfessionskriege besonders nach der großen Reformation, Inquisitionsprozesse, Hexenverfolgung und dergleichen mehr."[44a] 50 Millionen, unter ihnen Nichtkämpfer, Frauen und Kinder, Opfer von Machtgier und Wahn, und ewige Ankläger des Christentums!

Auf jeden Fall war die Tatsache, daß der Papst einen solchen Zug zustande bringen konnte, ein Triumph für ihn. Über Kaiser und Könige hinweg griff er rein politisch und militärisch in ihre Befugnisse ein; der Papst war oberster Kriegsherr der Christenheit; es waren seine Heere, die in die Ferne nach Osten zogen.

300 000 Mann sollen es gewesen sein, die sich 1096 in Bewegung setzten. Drei Jahre später standen 12 000 vor Jerusalem! Die Masse war umgekommen oder umgekehrt. Das schlecht gerüstetete Jerusalem wurde eingenommen, völlig ausgeplündert und ausgemordet.

Eberhard Orthbandt bringt auf S. 56 ff. seines Buches „Die Zeit der Staufer" eine Schilderung der Eroberung Jerusalems durch Wilhelm von Tyrus, 1174 Kanzler des Königreichs Jerusalem, 1175—86 Erzbischof von Tyrus, enthalten in seiner Quellenschrift: „Geschichte des Heiligen Krieges", in der er sich auf Augenzeugenberichte und Überlieferungen stützt. Diese Schilderung gibt die Blutarbeit der christlichen Krieger ausführlich wieder. Orthbandt ergänzt sie wie folgt:

„Vor der Eroberung war den Kreuzfahrern nochmals bestätigt worden, daß jeder als Privateigentum behalten solle, was er in Besitz nähme. Binnen dreier Tage wurden mindestens 40 000, wahrscheinlich 70 000 Sarazenen

---

[44a] Eberhard Orthbandt: Die Zeit der Staufer, Dr. Riederer-Verlag, Stuttgart, S. 55.

ſyſtematiſch getötet, viele vorher gemartert, darunter Greiſe, Frauen, Kinder, manche an langſamen Feuern gebraten. Die Kleinkinder ſchlug man mit den Köpfen gegen die Wände oder Türpfoſten, bis das Gehirn herausſpritzte. Erwachſenen ſchnitt man den Bauch auf und durchwühlte die Eingeweide, um zu ſehen, ob ſie Geld oder Koſtbarkeiten verſchluckt hätten. Beaufſichtigt von Fürſten und Geiſtlichen, betraf die Menſchenvernichtung auch die Juden. Die große jüdiſche Gemeinde wurde lebendig in der Synagoge verbrannt. Desgleichen verbrannte man Leichname, um in ihrer Aſche nach verſchlucktem Goldſchmuck zu ſuchen." (S. 59)

In gleicher Weiſe gingen die Kreuzfahrer auch gegen die anderen Städte Kleinaſiens vor.

Wenn es zu dieſem Unternehmen heißt: „Das iſt vollendete Germaniſierung der Kirche, der römiſchen Kirche vor allem" (Haller, 2., S. 453), dann muß grundſätzlich Widerſpruch angemeldet werden. Es iſt im Gegenteil vollendete Verchriſtung der Germanen. Gewiß, ſie hatten einſtmals als Heiden „im Vertrauen auf Odin und Thor" ihre Kriege geführt, niemals aber, um anderen Menſchen dieſen Glauben aufzuzwingen. Gewiß waren ihre Kämpfe manchmal blutig geweſen, niemals aber hatten ſie Menſchen eines anderen Glaubens wegen umgebracht. Das lernten ſie erſt als Chriſten! Germaniſch dürfte eher ſein, daß ſo manche Teilnehmer der Kreuzzüge hier eine Befreiung von den engen Feſſeln der Kirche und damit des Chriſtentums ſuchten. So urteilt auch v. Hofmann:

„Die Wirkung der Kreuzzüge auf Europa iſt immer weit überſchätzt worden. Aus mehr als einem Grunde waren dieſe Unternehmungen ſchon ein Widerſpruch in ſich. Ohne die mittelalterliche Weltanſchauung, durch welche ſie ermöglicht wurden, ohne die Prieſterherrſchaft, deren Ausdruck ſie ſind, kann man ſie ſich gar nicht vorſtellen, und doch bilden ſie ſo recht eigentlich auch wieder eine Reaktion gegen all dies, eine Sprengung der Feſſeln, um ſich außerhalb der geiſtigen Knechtſchaft des Abendlandes einmal frei und gründlich ausleben zu können. Damit erſchöpft ſich aber noch nicht der innere Widerſpruch in den Kreuzzügen. Dieſe Unternehmungen, die eigentlich nur Kataſtrophen zeitigten, wie konnten ſie dem Willen Gottes entſprechen, wie auf ſein Geheiß ſtattfinden, wenn ſie immer mißglückten? Die Stellung des höchſten Willens zu den Kreuzzügen dem Volke und den Fürſten immer wieder einreden und verſtändlich machen zu müſſen — und zu können, das zeigt, zu welcher Verbildung des natürlichen Denkens das Mittelalter allmählich unter der chriſtlichen Prieſterherrſchaft gekommen war." (S. 515)

Doch Mißerfolge hin, Widerſprüche her, einen „Erfolg" der Kreuzzüge konnte das Papſttum auf jeden Fall verbuchen: ſämtliche europäiſchen Völker, und die germaniſchen vor allen, erlitten einen ungeheuren Aderlaß an beſtem Blut irgendwo in der Fremde, an Blut, das in ihren Trägern oder in deren nunmehr ungeborenen Nachkommen für ihr Volk wertvoller geweſen wäre. Das wird nur jemand leugnen, dem jenes Jeruſalem näher ſteht.

Wir wollen im übrigen nicht behaupten, daß dieſe Folge der Kreuzzüge von den Päpſten von vornherein eingerechnet war. Aber es ſollen ja kluge und weitſichtige Männer geweſen ſein!

Für Heinrich IV. hatte dieſer erſte Kreuzzug inſofern ſein Gutes, als eine Reihe ſeiner Gegner für den Kampf gegen ihn ausfiel und das Augenmerk mehr auf jenes „hohe Ziel" gerichtet wurde. Trotzdem iſt es ſtaunenswert, daß der Kaiſer bei ſeiner bedrängten Lage, bei den Rückſchlägen und perſönlichen Enttäuſchungen, nicht aufgab. 1097 konnte er endlich nach Deutſchland zurückkehren. Tatkräftig nahm er die Zügel der Regierung in die Hand. Bei dem Bemühen, Ruhe und Ordnung wiederherzuſtellen, kam ihm die allgemeine Stimmung entgegen. Man war des ewigen Streitens müde geworden. 1099 ließ er ſeinen Sohn Heinrich zum König krönen, nachdem dieſer geſchworen hatte, ſich gegen den Willen des Vaters nicht in der Regierung zu betätigen. Es folgten einige Jahre der Ruhe, in denen Stadt und Land aufblühten. Nur der Ausgleich mit dem Papſttum gelang dem Kaiſer nicht. Im Gegenteil, der neue Papſt, Paſchalis II., erneuerte 1102 den Bann. Er veränderte die Stellung des Kaiſers nicht, zumal einige Anhänger der Hochkirche nun auch aus Deutſchland zum Kreuzzug aufgebrochen waren.

Der innere Friede, 1093 zu einem Reichsfrieden von einem Jahr ausgeweitet, erzeugte wieder an anderer Stelle Unzufriedenheit, nämlich beim kleinen Adel, deſſen Beruf bisher das Kriegführen geweſen war. Rom ſchürte dieſe und andere Mißſtimmungen kräftig. Nach wie vor konnte es ein ſtarkes Deutſchland und erſt recht einen ſtarken Kaiſer Heinrich nicht gebrauchen. 1104 folgte der nächſte Schlag gegen ihn: ſein eigener Sohn und Nachfolger fiel von ihm ab, und zwar unter der billigen Vorgabe, daß ſein Vater im Kirchenbann wäre. Das war Treubruch und Verrat! Wann aber hätte es unter Deutſchen dafür nicht „gute Gründe" gegeben, beſonders wenn Rom dahinter ſtand! Und wann hätten Verrat und Auflehnung gegen eine ſtarke Perſönlichkeit unter Deutſchen keine Anhänger gefunden? (Auch hier werden wir an Bismarck und ſeine Gegner erinnert.)

So fanden ſich die Feinde des Kaiſers. Zu ſeinem Nachteil trat er dem ſich ausbreitenden Aufſtand — vielleicht auf die Vernunft hoffend — nur zögernd entgegen. Schließlich wollte er die Angelegenheit durch Verhandlungen bereinigen. Da nahm der Sohn den Vater unter Bruch des Wortes auf freies Geleit gefangen. Wieder mußte er ſich demütigen. Doch wieder entwich er und ſammelte neue Streitkräfte. Da ſtarb er im Jahre 1106. — Der Haß der Kirche verfolgte ihn über den Tod hinaus: erſt fünf Jahre ſpäter konnte ſein Leichnam beigeſetzt werden.

Heinrich IV. war eine Herrſcherperſönlichkeit, die Achtung abnötigt. Wie Otto III. rund 70 Jahre vor ihm war er als Kind auf den Thron gekommen, wie jener hatte er unter dem Einfluß von Kirchenherren geſtanden. Doch bei Heinrich hatte ſich das ganz anders ausgewirkt. Ihm fehlte jede innere Abhängigkeit von der Kirche, die ſich bei Otto ſo verhängnisvoll bemerkbar

gemacht hatte. Heinrichs Leben war Kampf gegen die Kirche und ihre Ansprüche, die sich allerdings jetzt ganz deutlich auf die Politik erstreckten. Zwar hatte auch er die römische Kaiserkrone erstrebt und errungen, doch stand er im Grunde als germanischer — oder wenn man will, als deutscher — König gegen die ungermanische Welt und gegen den ungermanischen Geist, verkörpert durch Rom, unterstützt wie üblich von Deutschen. Denn wie Deutsche als Päpste die Kirche zur inneren Stärke geführt hatten, so verhalfen sie ihr jetzt zur äußeren Macht, indem Geistliche und Laien sich ihr aus Überzeugung oder Eigennutz zur Verfügung stellten. Gerade die Fürsten des Reiches waren ihre besten Handlanger. Sie hatten den Bann gegen den Kaiser, eine bisher nicht vorstellbare und unerhörte Maßnahme, erst wirksam gemacht, weil sie ihn anerkannten und als politisches Kampfmittel benutzten. Sie waren immer wieder gegen den Kaiser aufgestanden, weil sie, kurzsichtig genug, in der Schwächung der Reichsgewalt den eigenen Vorteil sahen.

Auch als Mensch ist Heinrich IV. zu bewundern. Sein ganzes Leben lang stand er im Kampf. Was er dabei an Rückschlägen und Enttäuschungen bis in die engste Familie erleben mußte, übersteigt alle Vorstellungen. Doch sie alle hatten ihn nicht beugen oder brechen können. Er stand bis zum Ende aufrecht und gab nicht auf. Daß er sich dabei, als er die Wankelmütigkeit der Fürsten und Großen erkannt hatte, neue treuere Freunde suchte und diese bei den Städtern und Bauern fand, war in dieser Form auch neu. Die Entwicklung war noch nicht so weit, daß diese Hilfe für ihn entscheidend sein konnte. Doch er erkannte die Zeichen der Zeit.

Unter den gegebenen Umständen war es Heinrich nicht möglich gewesen, das Reich kraftvoll nach außen zu vertreten. Italien mußte er am Ende sich selbst überlassen. Ungarn und Polen gingen immer mehr den Weg der Selbständigkeit. Der Kaiser hatte sich im Kampf gegen die Fürsten westlich der Elbe stark auf Böhmen und Österreich stützen müssen; der Herzog der Böhmen wurde mit dem Königstitel belohnt, Österreich bekam Sonderrechte. Bei den Obotriten hatte sich die Lage erneut geändert: Kruto war 1093 ermordet worden, Heinrich, Sohn Gottschalks, wurde dort Herzog. Er leitete eine vorsichtige Verchristung ein. Von den Obotriten und Sachsen wurden die Liutizen laufend angegriffen. Das Netz um sie zog sich weiter zusammen.

Heinrich V.

Mit dem Tode Heinrichs IV. war die Nachfolge seines 26jährigen Sohnes Heinrich V. unbestritten, doch mußte er von vornherein erhebliche Rücksichten auf die Fürsten nehmen. Trotz seines Bündnisses mit dem Papst beharrte er wie sein Vater auf der Investitur, dem Recht, seine Bischöfe selbst einzusetzen. Zugeständnisse mußte er auch ihnen machen. Die Folge war, daß die Macht der Städte im deutschen Raum zunächst zurückging, während sie in Italien stieg.

1107 griff Heinrich in innere Unruhen in Böhmen ein, wodurch die Bindung an das Reich gefestigt wurde. Feldzüge nach Ungarn (1108) und Polen (1109) blieben jedoch erfolglos.

Im Jahre 1108 soll ein Aufruf gegen die Heiden in Ostelbien erschienen sein, von dem die Forschung zwar verneint, daß er von sächsischen Bischöfen stamme und damit eine amtliche Verlautbarung sei, doch in ihm eine zutreffende Schilderung sieht. Ein flandrischer Geistlicher, der an die Ostgrenze Sachsens verschlagen war, soll ihn für seine Landsleute, die Flamen, geschrieben haben. Krabbo berichtet darüber:

„Dieser (der Verfasser) schildert seinen Freunden in der Heimat die Slawen jenseits der Elbe als wahre Bestien in Menschengestalt, ihr Land aber als ein Paradies, mit der naheliegenden Schlußfolgerung, diese Bestien totzuschlagen und ihr schönes Land in Besitz zu nehmen. Begreiflich genug wird das Bild der Heiden, zu deren Bekämpfung aufgerufen wird, in den grellsten Farben gemalt; ich gebe die betreffenden Sätze im folgenden in wörtlicher Verdeutschung.

‚Es haben sich wider uns erhoben und sind übermächtig geworden die grausamsten Heiden, Männer ohne Mitleid und die sich ihrer Unmenschlichkeit noch rühmen. Die Kirchen Christi haben sie durch Götzendienst entweiht, die Altäre haben sie zerstört, und was der Menschengeist zu hören sich scheut, das begehen sie gegen uns, ohne zurückzuschaudern. Wild brechen sie in unseren Bezirk sehr oft ein, schonungslos rauben, morden, zerstören sie und suchen heim mit ausgesuchten Qualen. Einzelne enthaupten sie und opfern die Köpfe ihren Götzen. Anderen nehmen sie die Eingeweide heraus, binden ihre abgeschnittenen Hände und Füße an und sagen dann, unsern Christus verhöhnend: ‚Wo ist ihr Gott?' Einigen, die sie im Marterblock aufbewahrt haben, erlauben sie, zu noch größeren Qualen ein Leben zu fristen, das elender ist als jeder Tod, indem sie lebendig ansehen müssen, wie sie durch Abschneiden der einzelnen Glieder zu Tode gequält werden und wie sie schließlich, nachdem ihnen der Bauch aufgeschnitten ist, elendiglich ausgeweidet werden. Vielen ziehen sie bei lebendigem Leibe die Haut ab, und nachdem sie sich mit der abgezogenen Kopfhaut unkenntlich gemacht haben, fallen sie ins Land der Christen ein und treiben, indem sie Christen zu sein scheinen, straflos ihre Beute fort. Wenn sie ihre Feste feiern, so sagen ihre Zauberer bei den

Schmausereien: ‚Köpfe will unser Pripégala, solche Opfer muß man ihm bringen.' Wenn sie dann vor den Altären ihrer Entweihung die Christen enthauptet haben, so halten sie Becher voll Menschenblut und heulen mit schrecklichen Stimmen: ‚Laßt uns den Tag der Freude begehen! Besiegt ist Christus, gesiegt hat der glorreiche Pripégala.' (Krabbo, a. a. O., S. 250/251)

Das klingt in der Tat grausig. Und Krabbo meint, die Wahrheit dieser Schilderung damit belegen zu können, daß die anderen Berichte über die „Slawen" von Anfang an in ihren Aussagen über die Kriegführung „so auffallend übereinstimmen". Das ist jedoch nicht überzeugend, denn in allen Fällen war doch derselbe Zweck damit verbunden, ganz abgesehen von der Möglichkeit, daß der eine Schreiber die „Greuelmärchen" von dem anderen übernommen hat. Im übrigen muß Krabbo zugeben:

„Bewegt sich die Art der slawischen Kriegführung damals dauernd auf niederer Stufe — so stehen — wenigstens im 10. und 11. Jahrhundert — die Mittel, deren sich die Deutschen im Kampfe mit ihnen bedienen, kaum wesentlich höher". (S. 253)

Im Krieg mit „Barbaren" — das sind für Krabbo die „Slawen" — mußte eine „sittlich höherstehende und humanere Nation — das sind die christlichen Deutschen — eben zu gleichen Mitteln greifen. Damit wird vorausgesetzt, daß die „Slawen" mit dieser grausamen Kriegführung begonnen hätten. Aber auch das ist geschichtlich nicht zu belegen.

Zunächst einmal handelt es sich um einen Glaubenskrieg. Das geht auch aus der Schilderung jenes flandrischen Geistlichen klar hervor. Und es steht fest, daß die Christen überall auf der Welt, denken wir nur an die Kämpfe gegen die Indianer Nord- und Mittelamerikas — zu grausamsten Mitteln gegriffen haben. Auch dort waren die Heiden „Barbaren und Unmenschen". Weiter ist dazu zu sagen: Wenn wie in diesem Falle nur christliche Quellen zur Verfügung stehen, wird die Schuld für Untaten zwangsläufig nur einer Seite, nämlich der heidnischen, zur Last fallen. Von den „Slawen" gibt es eben keine Urkunden über christliche Grausamkeiten. Hier können nur Rückschlüsse möglich sein, indem man aus christlichen Lobesworten für erfolgreiche Feldzüge und ihre Einzelheiten entnimmt, wie sie sich verhalten haben. Wir haben im Rahmen des geschichtlichen Ablaufs darüber berichtet.

Es bleibt die Frage: Wer hat damit angefangen? Nun, ein einwandfrei christlicher Zeuge, Hauck, ist der Meinung, daß „auch in Freveltaten die Deutschen Meister der Slawen" seien. Er begründet das mit der Bluttat Geros an slawischen Fürsten, eine Tat, wie sie offenbar bisher von „slawischer" Seite nicht zu melden war. Und die erste Niedermetzelung von Gefangenen soll doch von König Heinrich I. nach der Einnahme Ganas 929 durchgeführt worden sein — auch ohne vorher ein Gegenstück zu haben.

Und wie ist es mit jener anderen Maßnahme Heinrichs:

„. . . er siedelte allerlei waffentüchtiges Raubgesindel aus Sachsen, das er eigentlich hätte bestrafen müssen, straffrei vor den Toren von Merseburg, also an der Slawengrenze, an; diese Verbrecherbande wurde vom König ausdrücklich verpflichtet, unter Schonung Sachsens mit den von Heinrich gelieferten Waffen nach Herzenslust im Slawenlande zu hausen. Was einem Deutschen gegenüber ein Verbrechen war, galt also gegen einen Slawen für ein gutes Werk." (K r a b b o , S. 254)

Von den Heiden wird derartiges nicht berichtet. Von den anderen Scheußlichkeiten, die Angehörige der „sittlich höherstehenden und humaneren Nation" gegen Heiden verübten, wollen wir nur noch an jene Konrads II. erinnern, der zur Strafe für die Verstümmelung eines Kruzifixes Gleiches mit zahlreichen Menschen machte. Das aber ist ein Unterschied — oder sollte es sein. Ganz so einfach, wie christliche Schriftsteller es darstellen, ist es also mit der Schuld an Grausamkeiten nicht.

Fest steht aber auf jeden Fall: Alle Untaten im Raum ostwärts der Elbe, mögen sie von Christen oder Heiden begangen sein, fallen religiösem Fanatismus zur Last. Ein solcher aber hatte ursprünglich bei Germanen keine Heimat. Ursache muß demnach etwas Ungermanisches gewesen sein, und zwar etwas, das sie seelisch verändert hatte. Das war das Christentum! Wer das leugnet, soll sich in der Geschichte umsehen: überall, wo Menschen dieses Geistes die überlegene Macht und damit die Möglichkeit dazu hatten, sind sie in gleicher Weise vorgegangen. Und oft genug hätten die Heiden ihnen zurufen können: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!" — sittlich höherstehende Menschen!

Der Aufruf des flandrischen Geistlichen, „die Bestien totzuschlagen und ihr schönes Land in Besitz zu nehmen", fand zunächst keinen allgemeinen Widerhall. König Heinrich griff nicht ein, weil ihm andere Aufgaben wichtiger waren. Lediglich die Sachsen unter ihrem neuen Herzog Lothar (von Supplinburg) führten weitere Kriegszüge durch. Lothar hatte Nordelbien wiedergewonnen und dort Graf Adolf I. von Schauenburg als Landesfürst eingesetzt. Bei den Obotriten war seine Oberhoheit wiederhergestellt. Lothar dehnte seine Oberhoheit bis zur Odermündung aus, indem er im Verein mit Heinrich, Herzog der Obotriten, Vorpommern gewann (Herzog Dumar, 1110). Das geschah anläßlich eines Feldzugs gegen Rügen, das ebenfalls Lothars Oberherrschaft anerkannte. Rügen war das letzte, noch kaum geschwächte heidnische Bollwerk westlich der Oder.

Inzwischen hatte Papst Paschalis II. das Verbot der Laieninvestitur erneuert. Da Heinrich V. sich nicht daran kehrte, brachen die alten Spannungen wieder auf. Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis. 1110 zog der König mit einem starken Heer nach Italien, um die Kaiserkrone zu gewinnen. Damit sah die Lage so aus: Heinrich stand mit einer bedrohlichen Macht vor Rom, doch er hatte Wünsche, die dieser Papst ihm nur gegen Zu-

geſtändniſſe gewähren würde. Der Papſt hatte zwar keine Macht hinter ſich, konnte aber für die Kaiſerkrone etwas fordern. Es mußte alſo verhandelt und gehandelt werden. In geheimen Geſprächen erklärte der Papſt ſich zur Vergabe der Kaiſerkrone bereit, wenn ihm die Inveſtitur, das Recht auf Beſetzung der Kirchenſtellen, überlaſſen würde, während die Regalien, die Königsrechte, Heinrich zuſtehen ſollten. Die Kirchenherren hätten danach ihr Land, ob Lehen oder Reichsland, zur Verfügung ſtellen müſſen, und der König konnte es neu nach ſeinem Belieben vergeben — oder behalten. Für die Kirchenherren hätte das den Verluſt ihrer politiſchen Macht bedeutet, womit ſie ſich kaum abfinden konnten. Auch die weltlichen Fürſten mußten dagegen ſein, weil der König dadurch auf einen Schlag einen ungeheuren Landbeſitz und damit Machtzuwachs erhalten hätte. Wenn Heinrich einem Abkommen auf dieſer Grundlage zuſtimmte, konnte er, wenn er den Papſt als Urheber herausſtellte, ſicher damit rechnen, daß ſämtliche Fürſten ſich gegen den Papſt wenden würden.

Der Plan gelang. Als alles zur Kaiſerkrönung verſammelt war und der Papſt nun die Abmachung verlas, erhob ſich ein gewaltiger Tumult. Die Fürſten verweigerten ihre Zuſtimmung; es war unmöglich, die Feier zu Ende zu führen. Der König erklärte den Vertrag für ungültig und ſetzte den Papſt gefangen. Dieſer mußte jetzt wohl oder übel nachgeben. Er wich in der Frage der Inveſtitur zurück und fand ſich auch zur Krönung bereit (1111).

Gegen zukünftige Schritte des Papſtes verſuchte ſich der Kaiſer dadurch zu ſichern, daß er ihn ſchwören ließ, nie einen Bann auszuſprechen. Das war natürlich zwecklos. Kaum hatte Heinrich Italien verlaſſen, erklärte der Papſt die ſoeben getroffene Abmachung für ungültig und ließ den Bann auf einer Synode von 16 Kardinälen — die hatten ja nicht geſchworen — verkünden (1112). Heinrich V. ſah ſich in der gleichen Lage wie ſein Vater. Schon fielen im deutſchen Raum einige Fürſten von ihm ab, unter ihnen beſonders Lothar von Sachſen (1115), der ſich im Nordoſten eine ſtarke Stellung geſchaffen hatte. Ein wechſelvoller Bürgerkrieg verheerte das Land, bei dem Rom hinter den Gegnern ſtand und den Bann gegen den Kaiſer mehrfach erneuerte. Auch das Verbot der Laieninveſtitur wurde wieder gefordert.

Der Kaiſer konnte bei längerem Aufenthalt in Italien (1115—1118) zwar Vorteile buchen, mußte aber Städten und Adel gewichtige Zugeſtändniſſe machen. In Deutſchland ging der innere Krieg weiter. Am Ende ſtellten ſich einige Fürſten zwiſchen die ſtreitenden Parteien. Sie forderten Schluß des Kampfes und boten ihre Vermittlung an — und zwar eine Vermittlung zwiſchen dem Papſt, jetzt Calixt II., und dem Kaiſer. Das zeigt, wo in Wirklichkeit der Gegner zu ſuchen war.

Wenn Heinrich endlich Ruhe im Lande haben wollte, mußte er eine Regelung der Streitpunkte mit dem Papſt erreichen. So kam es 1122 zum

Konkordat von Worms. Für die Einsetzung der Kirchenfürsten wurde eine neue Regelung festgesetzt, indem man eine Trennung zwischen ihrem geistlichen und weltlichen Amt vollzog. Der Kaiser mußte auf seine Investitur verzichten und die kanonische Wahl, das heißt die Wahl durch die Geistlichen, anerkennen. Er sollte dann das Zepter für die Reichslehen übergeben; danach erst wurde der Gewählte geweiht, also von der Kirche eingesetzt. Damit hatte der Kaiser immerhin Einfluß und eine gewisse Entscheidungsgewalt. Diese Regelung galt jedoch nur im deutschen Raum. In Italien und Burgund wurde ihm das versagt, da dort die kirchliche Weihe vorausging und die Belehnung erst nachträglich erfolgen sollte. Damit war ihm in diesen Ländern jede Einwirkung auf die Besetzung genommen, was zwangsläufig dazu führte, daß die Bischöfe völlig vom Papst abhängig wurden.

Mit dem Wormser Konkordat war das Papsttum zu einer unabhängigen politischen Macht geworden, der viele Mittel zur Verfügung standen, um innerhalb des Reiches ihren Willen zur Geltung zu bringen. Doch dieses Abkommen hatte noch andere Tücken: Von seiten des Reiches war es ein für alle Zeiten bindender Vertrag, von seiten des Papstes war es ein „Zugeständnis" für Heinrich V., also persönlich und zeitlich begrenzt. Letzteres wird zwar von einigen Geschichtsforschern bestritten, doch zeigen sie damit nur, daß sie über das Wesen von Konkordaten nicht unterrichtet sind.

Da auch heute noch immer wieder **Konkordate** einzelner Länder mit dem Vatikan abgeschlossen werden, wollen wir kurz die Frage untersuchen: Was ist ein Konkordat, und vor allem: Was ist ein Konkordat in kirchlicher Sicht?

Im Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften, Herdersche Verlagshandlung, 1848, heißt es auf Seite 741, Band 2:

„Konkordate im weitesten Sinne heißen im öffentlichen Recht Verträge, durch welche sich mehrere Regierungen über Gegenstände gemeinsamen Interesses vereinbaren.

Im engeren Sinne heißen aber Konkordate Vereinbarungen einer kirchlichen Gewalt mit einer anderen kirchlichen oder mit der Staatsgewalt über kirchliche Gegenstände.

Im eigentlichen Sinne aber sind Konkordate Vereinbarungen, welche der Papst als Oberhaupt der Kirche mit den weltlichen Regenten zur Ordnung der Angelegenheiten der katholischen Kirche in den Staaten derselben abschließt."

Das klingt noch sachlich und unverfänglich. Kardinal Tarquini wird schon deutlicher:

„Konkordate gehören für gewöhnlich zu den Privilegien (Vergünstigungen), so daß die Begriffsbestimmung des Konkordats richtig lautet:

Ein kirchliches Sondergesetz für einen Staat **durch die Gewalt des Papstes, auf Bitten des Fürsten erlassen, durch eine besonders eingegangene Verpflichtung des Fürsten, es immer zu beobachten, bestätigt** . . . Wenn der **Staat** der Kirche etwas zugestanden hat, kann er es nicht willkürlich oder durch Auslegung abschwächen oder gar zurücknehmen . . . Es steht der **Kirche** zu, über die richtige Auslegung der Konkordate zu urteilen und ihre (dem Staat gemachten) Zugeständnisse zurückzunehmen, wenn ihr Zweck, d. h. die Sorge für das ewige Heil, dies erfordert" — womit man alles begründen kann. Nichtkatholischen Staaten gegenüber hat die Kirche ihrer Meinung nach eine noch höhere Stellung. Wir hören: „. . . so ist der Charakter der Konkordate den Ketzern und Ungläubigen gegenüber noch viel mehr aufrechtzuerhalten als gegenüber Katholiken, denn jene sind aus viel gewichtigerer Ursache unfähig irgendwelchen Rechtes und irgendwelcher Verwaltung in bezug auf den Gegenstand (der Konkordate)." (Camillo Tarquini: „Juris Ecclesiastici publici Institutiones, Edit. 4 Romae, 1875, S. 73 ff., Hervorhebungen nicht im Original.)

Ganz klar wird der Unterstaatssekretär im Kardinalstaatssekretariat Ottavini aus Anlaß des Abschlusses des Hitler-Konkordats i. J. 1933:

„Konkordate sind Verträge zwischen dem Hl. Stuhl und den Staatsoberhäuptern, durch die die **Pflichten** und **Privilegien des Staates** sowie die **Rechte der Kirche** bezüglich bestimmter Angelegenheiten — der sogenannten res mixtae — zum Wohle der beiden Gemeinschaften abgegrenzt und feierlich bekräftigt werden. Objekte der Konkordate sind also einerseits die Privilegien, welche kirchlicherseits dem Staate zugestanden werden, andererseits die Verpflichtungen, die vom Staate anerkannt und übernommen werden." (Institutiones juris publici Ecclesiastici, Romae Vat. 1936, 2. Band, S. 270, Hervorhebungen nicht im Original.)

Von der Kirche wird ein Konkordat also so gesehen: Kraft ihrer dem Staat übergeordneten Stellung macht sie gewisse Zugeständnisse, die sie nach Belieben auch wieder zurücknehmen kann. Im übrigen hat der Staat Pflichten zu übernehmen, während die Kirche Rechte erhält. Wir meinen dazu, daß eine solche Vereinbarung, durch die der eine Teil gebunden wird, während der andere machen kann, was er will, eine höchst einseitige Angelegenheit ist, die die Bezeichnung Vertrag nicht verdient.

Es bleibt noch übrig, die Einstellung der Kirche zur Auslegung von Konkordaten klarzustellen, weil zwischen den Unterzeichnern über den Text und erst recht über seinen Sinn merkwürdigerweise — oder auch nicht — recht häufig verschiedene Ansichten herrschen. Im „Jus Dekretalium", also in einem amtlichen kirchlichen Werk, schreibt der Jesuit Wernz darüber:

„Was der Ausdruck „zweiseitiger Vertrag" in bezug auf Konkordate bedeutet, muß, weil es sich um eine kanonische Frage handelt, die aufs

engſte mit dem Dogma verknüpft, nicht ſo ſehr aus den Schriften moderner Juriſten als vielmehr aus der geſunden, von katholiſchen Theologen und Kanoniſten gebilligten Lehre chriſtlicher Philoſophie erklärt werden" . . .

Maßgebend dafür, was ein Konkordat ausſagt und bedeutet, iſt demnach nichts anderes als die „geſunde Lehre" von kirchlich ausgerichteten Philoſophen. Weiter:

„Die Verteidiger dieſer Anſicht **verwerfen die Gleichſtellung zwiſchen Staat und Kirche und erklären die indirekte Unterordnung des Staates unter die Kirche als eine gewiſſe und zweifelloſe Lehre.** Dieſe Anſicht von den Konkordaten ſtützt ſich hauptſächlich auf **die unabänderliche und durch göttliches Recht feſtgeſetzte Machtvollkommenheit des römiſchen Papſtes, deſſen Tätigkeit durch keinerlei Verträge gebunden und beſchränkt werden kann.** Daraus folgt, daß die Konkordate in bezug auf gewiſſe Artikel die Natur wirklich zweiſeitiger Verträge beſitzen, in bezug aber auf die meiſten Artikel päpſtliche Privilegien ſind." (Welche das ſind, bleibt natürlich dem Papſt überlaſſen.) „Dieſe Privilegien ſind nun zwar für gewöhnlich (!!) nicht leichtfertig umzuſtoßen, ausnahmsweiſe aber und gemäß der **päpſtlichen Machtvollkommenheit, der ihr Inhalt ſtändig unterſteht, können ſie vom Papſt durch Derogation (teilweiſe Entkräftung) oder Abrogation (vollſtändige Entkräftung) geändert werden.** Bei Meinungsverſchiedenheiten über den Sinn des Konkordates iſt zu wünſchen, daß der Streit freundſchaftlich zwiſchen Papſt und Staat geſchlichtet werde. Zunächſt iſt am Wortlaut feſtzuhalten. Häufig findet ſich am Schluß der Konkordate die Klauſel: ‚Entſteht eine Schwierigkeit, ſo ſollen Seine Heiligkeit und der Staat eine freundſchaftliche Einigung anbahnen durch gegenſeitige Beratung.' Obwohl dieſe Klauſel ein Privileg iſt" (alſo auch eine beſondere Vergünſtigung), „das der Papſt verleiht, und ein Zeichen **beſonderen Wohlwollens der Kirche, die ſich dadurch der Ausübung ihrer höchſten Gewalt enthält,** ſo iſt es doch von ſeiten des Papſtes nicht leichtfertig außer acht zu laſſen. Da es aber nicht ſelten geſchieht, daß der Verſuch einer freundſchaftlichen Verſtändigung zwiſchen Staat und Kirche vergeblich iſt, ſo **kommt der Kirche das Recht zu, eine authentiſche (gültige) Auslegung des Konkordates zu geben, und dieſem kirchlichen Urteil hat ſich der Staat zu fügen.** Denn wer die oberſte geſetzgebende Gewalt in beſtimmten Dingen beſitzt, beſitzt auch die höchſte Interpretationsgewalt (Auslegungsgewalt) über ſie. Nun aber behält die Kirche in bezug auf die Dinge, die gewöhnlich den Inhalt der Konkordate ausmachen, die oberſte geſetzgebende Gewait . . ."

Das iſt ſo unmißverſtändlich, daß jedes weitere Wort überflüſſig wird. Weiter:

„Die Privilegien und Zugeſtändniſſe, die von den Päpſten in den Konkordaten gewährt werden, können, **kraft päpſtlicher Machtvollkommenheit,** aus vernünftiger, gerechter und angemeſſener Urſache" (wann läge — nach

katholischer Ansicht — eine solche Ursache beim Papst nicht vor?) „derogiert oder abrogiert werden; **ja, auch ohne Grund**" (eben, wozu braucht eine solche Machtvollkommenheit einen Grund?) „**ist die Zurücknahme gültig,** wenn auch nicht erlaubt." (Ein Papst darf schließlich auch Unerlaubtes tun!) „**Es steht also nichts im Wege, daß der Papst solche Gewährungen auch ohne jeden Grund gültig zurücknimmt.**" (Franz Wernz: „Jus Dekretalium etc.", Prati 1913, I, S. 216 ff.) (Hervorhebungen nicht im Original.)

(Noch einmal: Franz Xaver Wernz war kein beliebiger, sondern ein jesuitischer Schriftsteller, außerdem Professor der Theologie und Ordensgeneral.)

Diese wenigen Stimmen genügen schon zur Beantwortung der oben gestellten Fragen. Dieses Wenige aber müßten alle Menschen, vor allem die Deutschen, wissen, denn seit Worms 1122 sind immer wieder Konkordate mit dem politischen Papsttum abgeschlossen worden. Stellen wir uns nur vor, was es bei solcher Einstellung bedeuten mußte, daß Vertreter dieser Macht als Wähler, später als Kurfürsten, maßgebend dafür waren, wer Kaiser im Reich wurde! Heute gibt es zwar keine Könige und Kaiser mehr. Konkordate werden aber immer noch abgeschlossen, und sie sichern nach wie vor den Einfluß des Papsttums auf alle Lebensgebiete, angefangen vom Kindergarten bis zur äußeren Politik. Das zeigt jeder Blick in die Zeit.

Tatsache ist aber ebenso, daß die wenigsten Deutschen, auch Nichtkatholiken, etwas vom Wesen der Konkordate wissen. Woher sollten sie auch? Kein bekanntes wissenschaftliches Geschichtswerk, kein geschichtliches Lehrbuch bringt etwas darüber. Das ist ein unglaubliches Versäumnis. Will man dieses — für manche Seiten fraglos gefährliche — Wissen verhindern? Diese Frage drängt sich zwangsläufig auf.

Die kirchliche Auffassung über Konkordate hat sich erst im Laufe der Zeit entwickelt; zum mindesten ist sie erst später schriftlich niedergelegt worden. Zur Zeit Heinrichs V. war es etwas ganz Neues, daß der Papst seine Rechte innerhalb des Reiches vertraglich sichern konnte. Heinrich V. konnte die Folgen nicht ahnen. Aber er hatte das Papsttum aus eigener Erfahrung kennengelernt und wohl auch durchschaut. Das zeigt seine Politik. Er war vom Glauben unbeeinflußt, nüchtern, nur von seinen Zielen bestimmt, dabei allerdings auch hart, verschlagen und — wie sein Verhalten zu seinem Vater zeigt — auch treulos, jedenfalls den Vertretern des Papsttums gewachsen. Wenn er im Konkordat wesentliche Rechte des Kaisertums aufgab, so war er durch den Druck der deutschen Fürsten dazu gezwungen worden. Diese konnten sich als Sieger fühlen — „eigentliche innerdeutsche Sieger des Investiturstreites" nennt sie das „Handbuch" —, und das heißt doch, daß ihnen eine Entmachtung des Kaisers und eine Stärkung der eigenen Stellung gelungen war. Daß innerdeutscher Streit stets eine Schwächung nach außen ist, diese in jedem Falle gültige Tatsache ließen sie außer acht, wie es vor und nach ihnen noch viele Deutsche getan haben.

Hier war das Papsttum Nutznießer des Streites. Zwar hatte es sich im Konkordat mit dem Erreichbaren begnügt und, verglichen mit den vorher vertretenen Forderungen, nur einen Teilsieg errungen, doch ein erster wichtiger Schritt auf dem Wege zur Herrschaft über die Welt war getan. Wenn es bei Haller dazu heißt, dieser Erfolg wäre der „Sieg einer Idee", nämlich der Idee, daß es dem Papst „zustehe, den Himmel zu öffnen und zu schließen" (2., S. 517), so kann das natürlich nur für die Menschen gelten, die wirklich an diese „Idee" glauben. Wir indessen müssen sie als einen Wahn bezeichnen, einen Wahn, der erneuter Beweis für den Bruch des natürlichen heidnisch-germanischen Wesens ist.

Entscheidend jedoch war die „Idee" nicht. „Die Entscheidung haben Schwert und Lanze gebracht, Geld und Gut, Treulosigkeit und Verrat haben mitgeholfen." (Haller, 2., S. 515) Solche Kampfmittel zeugen nicht für den sittlichen Hochstand eines Kulturträgers, als welcher die Kirche doch allgemein anerkannt werden will.

Um Schwert und Lanze wie all die anderen Kräfte in Bewegung zu bringen, setzte die Kirche noch eine weitere Waffe ein, nämlich die **Fälschung.** Auf diese müssen wir etwas gründlicher eingehen, weil sie, wenn auch nicht in der Wissenschaft, so doch bei der Allgemeinheit so gut wie unbekannt ist.

„Tatsache ist, daß die Fälschung als Mittel zum Zweck nie und nirgends so geblüht hat wie bei den Völkern des Abendlandes seit dem achten Jahrhundert. Unübersehbar ist die Menge gefälschter Urkunden, mit denen Bistümer, Klöster, Stifter bestrittene Rechte zu stützen, berechtigte Ansprüche, oder was sie dafür hielten, zu erweisen gesucht haben, nicht zu reden von dem grandiosen Massenbetrug der unechten päpstlichen Dekretalen." (Haller, 2., S. 489)

Wir wollen hier ruhig genau sein: es waren nicht die „Völker" des Abendlands, bei denen Fälschungen „blühten", sondern es waren Geistliche, also Vertreter der Kirche. Und es war kein „grandioser", sondern ein ganz übler päpstlicher Massenbetrug, der hier geübt wurde.

Warum griff man dort neben Schwert und Lanze, neben Geld und Gut, neben Treulosigkeit und Verrat und — nicht zu vergessen — neben der „Idee" zu solchen Mitteln? Nun, die Ansprüche und Forderungen sollten eben auch eine „rechtliche" Grundlage haben, weil es auch damals einige Menschen gab, die nach dem Recht fragten. Zum mindesten das Volk hatte immer noch ein Gefühl für Recht und Unrecht. Schließlich wurden die Auseinandersetzungen nicht nur auf dem Schlachtfeld ausgetragen, sondern auch am Verhandlungstisch. Hier kam es auf Beweise an, für die Belege beigebracht werden mußten.

Bei dem langen Nebeneinander, Miteinander und Gegeneinander von kirchlichen und staatlichen Stellen lagen natürlich eine Unmenge von Urkunden vor. In Rom selbst lagerten die Unterlagen über Verträge mit den

herrschern, über Beschlüsse von Päpsten und Konzilen, über einseitige Verfügungen der Kirche. Für geschickte Leute — und die saßen fraglos in Rom — war es ein leichtes, aus ihnen die gewünschten Beweise zusammenzustellen. Soweit das nicht ausreichte, wurden die Urkunden abgeändert, das heißt gefälscht. Doch selbst damit begnügte man sich in Rom nicht, sondern man fertigte Urkunden nach eigenem Ermessen an, besonders wenn es darum ging, machtpolitische Ansprüche durchzusetzen.

Bekannteste Beispiele hierfür sind einmal die „Konstantinische Schenkung", eine um 750 herausgebrachte Fälschung Roms, nach der Kaiser Konstantin dem Bischof von Rom die weltliche Herrschaft über Italien und die westlichen Provinzen des römischen Reiches übertragen haben sollte, zum anderen die „pseudoisidorischen Dekretalen", eine um 850 erschienene Sammlung meist gefälschter Urkunden, durch die besonders der Anspruch des Papsttums auf die Herrschaft über die Welt belegt werden sollte. Auf sie hatte sich das Papsttum während der letzten Jahrzehnte gestützt, und sie waren auch jetzt, zur Zeit Heinrichs V., „ausgewertet" worden.

Das sind jedoch keineswegs die einzigen Fälschungen, weder in großem noch in kleinem Rahmen. Und es handelte sich dabei, wie gesagt, um Urkunden, also Schriftstücke amtlichen Charakters, die an sich für die Geschichtsforschung von besonderem Wert sein mußten, weil in solchen Fällen besondere Sorgfalt anzunehmen war. Aber weit gefehlt: schon im 16. und 17. Jahrhundert erhoben sich Zweifel, ob vorgelegte Urkunden echt waren, und zwar warfen sich zunächst kirchliche Orden, Jesuiten und Benediktiner, gegenseitig Vorlage gefälschter Schriftstücke vor, mit denen sie bestimmte eigene Zwecke verbanden. Der Streit ging nun darum, welche Untersuchungsmethoden geeignet waren, die Echtheit oder Unechtheit zu beweisen. Dieser Streit wurde später von Fachgelehrten, den „Diplomatikern" (nach dem Wort Diplom = Urkunde), übernommen — und er ist bis heute nicht beendet.

Da sich ein Laie kaum eine Vorstellung davon machen kann, in welchem Ausmaß im Mittelalter Fälschungen vorkamen, sei hier eine Auswahl eingefügt:

„H. Breßlau gibt uns einen prozentualen Überblick: ‚Es sind von den uns überlieferten Diplomen der Merowinger fast 50 %, von denen der ersten vier Karolinger etwa 15 %, von denen der ersten sächsischen Könige etwa 10 % gefälscht.' H. Hoffmann gibt folgende Übersicht: ‚Von den 262 Urkunden des Kaisers (Karls des Großen) sind nicht weniger als 98, d. h. fast zwei Fünftel, völlig gefälscht.' Weiter bezeichnet er auf den Namen Heinrichs I. 3, Ottos I. 31, Ottos II. 8, Ottos III. 13, Heinrichs II. 25, Konrads II. 13 Urkunden als Fälschungen.'

Aus anderem Ort erfahren wir: „Sämtliche Karolinger-Urkunden des Bistums Osnabrück (es sind ihrer 8) und noch 2 Urkunden Ottos I. von

dort sind Fälschungen."[45]) Und so geht es laufend weiter.

Aus den Untersuchungen ergibt sich weiter:

„Geographisch verteilen sich die Fälschungen auf alle bedeutenden Plätze des katholisch-mittelalterlichen Deutschlands. Es verhält sich in der Tat so: ein mittelalterliches Kloster, eine bedeutende Kirche, in deren Archiv keine falschen Urkunden angetroffen würden, wäre eine Ausnahme und so selten wie ein weißer Hirsch." (Kammeier, 1, S. 18)

Die Frage, welche Personen sich als Fälscher betätigten, beantwortet H. Breßlau wie folgt:

„Es ist unleugbar, daß selbst die hervorragendsten Männer der Kirche, Geistliche, deren Frömmigkeit und rechtschaffener Lebenswandel hochgepriesen wird, . . . wie sie Diebstahl und Lüge anwandten, um sich in den Besitz verehrter und wundertätiger Reliquien zu setzen, so zu Fälschung und Betrug ihre Zuflucht nahmen, wenn es galt, den Besitzstand, die Rechte, das Ansehen ihrer Kirche zu mehren oder zu verteidigen. Es ist der Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt, welcher auch derartige, schlechthin verwerfliche Mittel als erlaubt betrachten lehrte: war es doch inmitten der Kirche der Mehrzahl der Geistlichen höchster Lebenszweck, die Kirche, welcher sie zunächst persönlich verbunden waren, zu heben, zu bereichern, an Macht und Ehre zu erhöhen. Häufig sind zu solchen Zwecken gleich ganze Serien von Urkunden geschmiedet worden." (Kammeier, 1, S. 19)

Das ist eine Erklärung, kann aber keine Entschuldigung sein. Außerdem reicht sie für das Papsttum als Spitze der Kirche nicht aus. Zwar ging es bei Fälschungen auch hier um eine Erhöhung der Macht, aber es ist auch der Versuch gemacht worden, die Geschichte selbst zu „verbessern". So etwas aber konnte, wenn es für längere Zeit Glauben finden sollte, nicht von einem einzelnen Kloster, auch nicht von einem Bistum ausgehen, sondern dafür bedurfte es einer Leitstelle. Kammeier kommt bei seinen Überlegungen zu dem Schluß, daß die römische Kurie der geistige Mittelpunkt vieler Fälschungen gewesen sein muß, einmal weil damals allein die straff geführte Kirche die Voraussetzungen bot, zumal sie fast ausschließlich die schriftkundigen Leute stellte, zum anderen, weil Papsttum und Kirche daraus politische Vorteile ziehen konnten. Als Zeitraum der Fälschungen sieht Kammeier das 14. und 15. Jahrhundert an. (Erinnern wir uns daran, daß die „Germania" des Tacitus in der Mitte des 15. Jahrhunderts in einem Kloster aufgetaucht ist.)

Allerdings ist die „Germania" keine Urkunde, sondern der Bericht eines Schriftstellers über Land und Leute. Derartige Zeugnisse wie auch geschichtliche Berichte, die Chroniken und Annalen, sind weitere Unterlagen, auf denen unser Wissen von jenen Jahrhunderten beruht. Abgesehen von

[45]) entnommen aus: Wilhelm Kammeier, „Die Fälschung der deutschen Geschichte", Adolf Klein-Verlag, Leipzig, 1935, Heft 1, Seiten 17 und 18.

Tacitus sind ihre Verfasser mit wenigen Ausnahmen Männer der Kirche und damit einer Macht, die nicht über den Dingen stand, sondern ihre Vorteile im Auge hatte. Wir haben schon einmal hierauf verwiesen und möchten wiederholen, daß die Schriftsteller des Mittelalters die Wissenschaftler ihrer Zeit waren, die über ein umfassendes Wissen verfügten. Da aber auch ihre Quellen, soweit sie aus dem christlichen Raum stammten, kirchlichen Geist widerspiegelten, kommt hier ein bestimmter Standpunkt zur Geltung, wie es übrigens auch heute nicht anders ist. Sofern ihre Berichte nicht auf eigener Kenntnis fußten, sondern sich auf Quellen von dritter Seite stützten, übernahmen sie auch deren Fehler — und auch das ist heute nicht anders. Aus all diesen Gründen sollten die Schriftwerke des Mittelalters, auch wenn wir auf sie angewiesen sind, nicht anders benutzt werden als jene von heute, nämlich mit Vorsicht. So sind zum Beispiel schon die Meinungen über die „Hamburgische Kirchengeschichte" des Adam von Bremen und über die sogenannte „Slavenchronik" des Helmold von Bosau durchaus geteilt.

Hinzu kommt, daß auch in diesen schriftstellerischen Werken des Mittelalters Fälschungen festgestellt worden sind. Es finden sich darin „Einschübe" von dritter Hand, über die sich die Gelehrten streiten. Bemerkenswert ist auch, daß die Originalhandschriften fast aller dieser Werke und meist auch die Erstabschriften, die als sogenannte „gemeinsame Vorlage" für weitere Abschriften gedient haben sollen, verloren gegangen sind — falls sie überhaupt vorhanden gewesen sind. (Kammeier, 2., S. 56/57)

In diesem Rahmen kann es aber nicht die Aufgabe sein, Einzelheiten der Urkundenforschung und ihre Einzelergebnisse aufzuzeigen. Wichtig ist immerhin, daß — laut Kammeier — Zweifel über die völlige Echtheit bei folgenden Quellen bestehen: Lex Salica (Gesetzbuch der salischen Franken), Lex Bajuwariorum (Gesetzbuch der Bayern), Lex Frisiorum (Gesetzbuch der Friesen), fränkische Kapitularien (fränkische Königsgesetze), Einhards Lebensgeschichte Karls des Großen, karolingische Reichsannalen (Jahrbücher), Geschichte der Langobarden von Paulus Diaconus, Fuldaer Annalen, Sachsenspiegel von Eike von Repgau (Repkau), Geschichte der Sachsen von Widukind von Corvey, eine Reihe von Urkunden verschiedener Kaiser und Könige, Chronik von Thietmar von Merseburg, Papstkataloge (Verzeichnisse der Päpste) und die mittelalterlichen Register der Päpste, insbesondere die Register von Johannes VIII. und Gregor VII. (Kammeier, 3., 24 ff.)

Ein Register ist eine Sammlung von Urkunden, die von der Kanzlei eines Ausstellers (Papst, Kaiser, Bischof usw.) herausgegangen sind. Auf die Papstregister stützt sich die Forschung ganz besonders, weil davon ausgegangen wird, daß bei dieser Stelle Zweifel nicht angebracht sind. Da sich hier aber die gleichen Merkmale, und zwar vereint, zeigen, wie sie auch bei anderen Quellen auftreten, sei das Ergebnis der Untersuchung von Fachgelehrten angeführt. Kammeier faßt es wie folgt zusammen:

„Alle dieſe charakteriſtiſchen Merkzeichen: Widerſprüche . . . zwiſchen Regiſtereintragungen und ‚originalen' Stücken; lückenhafte Regiſtrierung; Fehler, Korrekturen, Lücken und Nachtragungen; Wirrwarr in der Chronologie" (gemeint ſind fehlende, falſche oder ſich widerſprechende Angaben von Daten); „doppelte Buchführung" (gemeint ſind unterſchiedliche Angaben in den einzelnen Ausfertigungen) „und nicht zum wenigſten die eigenartige Miſchmaſchpſychologie der ſchwachſinnigen Regiſterſchreiber" (gemeint iſt, daß ſie manchmal ſehr geſchickt gefälſcht, dann wieder grobe Fehler und Nachläſſigkeiten begangen haben) „ſind laute Zeugen für die künſtliche Geburt der Regiſterbände." (Kammeier, 3, S. 43)

Solche unliebſamen Feſtſtellungen mögen dazu beitragen, daß ſo ſorgſam über die päpſtlichen Archive gewacht wird, oder, anders ausgedrückt, daß nur „ausgeſuchte" Leute Zutritt erhalten.

Es muß weiter auffallen, daß Regiſter der mittelalterlichen Kaiſer, alſo der höchſten ſtaatlichen Stelle, nicht gefunden ſind. Wenn dort tatſächlich keine geführt worden wären, würde es bedeuten, daß überhaupt keine Überſicht darüber beſtand, welche Erlaſſe herausgegeben waren. Das aber iſt mehr als unglaubhaft und läßt den Verdacht aufkommen, daß dieſe Regiſter planmäßig vernichtet worden ſind. Ebenſo ſeltſam iſt es, daß amtliche Aufzeichnungen über Reichs- und Fürſtentage nicht vorliegen, ebenfalls keine Sammlungen von Reichsgeſetzen. Daß ſolche urſprünglich nicht vorhanden waren, iſt kaum denkbar, denn damit wäre der Unſicherheit in Politik, Verwaltung und Rechtsweſen Tür und Tor geöffnet geweſen. Zudem hat die Urkundenforſchung feſtgeſtellt, daß die Geſetzgebung vom 10. bis 12. Jahrhundert faſt geruht haben ſoll — im Grunde auch ein unmöglicher Zuſtand.

Dieſer Blick in die Werkſtatt der kritiſchen Quellenforſchung möge genügen. Die angeführte Schrift Kammeiers ermöglicht es jedem, Einzelheiten nachzuleſen und nachzuprüfen. Doch es kommt nicht einmal darauf an, ob ſeinen Folgerungen im einzelnen zugeſtimmt wird. Feſt ſteht auf jeden Fall: Das Geſchichtsbild, welches uns in den üblichen Geſchichtsbüchern vom Mittelalter gegeben wird, iſt keine unumſtößliche Wahrheit. Es hat ſich vielmehr je nach dem Urteil einzelner Forſcher, nach ihrem Anſehen und ihren Möglichkeiten, ſich durchzuſetzen, entwickelt und ſeinen Niederſchlag in den Werken gefunden. Je umfangreicher ein Geſchichtswerk iſt und je mehr Fachleute zu Wort kommen, um ſo mehr fallen Lücken, Unklarheiten und Widerſprüche auf. Solche Werke, wie zum Beiſpiel Gebhardts Handbuch der deutſchen Geſchichte, bringen immer wieder Hinweiſe auf unſichere und gefälſchte Quellen. Und wenn auch das geſamte Ausmaß der Fälſchungen wahrſcheinlich nie zu klären ſein wird, ſo ergeben ſich doch Aufgaben, beſonders für eine deutſche Geſchichtsſchreibung.

Doch zurück zu Heinrich V.: Auch die Ausfertigungen des Konkordats von Worms ſollen durch Zuſätze und Auslaſſungen in Teilen gefälſcht ſein.

Heinrich V. täuſchte ſich in den Erwartungen, die er an das Konkordat geknüpft hatte. Nicht einmal im Inneren kam das Reich zur Ruhe. Lothar von Sachſen ſetzte den Widerſtand fort, und das konnte er um ſo eher, als er ſeinen Herrſchaftsbereich im Oſten weit ausgedehnt hatte. Seine Macht erſtreckte ſich außer über Sachſen und Thüringen auch über oſtelbiſche Gebiete, und zwar von der Oſtſee bis zur Nordgrenze Böhmens. Der Kaiſer war hier ausgeſchaltet, und er tat auch nichts Ernſthaftes dagegen. Gegen die von ihm erwählten Anwärter ſetzte Lothar in der Oſtmark (Lauſitz) Albrecht den Bären und ſüdlich davon in der Mark Meißen Konrad von Wettin als Markgrafen ein. Und um das Land der Liutizen (ſüdl. des Obotritenlandes bis Brandenburg-Spree) wurde weiter gekämpft.

Noch mehr als früher waren von nun an die Sachſen Träger der Oſtpolitik. So iſt es erklärlich, wenn die Stämme Oſtelbiens ihre weſtlichen Gegner meiſt als „Sachſen" bezeichneten, ganz gleich, aus welcher Landſchaft ſie ſtammten.

Zum erſten Male grenzte jetzt das Reich unmittelbar an Pommern. Damit trat dieſes Land in die deutſche Geſchichte ein. Bisher war es dort nur dadurch bekannt geweſen, daß polniſche Fürſten, die allerdings unter der Oberhoheit des Reiches ſtanden, immer wieder verſucht hatten, es unter ihre Herrſchaft zu bringen, um den Zugang zur Oſtſee zu gewinnen. Wie ſchon erwähnt, hatte Boleslav I., Sohn des Miſeco, Ende des 10. Jahrhunderts Pommern unterworfen und auch die Verchriſtung begonnen. Wie früher die Franken und ſpäter die Weſtgermanen wußte auch er, daß die Übernahme dieſes Glaubens zur bleibenden Unterjochung unumgänglich war. Daß hierbei auch das Schwert mitwirkte, zeigt eine Bemerkung bei K a n t z o w für die Zeit Ottos III. Damals ſoll ein Fürſt Bela über Hinterpommern geherrſcht haben. „Doch weil Bela den Khonig von Polen ſtetz hinter ime hette, erhielt er das Land vor die Vorpommern mit Gewalt und lies darin predigen und das Folck zum Chriſten Glawben bringen, das Jar ungeferlich 1026 nach Chriſti Gepurt." (S. 41)

Dieſe Nachricht iſt eine der wenigen — zudem unſicheren —, die wir aus jenem Jahrhundert haben. Bedenken wir dabei, daß es erſt rund 900 Jahre zurückliegt, ſo iſt unſer Wiſſen über die Geſchichte der Pommern in der Tat ſehr dürftig. Die Geſchichtsbücher begnügen ſich damit, feſtzuſtellen, daß die Pommern nun unter deutſchen Einfluß gekommen wären und daß ſie ſchnell das Chriſtentum übernommen hätten. Gerade das letztere muß Zweifel hervorrufen, denn die Pommern hatten ihre politiſche und religiöſe Freiheit lange bewahrt. Es wäre unverſtändlich, wenn ſie ſich gegen den neuen Glauben nicht kräftig gewehrt hätten. Ein genauerer Blick gibt denn auch ein anderes Bild: Auch die Pommern ſind erſt nach erbittertem Widerſtand und nach furchtbarem Blutverluſt Chriſten geworden. Allerdings hatten ſie zunächſt nicht die Deutſchen als Feinde, ſondern die

Polen und — über See — die Dänen. Wir wollen dieſe Entwicklung näher beleuchten.

Einige Zeit nach Otto III. warfen die Pommern die polniſche Herrſchaft und das Chriſtentum wieder ab. Wir hörten ſchon, daß zur Zeit Heinrichs III. ein Herzog Zemuzil ihm gehuldigt haben ſoll. Im Jahre 1060 ſollen die Pommern im Bündnis mit den Preußen den Krieg nach Polen hineingetragen haben. 1088 ſoll wieder Krieg gegen die Polen geweſen ſein. Jedenfalls waren die Pommern bis zum Ende des 11. Jahrhunderts frei. Boleslav III. von Polen erneuerte ab 1102 den Krieg. Nach Kantzow wurde Herzog Swantebor von den Pommern vertrieben, da er ſich, unbeliebt bei ſeinen Untertanen, unter den Schutz der Polen ſtellen wollte. Sie beriefen Crito, den Fürſten von Rügen, den „grauſamen Verfolger der Chriſten", zum Herzog. 1107 ſtieß Boleslav bis an die Oſtſee durch und nahm Belgard, Köslin, Kolberg, Cammin, Wollin und Uſedom. Trotzdem erhoben ſich die Pommern erneut und führten zuſammen mit den Preußen einen Feldzug nach Maſowien. Sie wurden aber von den Polen beſiegt und ſollen 40 000 Mann verloren haben. Die Kraft der Pommern war gebrochen. Damit war die Zeit für die Erneuerung der Verchriſtung gekommen.

„Pommern galt damals den Deutſchen als ein rein heidniſches Land. In der Umgebung Ottos von Bamberg" (alſo noch ſpäter) „hat man noch lange von dem Stolz erzählt, mit dem die Pommern ſich ihrer Religion rühmten; nicht nur gehaßt hätten ſie das Chriſtentum und ſeine Bekenner, ſondern darauf herabgeſehen." (Die Begründung dafür bringen wir ſpäter im geſchichtlichen Zuſammenhang.) „Die Chriſten, die das Land betraten, erſtaunten über die Pracht und den Reichtum der Tempel. Sie waren gewiſſermaßen die Schatzkammern der Nation; ein Geſchlecht um das andere hatte Schätze an Gold, Waffen und mancherlei Gerät den Göttern zu Ehren darin angehäuft. Nicht minder wunderte man ſich deſſen, daß das Volk die alten religiöſen Gebräuche mit nie vermindertem Eifer beobachtete; nirgend ein Zweifel an der Bedeutung der Vorzeichen, nirgend die Opfer vernachläſſigt, dagegen an jedem Feſt das ganze Volk ohne Unterſchied des Standes, Alters und Geſchlechts an dem Heiligtum verſammelt." (Hauck, 4., S. 565/566)

Aus dieſen Eindrücken chriſtlicher, alſo feindlicher, Beobachter können wir entnehmen: Die Pommern waren ein wohlhabender und in ſich geeinter Stamm, bei denen Einklang von Raſſe und Glaube herrſchte. Auch hier wurde jener Einklang — und damit die Kraft — durch das Chriſtentum zerbrochen. Einen — ungewollten — Eindruck davon, wie Menſchen ſeeliſch verkommen, denen ihr artgemäßer Glaube geraubt wird, gibt Hauck, wenn er fortfährt:

„Gewiß, das Heidentum in Pommern mußte auf den chriſtlichen Beobachter, der es an dem verkümmerten Heidentum der Wenden in Deutſchland

maß, einen ganz anderen Eindruck machen als dieſes. Die Sorben waren Unchriſten" (nach 200 Jahren chriſtlicher Herrſchaft!); „aber ihr Heidentum ſiechte dahin, da ihm jede öffentliche Betätigung abgeſchnitten war: die Heiligtümer waren zerſtört, die heiligen Haine niedergeſchlagen, die öffentlichen Opfer unterdrückt". (Es war wie bei den Weſtgermanen früher: das Alte, das Weſensgemäße war mit Gewalt zerſtört, das Neue, das Fremde konnte die Seele nicht erfaſſen. Gleich waren auch die Folgen: innere Leere, Haltloſigkeit, Heuchelei, Stumpfheit, Aberglauben.) „Hielt man ihrem (der Sorben) ſcheuen Aberglauben entgegen, wie in Pommern überall das Heidniſche im vollen Licht des Tages ſich betätigte, wie es im Mittelpunkt des Lebens ſtand, ſo konnte man wohl den Eindruck ungebrochener Kraft, unberührter Sicherheit empfangen." (Eine Ehrfurcht vor einem ſolchen Glauben, der das Leben ſo offenſichtlich erfüllt, kann von einem Chriſten natürlich nicht erwartet werden.) „Aber der Eindruck war trügeriſch. Auch in Pommern war die Sicherheit der religiöſen Zuſtände keineswegs unerſchüttert. Auch dort iſt die Erſcheinung eingetreten, die man bei den meiſten ſlaviſchen Stämmen wahrnehmen kann; mitten in den Kämpfen mit den chriſtlichen Nachbarn begann der Abfall von der nationalen Religion, die Neigung, durch Annahme des Chriſtentums ſich den Gegnern gleichzuſtellen. Die Beweiſe dafür bieten dieſelben Schriftſteller, die das Land als rein heidniſch ſchildern." (S. 566)

Der Profeſſor und Kirchenhiſtoriker hat Recht: die Sicherheit der religiöſen Zuſtände war keineswegs unerſchüttert; auch dort iſt die Erſcheinung eingetreten uſw. . . .; mitten in den Kämpfen begann der Abfall uſw. . . ., allerdings nicht nur bei „ſlawiſchen", ſondern auch bei weſtgermaniſchen Stämmen, und auch nicht deswegen, um ſich den Chriſten gleichzuſtellen, ſondern um Leben und Beſitz zu erhalten. Dort wie hier erfolgte die Annahme des Chriſtentums nämlich unter einem Druck, aus dem es keinen anderen Ausweg gab.

Das zeigte ſich auch bei den Pommern. Wenn wir den Ablauf der Ereigniſſe nach Kantzow geben, dann mit dem Vermerk, daß ſich manches in anderer Reihenfolge abgeſpielt haben kann. Das iſt jedoch gleichgültig. Feſt ſteht, daß zu jener Zeit Wartislav Herzog von Vorpommern war, der, in Merſeburg aufgewachſen, dort getauft worden war. Er hütete ſich zunächſt aber, ſich zum Chriſtentum zu bekennen. Nachdem die Pommern bis 1119 oder 1120 endgültig beſiegt worden waren, wollte Boleslav von Polen die Verchriſtung durchſetzen. Da er in ſeinem Lande keine Geiſtlichen fand, die ſich für dieſe Aufgabe bereit erklärten, wählte er zunächſt einen Biſchof Bernhard, der Spanier geweſen ſein ſoll. Er zog als Mönch nach Pommern und begann ſein Werk. Aber die Pommern wollten nichts von ihm wiſſen.

„Er ſolte ſich nur balde packen oder ſie wolten ime Füſſe machen." (S. 53)

Bernhard verſuchte, nach bewährtem Muſter dadurch Erfolge zu erzielen,

daß er ein „Götzenbild" zerſchlagen wollte. Doch das Ergebnis war, daß er ſelbſt faſt getötet worden wäre, „ſo die Gotzenpfaffen ſelbſt und die eltiſten der Stat" (alſo Heiden) „ſie nicht errettet hetten." (S. 54)

Aber hinter ihm ſtand ja die polniſche Macht.

„So beſorgten ſie ſich auch vor den Hertzogen von Polen und nhamen Bernhardus und ſeine Geſelſchaft und ſetzten ſie in ein Schiff und brachten ſie an das friſche Haff und lieſſen ſie dahin fharen und ſagten, da ſolten ſie den Fiſchen predigen, die hetten Muſſe anzuhoren, ſie hetten anders wes zu thunde, wan ſie des Gawkelwercks gewarten khonten." (S. 54)

Dieſer Verſuch ſcheiterte alſo.

Herzog Wartislav befürchtete nun, und das ſicher mit Recht, polniſche harte Vergeltungsmaßnahmen. Er riet alſo dazu, das Chriſtentum anzunehmen.

„Daſſelbig verachteten die Pomern (dan ſie khonten nichts nöters horen, was das ſie Chriſten werden ſolten) und ſetzten ſich auch gegen Wartislaff und ſagten, wan er ſie darzu drengen wolte, begerten ſie ſeiner nicht vor einen Hern, und treben allen Ungehorſam gegen ime." (S. 57)

Wartislav ſandte nun Botſchaft an Boleslav von Polen und gab an, er wäre chriſtlich getauft, könnte das aber vor ſeinen Pommern nicht bekennen. Er bat um Friede und um Hilfe, „domit die Pomern zu Gehorſam und dem Chriſten Glawben gepracht würden." Boleslav war hierüber erfreut und ſagte zu,

„das er ime mit ſeiner gantzen Macht wolle zuſetzen, domit er die Pomern zu Gehorſam und zum Chriſtentumb prechte." (S. 57)

So geſchah es: Boleslav und Wartislav zogen im Winter 1120 gegen Stettin und überfielen die Stadt. Nachdem der Widerſtand der Bürger gebrochen war, wurde die Stadt geplündert

„und die Burger darhin gedrungen, das ſie haben müſſen zuſagen, den Chriſten Glawben anzunhemen." . . . „Darnach haben ſie die Stat Vadam, welches itzt Dham heiſſet" (wohl Altdamm) „und zu der Zeit mechtig geweſt, gewunnen und geſleift und umblangs das Land mit Fewre und dem Schwerde ſo jemerlichen verhert und vertorben, das man die Totenreff der Erſlagen und den Brant und Verwuſtung über viel Jar noch geſehen hat. Und denoch ſeint die andern Pomern gleiche halsſtarrig geplieben und haben kein Gnad oder Fried geſucht, bis das die Furſten an ſie auch gekhomen (und etliche Mal geſlagen) und ſie die Lenge geſehen haben, das ſie nirgentz vor innen pleiben mochten. Darum haben ſie zu letzt umb Gnad gepeten und dem Furſten Wartislaffen widerum Gehorſam gelobt und zugeſagt, das ſie wolten Chriſten werden. . . . Und man ſchreibt, es ſolen dikmals von den Pomern uber achtzehn Tawſend wehrhafter Lewte erſlagen ſein. Uber das hat Hertzog Bolislaff bey acht Tawſent (mit) Weiber, Knaben und junge Kinder (wiewol nicht gar mit Willen des Furſten Wartislafs) mit ſich weggefhuret und ſie

tawffen laſſen (und auf die Greinitzen geſetzt) und in Polen verteilt, domit er, wan ſie gross wurden, etliche verwüſtete Orter durch ſie beſetzen mochte." (S. 58)

Das ſind wahrlich „erſchlagende" Gründe, für die Erſchütterung „der religiöſen Zuſtände in Pommern" wie für den „Abfall vom nationalen Glauben mitten in den Kämpfen". Wir dagegen ſind erſchüttert darüber, wie ſich die Bilder bei der Verchriſtung deutſcher Stämme gleichen.

Noch war dieſe nicht erreicht. Da polniſche Geiſtliche ſich wegen der „Halsſtarrigkeit" der Pommern weiterhin weigerten, nach Pommern zu gehen, wählte Boleslav von Polen den Biſchof Otto von Bamberg, der früher einmal in Polen geweilt hatte. Otto übernahm den Auftrag. Aber er wollte ſicher gehen: vom polniſchen wie vom pommerſchen Herzog ließ er ſich bewaffnete Begleitung zuſichern; und nicht als Mönch, ſondern im Glanz des hohen Kirchenherrn wollte er auftreten. Im Sommer 1124 zog er von Polen aus in Pommern ein, wo das pommerſche Geleit in Stärke von 500 Reitern (nach K a n t z o w) ihn erwartete. Dieſer Zug gelangte zunächſt nach Pyritz, wo gerade eine heidniſche Feier ſtattfand. Vierzehn Tage ſoll Otto dort zunächſt durch Predigten verſucht haben, die Menſchen zur Taufe zu bewegen, doch ohne Erfolg. Somit mußten „überzeugendere" Mittel in Erſcheinung treten.

„Und der Furſten Geſchickten" (Geſandten) „haben die Burger auch ermanet der Zuſag, die ſie ſamt andern Pomern iren Furſten getan, und der Fhare" (Gefahr), ſo ihnen daraus entſtehen wurde, ſo ſie derſelbigen nicht nachkemen, und beredeten ſie die Lenge mit Pitte und mit Droen, das ſie ſich begaben und lieſſen ſich teuffen, ungeferlich bey ſieben tawſend Menſchen." (K a n t z o w, S. 62)

Wir können uns vorſtellen, mit welch innerer Überzeugung das geſchah.

Otto wandte ſich dann über Cammin nach Wollin, deren Bürger reich, ſtolz und „ſonderliche Veinde des Chriſtentumbs" waren. Nach K a n t z o w wurden Otto und ſeine Begleiter, nachdem ſie ſich nachts in die Stadt eingeſchlichen hatten, wieder hinausgeworfen, und zwar mit dem Beſcheid, er ſolle erſt nach Stettin gehen. Wenn man dort das Chriſtentum annehme, würden ſie es auch tun. Otto zog alſo nach Stettin, wo er es zwei Monate lang wieder erſt mit der Predigt verſuchte. Wieder ſtieß er auf Ablehnung. Hier folgt nun jene Begründung, auf die wir oben verwieſen haben:

„Doch nhamen ſie es nicht an und haben geſagt: Was wollet ir uns beſſer Gotsdienſt einfhuren? Wyr ſehen, das ir Chriſten erger ſeint wan wyr, Rewber, Totſleger, Diebe, Ebrecher, und hawet euch unter ein ander hend und Fuſſe ab. Sollichen Glawben begern wyr uns zwar nicht." (K a n t z o w, S. 67)

Sollten alle, auch Chriſten, nicht allen Ernſtes darüber nachdenken, ob die „Barbaren" (ſo nennt ſie noch H a u ck) nicht Recht hatten? Die Stettiner ſahen auch noch andere Gründe:

„Dan ſie lieſſen ſich beduncken, das man iren Chriſtentumb ſo engſtiglich ſuchte, were nhur die Urſach, das man ſie deſter beſſer unter Dienſtparkheit und Schatzung haben mochte." (S. 67)

Sollten ſie hierin nicht auch Recht gehabt haben?

Doch die Stettiner wußten ebenfalls, daß nach Lage der Dinge ein Ausweichen nicht mehr möglich war. So ſuchten ſie das beſte herauszuholen und ſchlugen ein Geſchäft vor: ſie würden das Chriſtentum annehmen, wenn ſie frei von Schatzung blieben. Als die Fürſten das zuſagten, ließen ſie ſich endlich taufen. Hiermit war die Bedingung der Wolliner erfüllt, denen inzwiſchen Herzog Wartislav zugeſetzt hatte, ſich taufen zu laſſen oder ſie „mit allem Ernſt zu ſtraffen". So ließen auch ſie ſich „überzeugen", und Otto konnte die Taufe vornehmen. Weitere kleinere Städte im Oſten ſchloſſen ſich an.

Als Otto im Februar 1125 Pommern verließ, waren (nach H a u ck) 22 165 Menſchen getauft und in neun Orten elf Kirchen gegründet. Das war ein Erfolg. Doch dürfen wir bezweifeln, daß er aufgrund der „ſittlichen Überlegenheit" Ottos erzielt war.

„Die Sach des Chriſtentumbs hir im Lande ſchien, als ſtunde ſie ſehr wol. Aber der boſe Geiſt, der verkherete es balde wider. Dan die beiden fhurnhemiſten Stette, als Stettin und Wollyn, ſeint gar vom Glawben widerabgefallen." (K a n t z o w , S. 74)

Das Land folgte.

1125 ſtarb Heinrich V. Seinen Nachfolger hatte er in ſeinem Neffen Friedrich von Schwaben geſehen, der in ſeinen Händen eine erhebliche Macht vereinigte. Doch da die geiſtlichen Herren eben dieſe Macht fürchteten, die gegenüber der Kirche eine ſelbſtändige Haltung ermöglicht hätte, wurde die Wahl durch einen Schachzug des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz dahin entſchieden, daß Lothar von Sachſen König wurde.

Lothar

Lothar war 50 Jahre alt und ſchien gerade der Kirche ein genehmer Mann, da er während der Auseinanderſetzungen mit Heinrich ſtets im Einvernehmen mit dem Papſttum geſtanden hatte. Er verhielt ſich zunächſt auch entſprechend und erbat ſogar vom Papſt die Beſtätigung in ſeinem Amt — ein noch nie dageweſener Schritt. Die Befugniſſe, die ihm nach dem Wormſer Konkordat zuſtanden, nahm er nicht einmal wahr, ſondern überließ der Kirche die Wahl der Biſchöfe — mit dem Erfolg, daß allmählich faſt ausſchließlich Vertreter der Hochkirche auf den Biſchofsſitzen des Reiches vertreten waren.

Die erſten Jahre ſeiner Regierung waren von inneren Wirren erfüllt. Konrad von Schwaben wurde ſogar zum Gegenkönig erhoben (1127), und Lothar konnte ſich erſt nach langen Kämpfen durchſetzen. In erſter Linie ſah er, wie als Herzog, nach Oſten. Hier war er bemüht, die Macht des Reiches wie auch das Chriſtentum voranzutreiben. 1126 ſetzte er in Holſtein und Wagrien den Miſſionar Vicelin an. Mit Hilfe des Obotritenfürſten Heinrich begann dieſer dann in Alt-Lübeck mit ſeiner Arbeit. Vicelin mußte feſtſtellen, daß das Chriſtentum hier kaum an Boden gewonnen hatte. „Das Weſen der Einwohner war roh und ungebildet, von der Religion hatten ſie nichts weiter als den Namen von Chriſten. Denn die Verehrung von Hainen und Quellen und ſonſt noch mancherlei Aberglauben herrſchte bei ihnen. (Helmold, S. 111)

Nach dem Tode Heinrichs (1127) verlegte er ſeinen Sitz nach Faldera, dem heutigen Neumünſter, an der Grenze zum „Slavenland" gelegen. Pribislav und Niclot teilten ſich ab 1131 in die Herrſchaft über die Obotriten. „Dies waren zwei wilde Beſtien, die das Chriſtentum auf das wütendſte verfolgen. (Helmold, S. 121) Ob der Widerſtand gegen das Chriſtentum nun von dieſen beiden oder vom Volk ausging, ſei dahingeſtellt. Jedenfalls wich Vicelin nach Segeberg aus. Es wollte nicht vorwärtsgehen.

Lothar verlieh auch Otto von Bamberg ſeinen Schutz, als dieſer i. J. 1128 erneut Pommern beſuchen wollte. Das Land war faſt vollſtändig zum Heidentum zurückgekehrt; in Stettin hatte man in einer Kirche einen chriſtlichen und einen heidniſchen Altar nebeneinander aufgeſtellt. Ottos Reiſe ging diesmal von Magdeburg über das Liutizenland. Die Mitteilung, daß Otto hier fünf Tage lang keinen Menſchen antraf, gibt einen Hinweis auf die furchtbaren Folgen der vergangenen Kämpfe. Herzog Wartislav von Pommern konnte nun bei ſeinen Untertanen darauf verweiſen, daß Otto unter dem Schutz des mächtigen Königs Lothar ſtand. Die Pommern ſahen ſich damit wieder vor die Entſcheidung geſtellt: Tod oder Taufe. So hatte Otto ſchnellen Erfolg. Auch konnte er einen drohenden Kriegszug Boleslavs von Polen abwenden. Da keine Einigung darüber erzielt werden konnte,

ob die pommerſchen Kirchen unter ein deutſches oder ein polniſches Erzbistum geſtellt werden ſollten, nahm ſpäter (1140) Papſt Innozenz ſie unter römiſchen Schutz. Dieſe Regelung, die verhängnisvoll werden konnte, wirkte ſich hier jedoch nicht weiter aus.

Wie die Entwicklung zeigt, hatten die Pommern das Chriſtentum durchaus nicht aus Überzeugung angenommen.

„Gewiß hätten alle dieſe Schwierigkeiten überwunden werden können, wenn die Bevölkerung das Chriſtentum mit lebendiger Begeiſterung, wenigſtens mit innerer Teilnahme, ergriffen hätte. Aber ſoviel wir ſehen können, fehlte es daran vollſtändig." (Hauck, 4., S. 589)

Es war alſo auch hier nicht anders als im geſamten Raum oſtwärts des Rheins. So mußten auch die Folgen die gleichen ſein. Nicht nur die Kraft, ſondern auch die innere Geſchloſſenheit der Pommern war zerbrochen. Dieſe Lage nutzten die heidniſchen Nachbarn, die Preußen, Rügianer, Liutizen, zu Angriffen.

Auch im Inneren waren die Widerſtände gegen das Chriſtentum keineswegs überwunden.

„Aber in dem erlidde er (Herzog Wartislav) nicht geringen Widerſtal von denjenigen, die den Chriſtentumb mit Unwillen und nhur zu einem Scheine angenhomen, daruber er auch zu letzt in einem Dorffe an der Pene, Stolp geheiſſen, im Slaffe iſt von einem Edelmann verreterlich ermordert worden, ungeferlich im Jar nach Chr. Gepurt 1135." (Kantzow, S. 83)

Bereits vor dieſem Ereignis hatte die ſtarke Oſtpolitik Lothars Früchte getragen. Der däniſche König war Lehnsmann des Königs Lothar. Böhmen (Herzog Sobeslav) ſtand nach anfänglichen Schwierigkeiten treu zum Reich. Dieſes Wirken im Oſten wurde durch einen kurzen Italienzug Lothars unterbrochen. In Rom waren durch zwei feindliche Adelsparteien zwei Päpſte gewählt worden (1130). Der eine „aus dem jüdiſchen Hauſe Pierleoni" (Handbuch) ſtützte ſich auf Italien, der andere ſuchte Unterſtützung in Frankreich und Deutſchland. Dieſe Spaltung des Papſttums, die politiſche Handlungsfreiheit ermöglicht hätte, nützte Lothar jedoch nicht aus. Er erkannte ohne Gegenleiſtung jenen Papſt an, den ſeine geiſtlichen Berater, vor allem Bernhard von Clairvaux, empfahlen, nämlich Innozenz II.

1132 unternahm Lothar einen Italienzug. Er erreichte ſchnell Rom, wo der feindliche Papſt die Peterskirche, der eigene den Lateran beſetzt hielt. Hier wurde Lothar 1133 zum Kaiſer gekrönt. Die vorher zwiſchen Innozenz und Lothar getroffenen Vereinbarungen waren ſo unklar, daß das Papſttum ſpäter die Lehnsabhängigkeit des Kaiſers behaupten konnte, weil er für einige Ländereien Zinszahlung zugeſagt hatte. Dieſer Triumph des Papſttums wurde in einem Bild feſtgehalten, auf dem der Papſt dem vor

ihm knieenden König die Kaiserkrone reicht. Und unter dem Bild standen die Zeilen:

„Kommt vor die Tore der König, beschwört er die Rechte der Stadt erst,
Wird dann des Papstes Vasall, von ihm empfängt er die Krone."

Dieses Verhalten zeigt die gleichbleibenden Ansprüche des Papsttums, obwohl es zu dieser Zeit überhaupt keine Macht hatte, denn Innozenz mußte Rom kurz nach dem Abzug des Kaisers (1133) schleunigst verlassen.

Die Machterweiterung des Reiches nach Osten machte neue Fortschritte. Albrecht der Bär erhielt jetzt die Nordmark (südl. des Obotritenlandes bis Brandenburg-Spree), von wo er weiter nach Osten drang. Konrad von Wettin bekam die Ostmark (Lausitz) dazu. Boleslav von Polen mußte 1135 die Oberhoheit des Reiches anerkennen. Als Lehen erhielt er Pommern ostwärts der Oder und Rügen, das noch heidnisch und keineswegs unterworfen war. Die polnische Kirche wurde dem Erzbistum Magdeburg unterstellt. Streitigkeiten zwischen Polen, Böhmen und Ungarn wurden durch Schiedsspruch Lothars beendet. Als i. J. 1135 auch im Inneren die Versöhnung mit Konrad von Schwaben erfolgte, stand das Reich stark und gefestigt da, wie schon lange nicht mehr.

Da faßte Lothar den verhängnisvollen Entschluß, wieder nach Italien zu ziehen, um das Normannenreich zu unterwerfen, das bisher den Gegenpapst gestützt hatte. Auf dem Zuge (1136) übertrug Lothar jene Ländereien, die er vom Papst übernommen hatte (Tuscien), seinem Schwiegersohn, dem Herzog Heinrich dem Stolzen, dessen Besitz sich nunmehr von Niedersachsen über Bayern bis Italien erstreckte. Damit war eine Machtstellung des Welfenhauses geschaffen, die sich später zum Schaden auswirken sollte.

Die Heere des Kaisers drangen schnell bis Apulien (Bari, Melfi) vor. Diese Erfolge paßten nun wieder dem Papst nicht, der das Heer begleitete, denn damit beherrschte der Kaiser, die weltliche Macht, unangefochten auch Italien. Der Streit wurde dadurch überbrückt, daß Kaiser und Papst gemeinsam die Fahne bei der Neubelehnung des Normannenfürsten über Apulien hielten. Vor endgültiger Eroberung kehrten die Truppen nach Norden zurück. Kaiser Lothar erkrankte auf dem Rückmarsch und starb 1137 in Tirol. Er hatte dem Reich innere Einheit und äußere Größe zurückgegeben. Besonders zukunftsträchtig war die Wendung nach Osten. Seine Stellung zur Kirche, anfangs abhängig, war immer selbständiger geworden.

Konrad III.

Der gegebene Nachfolger Lothars war Herzog Heinrich der Stolze. Auf Grund seiner Hausmacht (Sachsen, Bayern, Tuscien) hätte er die Gewähr für eine starke königliche Stellung geboten. Doch gerade diese Aussicht gefiel weder den weltlichen Fürsten noch den Herren der Kirche, den Papst eingeschlossen. Sie wählten durch ein fragwürdiges Vorgehen Konrad von Schwaben, den früheren Gegenkönig Lothars, von dessen Schwäche sie eigene Vorteile erhofften. Mit Recht hieß es von Konrad III., er sei „nach Willen und Befehl" des Papstes Innozenz König geworden, ja man nannte ihn „Pfaffenkönig".

Die Folgen dieser Wahl konnten dem Papsttum allerdings nur erwünscht sein. Innere und äußere Unruhen erschütterten das Reich. Heinrich der Stolze verweigerte die Huldigung, langjährige Kämpfe in Sachsen und Bayern folgten.

1138 brach in Wagrien ein neuer Aufstand aus. Pribislav zerstörte Segeberg. Vicelin und seine Mönche, auch die in Alt-Lübeck tätigen, mußten fliehen. Der Gegner bedrohte bald auch Neumünster. Wieder einmal waren die Sachsen und mit ihnen das Christentum zurückgeworfen. 1139 machten diese einen starken Gegenangriff. „Dieses ganze Land verheerten sie in einem Überfall, plündernd und sengend." (Helmold, S. 130) Zum Ausgleich der Verluste an Menschen wurden Siedler aus dem Westen (Flandern, Friesland, Holland, Westfalen) ins Land geholt.

1139 starb Heinrich der Stolze. Damit war der Streit jedoch nicht zu Ende, denn in Sachsen wurde sein 10jähriger Sohn, der spätere Heinrich der Löwe, zum Herzog gewählt. Auch in anderen Gebieten Deutschlands hörten die inneren Kämpfe nicht auf. Im Osten sank der Einfluß des Reiches. Der König stand völlig unter dem Einfluß geistlicher Ratgeber, die ihrerseits eng mit dem Papst zusammenarbeiteten.

In dieser gefährlichen inneren und äußeren Lage ließ Konrad sich trotz vorherigen Widerstrebens von Bernhard von Clairvaux zu einem Kreuzzug überreden, für den dieser schon die Massen in Frankreich und Deutschland geworben hatte. Aber nicht alle Zeitgenossen, nicht einmal alle Geistlichen, waren von diesem Treiben erbaut. In den Jahrbüchern von Würzburg legte ein unbekannter Geschichtsschreiber eine ganz andere Auffassung nieder:

„Zur Strafe der Sünden ließ Gott eine schwere Heimsuchung der abendländischen Kirche zu. Es erhoben sich nämlich gewisse Lügenpropheten, . . . Jünger des Antichrist. Diese verführten die Christen mit eitlen Worten und trieben durch ihre unsinnige Predigt alle Welt an, zur Befreiung Jerusalems gegen die Sarazenen zu Felde zu ziehen. Ihre Predigt hatte einen derartigen Erfolg, daß sich alles aus freien Stücken zum eigenen Verderben zum Kreuzzug drängte. Nicht bloß der gemeine Mann glaubte, damit Gott zu gehorchen, sondern auch die Könige, Herzöge, Markgrafen und die übrigen

Herren dieſer Welt. Ihrem Irrtum ſchloſſen ſich obendrein die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Äbte und die übrigen Prälaten und Diener der Kirche an; ſie alle kannten nur den einen Wunſch, ſich in dieſe ungeheure Gefahr für Leib und Leben zu ſtürzen ... Es ſtrömte alles voll Unbedacht herbei ... Die Kreuzfahrer waren von den verſchiedenſten Beweggründen beſeelt. Leute mit unruhigem Charakter lockte es, fremde Länder zu ſehen; andere, denen die Armut im Nacken ſaß, ... zogen nicht bloß gegen die Feinde Chriſti, ſondern auch gegen jeden Freund des Chriſtentums, wenn ſie ſich nur mit ihrem Schwert die Armut vom Halſe ſchaffen konnten; wieder andere, welche von der Laſt ihrer Schulden bedrückt wurden oder ſich ihrem pflichtmäßigen Herrendienſt entziehen wollten oder auch gerechte Strafe für ihre Verbrechen zu befürchten hatten, heuchelten auf einmal Eifer für die Ehre Gottes ... Es waren nur wenige, die ſich ... von der heiligen und heilſamen Abſicht leiten ließen, aus Liebe zur Majeſtät Gottes mit Einſatz ihres Lebens für das höchſte aller Heiligtümer zu kämpfen." (Aus Orthbandt, Deutſche Geſchichte, a. a. O., S. 276)

Wir ſehen: es hat auch in jenen Jahrhunderten einſame Rufer gegen die Maſſenbeeinfluſſung gegeben — mit demſelben geringen Erfolg wie heute. Für damals iſt dieſe Einſtellung aber beachtlich, denn dieſe Leute ſtanden immerhin ſelbſt unter dem Wahn, daß in Jeruſalem für Deutſche „das höchſte aller Heiligtümer" zu finden ſei.

Vernünftig — wenigſtens im Rahmen des damals Möglichen — blieben auch die Herren im Oſten des Reiches, vor allem die Sachſen. (Nüchternheit iſt ja ſeit eh und je ein Kennzeichen dieſes Stammes geweſen.) Einen Kreuzzug nach Paläſtina? Nein, ſo etwas wollten ſie nicht mitmachen. Wenn es ſchon ein Kreuzzug ſein ſollte, dann konnte er beſſer gegen die Nachbarn im Oſten gehen, die ja immer noch Heiden waren. Dieſer Plan fand die Zuſtimmung der Kirche, ja, es wurde auch hierfür gepredigt, und es wurden die gleichen Verſprechungen gemacht wie für den Zug ins „heilige Land". Der Papſt (Eugen III.) wollte die Abweſenheit des Königs für eigene Zwecke ausnutzen, indem er ſeinen Anhängern die Führung des „Wendenkreuzzuges" verſchaffte. Bernhard von Clairvaux hämmerte den Wenden-Kreuzfahrern ein, worum es ging, nämlich entweder Vernichtung des „ſlawiſchen" Volkes oder Vernichtung ſeiner Religion, kurz geſagt: Tod oder Taufe.

„Die Frage, ob das Blutvergießen, zu dem er drängte, das rechte Mittel ſei, um die begonnene Miſſionsarbeit zu fördern, legte er ſich gewiß nicht vor. Und niemand hat ſie ihm entgegengehalten." (Hauck, 4, S. 605).

Das wäre für einen Fanatiker der römiſchen Kirche allerdings eine merkwürdige Frage geweſen. Sie hätte allen geſtellt werden können, die ſeit einigen Jahrhunderten das Chriſtentum bei den Germanen oſtwärts des Rheins einführen wollten. Sie hätte auch in zukünftigen Jahrhunderten überall auf der Welt geſtellt werden können. Doch für religiöſen Fanatismus

und rücksichtsloses Machtstreben gab und gibt es solche Überlegungen nicht. Getrennt sind sie schon gefährlich genug, zusammen aber stets furchtbar.

So sammelten sich im Jahre 1147 die Kreuzheere. Das eine zog unter König Konrad über Ungarn nach Kleinasien, das andere, bestehend aus Dänen, Sachsen, Böhmen, Polen, sollte in mehreren Abteilungen den „Wendenkreuzzug" führen. Im Zusammenhang mit der hochgeputschten religiösen Erregung fanden wie beim 1. Kreuzzug Ausschreitungen gegen die Juden statt, denen nicht die Kirche, sondern der König Einhalt gebot, indem er die Juden unter den Schutz des allgemeinen Landfriedens stellte.

Vor Beginn des Krieges kam es im Norden zu einer seltsamen Absprache zwischen dem Obotritenfürsten Niclot und seinem Nachbarn Adolf II. von Schauenburg. Ihr Verhältnis war bisher recht gut gewesen, und das war für Adolf nur nützlich, denn so konnte er seine Siedlungs- und Missionsarbeit in Wagrien ungestört weiterführen. Als Niclot jetzt bemerkte, daß ein Krieg gegen ihn geplant wurde, wollte er eine Unterredung mit Adolf, um der Vernunft zum Siege zu verhelfen. Adolf mußte diesen Vorschlag mit Rücksicht auf die anderen Führer des bevorstehenden Kreuzzuges jedoch ablehnen. Da er aber seinen Nachbarn kannte und annehmen mußte, daß dieser den bevorstehenden Angriff nicht tatenlos abwarten würde, bat er ihn um Nachricht, falls er etwas unternehmen würde. Das sagte Niclot auch zu und teilte dann wirklich mit, daß er einen Kriegszug plane. Trotz dieser Vorwarnung gelang ihm der Angriff auf Lübeck. „Die vom Feste des heiligen Johannes und Paulus berauschten Bürger leisteten kaum Widerstand." (B ü n d i n g , S. 46) Nach Verheerungen in der Umgebung und in Wagrien zog Niclot mit Gefangenen und Beute wieder ab. Vor dem jetzt anlaufenden Angriff des Kreuzheeres räumte er das offene Land und zog sich in die feste Stadt Dobbin zurück. Die Kreuzfahrer rückten nach, doch wurde die Belagerung sehr lasch geführt. Als dann noch die Rügianer die dänische Flotte überfielen, zogen die Dänen ab. Der Chronist beklagt, daß die wahre Kreuzzugstimmung, Tod oder Taufe, bei den sächsischen Fürsten nicht vorhanden war. Sie fragten vielmehr, ob nicht das Land, das sie nunmehr verwüsteten, i h r Land sei, und ob nicht das Volk, das sie bekriegten, i h r Volk sei. Der Krieg endete jedenfalls hier mit der Zusage Niclots, daß sein Volk christlich werden würde. Sie galt nur so lange, wie die christlichen Heere im Lande waren.

Eine andere Abteilung in Stärke von 60 000 Mann (?) zog weiter südlich unter Brand und Verwüstung bis Demmin. Dort wurde der Krieg entgegen den Wünschen der kirchlichen Herren ebenfalls durch Verhandlungen beendet.

„Die unheilvollen Folgen des Kreuzzuges zeigten sich überall. Daß Niclot eine Anzahl Taufen vornehmen ließ, war wertlos, denn die Getauften wollten nichts vom Christentum wissen. Helmold urteilt überhaupt, die Wenden

seien durch den Kreuzzug feindseliger gegen ihre christlichen Nachbarn und unzulänglicher für das Christentum geworden." (Hauck, 4., S. 607).

Was wir ihnen auch nicht verdenken können. Soweit wendische Fürsten das Christentum schon angenommen hatten, mußten sie um ihre Sicherheit besorgt sein.

Eine Abteilung dieses Heeres gelangte nach verheerendem Zug durch das Liutizenland bis vor Stettin. Dort verwiesen die Einwohner darauf, daß sie ja bereits Christen wären, woraufhin auch dieses Heer abziehen mußte.

Der „Wendenkreuzzug" von 1147 war somit, was die eigentliche Absicht der Verchristung betrifft, ein Fehlschlag. Nun mag es noch verständlich sein, wenn die christlichen Schriftsteller jener Zeit die Einstellung der weltlichen Fürsten beklagen und sie als falsche Milde bezeichnen. Wenn es aber noch heute — und zwar in gewisser Weise empört — dazu heißt, (s. Bünding, S. 48), daß ihnen mehr daran lag, das Land als Einnahmequelle im bestehenden Zustand ihrer Herrschaft zu erhalten, als der Aufforderung Bernhards zu folgen und Gewalt anzuwenden — eben zur Taufe oder zur Ausrottung, dann zeigt das, daß derselbe Geist immer noch hier und dort lebendig ist.

In den folgenden Jahren stellte es sich in der Tat heraus, daß trotz der deutschen Waffen das Christentum kaum Boden gewann. So konnte Adolf von Schauenburg zwar seine Herrschaft befestigen.

„Aber auf den verschiedenen Feldzügen, die er ins Slavenland hinein unternahm, wurde des Christentums gar nicht in Erwähnung getan, sondern nur des Geldes. Denn noch opferten sie den Götzen und nicht Gott dem Herrn." (Helmold, S. 153).

1149 wurde Vicelin Bischof von Oldenburg in Wagrien und sogar von Mecklenburg, doch sein Sitz blieb in Neumünster. Seine Besuche in Oldenburg und Lübeck brachten wenig Erfolg. „Indes wendeten sich nur wenige Slaven zum Glauben, weil ihre Schlaffheit gar gewaltig war und die Herzen der Fürsten noch nicht geneigt, die Herzen der Empörer" (das sind natürlich die Menschen, die den neuen Glauben ablehnten) „mit Gewalt zu bezwingen." (Helmold, S. 159).

Wir sehen, nach Meinung der Christen war die Gewalt immer noch das einzige Mittel zum Erfolg.

Inzwischen war auch der Kreuzzug König Konrads völlig gescheitert. Das Heer war schon in Kleinasien vernichtet worden, Konrad kehrte 1149 nach Deutschland zurück. Er war nicht der einzige, der gründlich ernüchtert worden war. Die Menschen merkten, daß kein guter Stern, ganz zu schweigen von einem allmächtigen Gott, hinter diesen Unternehmen steckte. Der ganze seelische Zwang der Kirche wurde von vielen als drückend empfunden. Freiheit, zum mindesten eine gewisse Befreiung, bot der Osten, der durch die langen und blutigen Kriege nun derart von Menschen entleert war, daß die Fürsten Siedler brauchten. Albrecht der Bär, der 1150 das Hevellerland

(Brandenburg) von dem „Slawenfürsten" Pribislav (Heinrich) geerbt hatte — von 1157 an nannte sich das Geschlecht der Askanier Markgrafen von Brandenburg — holte Bauern aus Holland und Flandern heran. Im Norden verfuhr Adolf von Schauenburg ähnlich. Diesem Zug in den Osten folgten von nun an zahlreiche Menschen aus dem Westen des Reiches.

„Spät noch hat das neue Geschlecht" (gemeint sind hier jene Menschen, die damals und später in den Osten gingen) „seine besondere Art bewiesen. Die ostelbischen Deutschen sind es gewesen, die sich nicht in die katholische Kirche und ihre Knechtschaft zurückzwingen ließen, nachdem dieselbe einmal abgeschüttelt war (entsprechend den oberdeutschen Reichsstädten); die ostelbischen Deutschen sind es gewesen, die Deutschland nach dem 30jährigen Kriege in der Arbeit von zwei Jahrhunderten wieder aufgerichtet haben. Das ostelbische Deutschtum ist es, welches daher heute von unseren Feinden vorzugsweise zerschmettert wird. Über die ärmlichste Befangenheit diesen Verhältnissen gegenüber ist man in großen Teilen Deutschlands, besonders im Westen und Südwesten, immer noch nicht hinweggekommen. Wir werden nie eine Zukunft haben, ehe unser Osten nicht wieder intakt ist."

So meinte v. H o f m a n n im Jahre 1921 — und die Ansicht dürfte wohl heute, nach dem 2. Weltkrieg, ernster Überlegungen wert sein! Die Feinde Deutschlands sorgen nach wie vor unter den fadenscheinigsten Gründen dafür, daß das Deutschtum ostwärts der Oder und Neiße völlig verschwindet. Und nicht nur Feinde, sondern Menschen deutscher Sprache setzen die Deutschen seit Jahrzehnten unter ein Trommelfeuer der Propaganda, daß dieser Zustand nur recht und billig wäre. Ostelbisches Deutschtum gibt es nur noch in Mitteldeutschland im Staatsverband der DDR. Die Zukunft wird zeigen, ob eine Wiederaufrichtung Deutschlands von ihm ausgehen kann. Manche notwendigen s e e l i s c h e n Voraussetzungen scheinen hier tatsächlich eher als in Westdeutschland gegeben.

Bei all diesen Überlegungen wollen wir jedoch nicht vergessen, daß zu den ostelbischen Deutschen auch die Nachkommen der dort früher ansässigen Bevölkerung gehören, ja, daß sie den größten Teil dieser Deutschen ausmachen. Ihre Einschmelzung in das Reich wie auch ihre Verchristung konnte nach den gegebenen Voraussetzungen nur eine Frage der Zeit sein, zumal diese Aufgaben von jetzt an in den Händen tatkräftiger — aber auch rücksichtslos vorgehender Männer lagen. Im Norden trat neben dem schon genannten Albrecht dem Bären immer mehr Heinrich der Löwe hervor. Im Kampf um größere Macht lagen beide auch gegeneinander häufig im Streit. Die Unterdrückung der eingesessenen Bevölkerung, die sich weiter gegen die neue Religion wehrte, führte zu Klagen und Unruhen.

Allerdings, je stärker diese beiden Landesfürsten wurden, um so mehr folgte ihre Ostpolitik eigenen Gesetzen, die sich zwangsläufig in anderer Richtung bewegten als die der Reichspolitik, welche weiterhin den Blick stärker

nach dem Süden richtete. Schon im Verlauf der nächsten Jahrzehnte sollte sich das Verhängnis dieser auseinanderwirkenden Kräfte andeuten und in einem Jahrhundert fast zum Zerreißen des Reichsgefüges führen.

Konrad III. konnte sich nicht einmal gegen die Widerstände im Inneren durchsetzen. Er starb im Jahre 1152.

Friedrich I.

Nachfolger wurde der 30jährige Herzog Friedrich von Schwaben als Friedrich I. (Rotbart, italieniſch: Barbaroſſa). Durch ſeine Mutter war er eng mit dem Welfenhaus verwandt; der um zehn Jahre jüngere Heinrich der Löwe war ſein Vetter. Während ſich bei letzterem die Beimiſchung italieniſchen Blutes bemerkbar machte — er war klein und dunkel —, bot Friedrich eine rein nordiſche Erſcheinung. Das wichtigſte aber war, daß ſein Weſen dieſem Bild entſprach.

Die Wahl war einſtimmig erfolgt. Auch die Herren der Kirche glaubten, den richtigen Mann für ihre Zwecke zu haben, doch mußten ſie bald einſehen, daß ſie ſich getäuſcht hatten. Der neue König gab ſofort deutlich zu verſtehen, daß die Anerkennung einer päpſtlichen Oberhoheit für ihn nicht in Frage kam. Und ſeine Maßnahmen zeigten, daß er Herr im eigenen Hauſe ſein wollte. So ging er bei der Beſetzung der hohen Kirchenſtellen auf die Regelung vor dem Wormſer Konkordat zurück und nahm das Recht der Inveſtitur uneingeſchränkt in Anſpruch.

Durch ſeine gewinnende und auf Ausgleich bedachte Art ſetzte er ſich im deutſchen Raum ſchnell durch. Ein Landfriedensgeſetz ſicherte die innere Ruhe. Dänemark erkannte die Oberhoheit des Reiches an. Maßnahmen zur Wiedereingliederung Burgunds wurden eingeleitet. Mit dem oſtrömiſchen Reich wurde das beſtehende gute Einvernehmen erneuert. Friedrichs Ziel war die Wiederherſtellung des Imperiums, alſo des römiſch-deutſchen Kaiſerreiches.

Dazu brauchte er die römiſche Kaiſerkrone. In Verhandlungen mit dem Papſt (Eugen III.) ſagte Friedrich die Erfüllung der päpſtlichen Wünſche zu, die Bevölkerung Roms zu unterwerfen und die den Papſt bedrohenden Normannen in Süditalien und Sizilien, die ihrerſeits im Krieg mit Oſtrom lagen, wieder botmäßig zu machen.

Nach Übertragung des Herzogtums Bayern an Heinrich den Löwen — die jedoch erſt ſpäter vollzogen wurde — und nach der Überlaſſung der Inveſtitur, dem Recht, in ſeinen Ländern oſtwärts der Elbe ſowie in künftig gewonnenen Gebieten die Biſchöfe ſelbſt einzuſetzen, womit Heinrich königliche Rechte erhielt, brach Friedrich 1154 mit einem ſchwachen Heer nach Italien auf. In Oberitalien waren inzwiſchen ſtarke Stadtſtaaten entſtanden, die dem König gegenüber auf ihre Rechte pochten und die Anerkennung verweigerten. Im jetzigen Zeitpunkt war Friedrich nicht in der Lage, ſich hier völlig durchzuſetzen. Er zog ſchnell nach Rom, wo vor kurzem ein neuer Papſt, Hadrian IV., der einzige Engländer, der dieſe Würde erreicht hat, gewählt worden war. Nach Beſtätigung der früheren Vereinbarungen wurde Friedrich 1155 zum Kaiſer gekrönt, nicht ohne daß es mit den Römern zu blutigen Auseinanderſetzungen kam. Seine vertraglichen Verpflichtungen erfüllte der Kaiſer jedoch nicht; er konnte es nicht, weil ſein Heer für einen

Zug in den Süden Italiens zu schwach war, zumal mit einem unsicheren Oberitalien im Rücken. Auch bestanden die Fürsten, die Heeresfolge geleistet hatten, auf der Rückkehr. Sie war, wie sich zeigte, stark gefährdet, weil offene Erhebung gegen die Deutschen ausbrach.

Der Papst warf dem Kaiser nun Vertragsbruch vor — und vollzog die gleiche Schwenkung wie 100 Jahre vor ihm Nikolaus II., indem er die Normannen auf seine Seite zog. Er vermittelte sogar Frieden zwischen ihnen und Ostrom, wodurch die normannischen Kräfte frei wurden und ihm zur Verfügung standen. Außerdem suchte er die Verbindung mit den norditalienischen Städten.

Der Kaiser hatte von seiner Italienfahrt Klarheit über die dortigen Zustände mitgebracht. Das Handeln des Papstes klärte die Fronten weiter. 1156 trat Rainald von Dassel, ein Niedersachse, als Kanzler neben den Kaiser. Sein ganzes Streben galt der Erhöhung des Kaisertums; es mußte sich damit zwangsläufig gegen das Papsttum richten. Zunächst ordnete Friedrich die Verhältnisse im Norden: Heinrich der Löwe übernahm Bayern endgültig, nachdem der bisherige Herzog Heinrich Jasomirgott (J. ist ein Spitzname) sich bereit erklärt hatte, die vergrößerte Ostmark als Herzogtum Österreich zu übernehmen, Allerdings mußte der Kaiser ihm außerordentliche Vollmachten zubilligen, womit die selbständige Entwicklung dieses deutschen Landes eingeleitet wurde. Heinrich der Löwe konnte mit Billigung des Kaisers in Sachsen weitere Gebiete an sich bringen. Er wurde damit der mächtigste Reichsfürst. Die Oberhoheit über Dänemark wurde bestätigt.

Im Westen band Friedrich durch Heirat das nördliche Burgund fest ans Reich.

Im Osten zwang er Boleslav von Polen nach einem Feldzug, die deutsche Oberhoheit wieder anzuerkennen. Herzog Wladislav II. von Böhmen erhielt wegen seiner Dienste die Königswürde. Selbst in die ungarischen Streitigkeiten griff Friedrich ein. So stand das Reich nach wenigen Jahren der Herrschaft Friedrichs mächtig da.

Die Voraussetzungen für ein Eingreifen in Italien waren somit gegeben. Erinnern wir uns daran, daß damals die südlichen Herzogtümer über die Alpenpässe hinweg nach Süden reichten. Es lag daher im Zuge der Reichspolitik, die alten Rechte über die oberitalienischen Städte wiederzugewinnen und vor allem ihre Reichtümer nutzbar zu machen. Aber auch das Verhältnis zum Papsttum mußte geklärt werden, weil es inzwischen auch im deutschen Raum gegen den Kaiser zu wirken versuchte. Nicht nur, daß der Papst die deutschen Kirchenherren gegen Friedrich gewinnen wollte — was ihm nicht gelang —, seine Gesandten brachten auch amtlich den alten Anspruch auf die Oberherrschaft des Papstes vor (Reichstag zu Bisanz-Besancon in Burgund, 1157). Da bei Durchsuchung ihres Gepäcks festgestellt wurde, daß die päpstlichen Gesandten beauftragt waren, auf einer Rundreise in diesem Sinne zu wirken, wurden sie nach Rom zurückgeschickt. Wie schon erwähnt,

vertrat Rainald von Daſſel gegenüber der „ſancta eccleſia", der heiligen Kirche, der ſich die weltlichen Gewalten unterzuordnen hätten, das „ſacrum imperium", das ebenfalls von Gott ſtammende Kaiſertum, alſo das Nebeneinander von Papſttum und Kaiſertum.

Jetzt wurden auch die anderen Verbindungen der Kurie nach Deutſchland abgeſchnitten. Unter den ſchwachen Vorgängern Friedrichs I. hatte ſich nämlich das Verfahren herausgebildet, daß Rom ſich als Schiedsrichter in alle Streitfälle einſchaltete und daß umgekehrt alle Streitfälle zur Entſcheidung vor den Papſt gebracht wurden. Dabei ging es jedoch nicht um das Recht, ſondern weit mehr um Geld, denn je nach den Geldmengen fiel die Entſcheidung. Das war durchaus kein Geheimnis, ſondern darüber wurde öffentlich geklagt und geſpottet. Das Anſehen des „Stuhles Petri" war entſprechend.

„Johannes von Salisbury, der hochangeſehene Gelehrte und dereinſtige Biſchof von Chartres, hat als Sekretär Eugens III. und häufiger Gaſt ſpäterer Päpſte ausgiebige Gelegenheit gehabt, die Kurie kennenzulernen; er kann auch weder im Guten noch im Böſen für voreingenommen gelten, denn er war kein Träumer noch Schwärmer und iſt ſtets in beſten Beziehungen zu Rom geblieben. In einer Schrift über ‚Staatsregierung und Hofleben' berichtet er von einer Unterredung mit Hadrian IV., ſeinem engliſchen Landsmann, deſſen Vertrauen er genoß. Hadrian hat ihn gefragt, was die Leute vom Papſt und der römiſchen Kirche denken; worauf Salisbury ihm freimütig berichtet haben will, was er in verſchiedenen Ländern gehört hat. Es deckt ſich weithin mit den Äußerungen Gerohs" (vom Reichersberg, ein anderer Geiſtlicher).

„Die römiſche Kirche, ſo ſage man, benimmt ſich gegen die anderen Kirchen nicht wie eine Mutter, ſondern wie eine Stiefmutter. Es ſitzen in ihr Zöllner und Phariſäer; ſie laden den Leuten untragbare Laſten auf, die ſie ſelbſt mit keinem Finger anrühren. Gegen den Klerus ſpielen ſie die Herren, ihrer Herde ſind ſie kein Vorbild. Koſtbaren Hausrat häufen ſie an, beladen ihre Tafel mit Gold- und Silbergeſchirr und machen ſich kein Gewiſſen aus ihrer Habſucht. Denn ſelten oder nie wird ein Armer vorgelaſſen, und wenn einmal, ſo iſt es nicht Chriſtus, ſondern die Eitelkeit, die ihm Zutritt verſchafft. Sie plündern die Kirchen, erregen Streitigkeiten, ſpielen Klerus und Volk gegeneinander aus, haben kein Erbarmen für Not und Elend der Bekümmerten, freuen ſich an dem, was ſie den Kirchen rauben, und halten jeden Erwerb für Frömmigkeit. Recht ſprechen ſie nicht nach der Wahrheit, ſondern gegen Bezahlung. Denn heute iſt alles feil, aber auch morgen wird man nichts umſonſt bekommen. Oftmals ſchaden ſie, und darin gleichen ſie den böſen Geiſtern, daß man es ſchon für ein Glück hält, wenn ſie nur zu ſchaden aufhören. Wenige ſind davon ausgenommen, die dem Titel und dem Amt des Hirten gerecht werden. Aber auch der römiſche Papſt ſelber iſt allen läſtig und faſt unerträglich. Alle werfen ihm vor, er laſſe Kirchen

verfallen und Altäre veröden, die die Frömmigkeit der Vorfahren gestiftet hat, um Paläste zu bauen und in Purpur und Gold einherzuschreiten. Die Paläste der Priester strahlen, während unter ihren Händen die Kirche dem Schmutz verfällt. Sie plündern die Länder aus, als wollten sie die Schätze des Krösus wieder zusammenbringen. Aber der Herr verfährt gerecht mit ihnen, denn sie selbst sind anderen und oft den gemeinsten Menschen zur Plünderung ausgeliefert, und so lange sie vom Wege abirren, wird ihnen die Geißel Gottes nicht fehlen.

So spreche das Volk, hat Salisbury dem Papst versichert. Auf die Frage, was er selbst denn denke, ist er der Antwort ausgewichen und hat nur an die Äußerung erinnert, die ein Kardinal im Rat Eugens III. getan hat und der er nicht zu widersprechen wage: die römische Kirche sei von Grund aus unehrlich und nähre die Habsucht, die das Haupt und die Wurzel aller Übel sei." (Haller, J., S. 107/108)

Das war Rom, das Haupt der Kirche, das war das Papsttum, das Haupt der Christenheit, in der Mitte des 12. Jahrhunderts nach dem Urteil hoher Geistlicher — Salisbury war nicht der einzige, der so dachte. Leider berichtet er nichts über eine Stellungnahme des Papstes. Dieser hätte mit Recht erwidern können, daß alle diese Vorwürfe nur Kleinigkeiten wären im Verhältnis zu dem, was sich so manche früheren Päpste geleistet hatten — und, falls ihm ein Blick in die Zukunft vergönnt gewesen wäre, hätte er hinzufügen können, Kleinigkeiten auch im Verhältnis zu dem, was sich spätere Päpste in Zukunft, über die Reformation im 16. Jahrhundert hinaus, leisten würden. Wir wollen hier aber keine Geschichte des Papsttums schreiben. Das ist bereits geschehen, wenn auch leider wenig bekannt. Ein Geheimnis war es auch damals nicht, welcher Art die Persönlichkeiten waren, die auf dem päpstlichen Stuhl saßen. Den Römern waren sie trotz ihrer Würde keineswegs unantastbar. Sie ließen nicht nur ihren Spott an ihnen aus, sondern erhoben oft genug auch die Waffen gegen sie. Für die treugläubigen Deutschen aber war und blieb der Papst eine verehrungswürdige Gestalt, der bei jeder Schwäche des jeweiligen Herrschers unter ihnen willfährige und ergebene Helfer für seine Ziele fand — wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Allerdings, Kaiser Friedrich I. und sein Kanzler waren nicht die Männer, bei denen so etwas gelang. Sie waren aber auch nicht die Männer, Grundsätzliches am Aufbau und Inhalt der Kirche zu ändern, weil sie genau wie ihre Vorgänger seelisch an das Christentum gebunden waren.

Solange das so war, hatte das Papsttum es gar nicht nötig, irgendetwas zu ändern. So ist auch auf die Vorhaltungen von Salisbury nichts unternommen worden. Gefährlich wurde es dagegen, wenn empörte Geistliche, wie ein Arnold von Brescia, sich an die Öffentlichkeit wandten und die Menschen aufzuklären suchten. Dann wurde etwas unternommen. Die Auslieferung dieses Mannes an den Papst war denn auch ein Punkt des Konstanzer Vertrages gewesen, und diesen Punkt hatte Friedrich erfüllt, worauf-

hin Arnold als Ketzer hingerichtet wurde (1155). Inzwischen hatte der Kaiser einiges dazugelernt; er wußte nun, daß er den Papst zu seinen Gegnern rechnen mußte.

1158 zog ein starkes Heer aus dem Norden in die Lombardei. Das starke Mailand mußte nach Kämpfen seine Tore öffnen. Friedrich legte den lombardischen Städten die „ronkalischen Gesetze" auf, mit denen die kaiserlichen Rechte wiederhergestellt wurden. Dieser Erfolg war allerdings von kurzer Dauer, nicht zuletzt deswegen, weil im Hintergrund der Papst aufwiegelnd wirkte. Ein einheitlicher oberitalienischer Staat, fest in das Reich eingefügt, konnte dem Papsttum niemals recht sein. So schürte er die Unzufriedenheit und kam damit der Stimmung entgegen, denn auch die Städte wollten ihre Selbständigkeit wiedergewinnen. Wenige Monate später, Anfang 1159, empörten sie sich wieder. Neue Kämpfe entbrannten.

In diesem Jahr starb Hadrian IV. Wieder einmal wurden jetzt zwei Männer zu Päpsten gewählt. Der eine war der bekannt kaiserfeindliche Alexander III., der andere, Viktor IV., war auf deutschen Einfluß hin erhoben worden. Er wurde von den Kirchenfürsten des Reiches mit Ausnahme des Erzbischofs von Salzburg anerkannt. Alexander stützte sich auf die Feinde des Reiches in Italien. Frankreich und England stellten sich aus politischen Gründen auf seine Seite, um dem Übergewicht des römisch-deutschen Reiches entgegenzuwirken. Alexander sprach den Bann über den Kaiser aus, später auch über dessen Kanzler Rainald, Erzbischof von Köln, ohne daß dieser Schritt im deutschen Raum Schaden anrichtete. Wie zuvor hatten die Auseinandersetzungen zwischen Kaisertum und Papsttum keine religiösen Ursachen; es ging auch nicht um die Anerkennung des Papsttums als oberster Stelle der Kirche, nur um die politische Stellung des Papstes im Reich. In Oberitalien setzte Alexander seine Wühlarbeit fort, was wiederholte Aufstände zur Folge hatte. Sie beschäftigten den Kaiser jahrelang. Einen vorübergehenden Abschluß bildete die Eroberung Mailands (1162), das nun dem Erdboden gleichgemacht wurde. Harte Bedingungen trafen auch die anderen Städte. Es wurde wieder viel Treue geschworen.

1162/63, also ein Jahr, hielt Friedrich sich nun in Deutschland auf. Das wichtigste Ergebnis dieser Zeit war die Abtrennung Schlesiens von Polen. Es wurde zunächst als Lehen an Böhmen übertragen. Da letzteres schon fester Bestandteil des Reiches war, gehört also Schlesien seitdem, seit 800 Jahren, ebenfalls dazu.

Im Osten war inzwischen Heinrich der Löwe weiter erfolgreich gewesen. Nachdem er Adolf von Schauenburg gezwungen hatte, ihm Lübeck zu übergeben, war die Bahn im Ostseeraum für ihn frei. Heinrich unterwarf die Obotriten, während die mit ihm verbündeten Dänen Kriegszüge über See nach Rügen und Pommern unternahmen (1159). Als Heinrich darauf in Italien weilte, erhoben sich die Obotriten wieder. Nach seiner Rückkehr führte er im Bunde mit Waldemar von Dänemark einen Strafzug, bei dem

Niclot, Fürſt der Obotriten, nach 30jährigem Abwehrkampf den Tod fand (1160). Den Weſtteil des Obotritenlandes übertrug Heinrich nunmehr ſeinem Gefolgsmann Gunzelin, der ſeinen Sitz in Schwerin nahm. Die beiden Söhne Niclots, Pribislav und Wratislav, flüchteten nach Oſten und ſetzten von dort den Widerſtand fort. Ihre Erhebung im Jahre 1163 ſcheiterte jedoch ſchnell.

1164 verſuchte Pribislav — ſein Bruder war Gefangener bei Heinrich — einen neuen Aufſtand, bei dem er von den Pommern unterſtützt wurde. Da die Fürſten Bogislav und Kaſimir von Pommern bereits Chriſten waren, ging es für ſie nicht mehr um Abwehr des Chriſtentums, ſondern um den Erhalt ihrer politiſchen Freiheit. Jetzt bot Heinrich ein ſtarkes Heer auf und veranlaßte Waldemar, ſich mit ſeiner Flotte an dem Feldzug zu beteiligen. Pribislav und die Pommern mußten den Kampf aufgeben. Vor einem endgültigen Sieg über die Pommern zog Heinrich ab, weil er mit gutem Grund die Gelüſte ſeines Freundes Waldemar von Dänemark fürchtete und deshalb die Pommern nicht zu ſehr ſchwächen wollte. Er einigte ſich mit Pribislav, dem er den öſtlichen Teil des Obotritenlandes als Lehen übertrug. (Dieſes Geſchlecht regierte dann bis 1918 in Mecklenburg).

Weſtpommern zahlte Tribut an Heinrich.

Das Land bis zur Oder gelangte — nach über 200jährigen blutigen Kämpfen — endlich zur Ruhe, die infolge der Entvölkerung vielfach die Ruhe des Friedhofs war. Heinrich zog neue Siedler ins Land. Sie waren gleichzeitig Träger des Chriſtentums, dem die alten Bewohner weiterhin Widerſtand entgegenſetzten.

„Aber zugänglich für das Chriſtentum waren die Wenden in Mecklenburg ſo wenig als irgendwo ſonſt. Der Fürſt Borwin (Sohn Pribislavs) ſeufzt über die Inſolenz (Unverſchämtheit) ſeines Volkes, die die Vollendung der Kloſterſtiftung in Doberan verhindere." (Hauck, 4., S. 624)

Und er berichtet:

„Der däniſche Geſchichtsſchreiber Saxo erklärt rund heraus das ganze wendiſche Chriſtentum für Scheinweſen."

Hier im Oſten war es genau ſo wie in Weſtelbien:

„Nicht dem Biſchofsſtabe noch der aufopfernden Tätigkeit der Miſſionare, nur dem Schwerte der weltlichen Machthaber — vor allem Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären — iſt die Chriſtianiſierung Nordalbingiens, Mecklenburgs und Brandenburgs zu danken."[46])

In Pommern trieben die Fürſten die Verchriſtung voran.

„Der furſt in hinterpomern Zubislav hette in dieſſer Weil gutten Fried, darum gedacht er Gots Ehr zu vermehren und ſtiftete im Jar 1170 das hupſche Cloſter Oliua bey Dantzigk und beſetzte es mit einem fromen und gelerten Abte und vielen Munnichen, das ſie daſelbſt Tag und Nacht Gotte dienen

[46]) Prof. Dr. M. Philippſon: „Heinrich der Löwe", 1918, Leipzig, S. 250, 2. Auflage.

ſolten und gab viele Gutter und Einkomens darzu und was das Merenteil daſelbſt . . . (Er hat nicht weit darvon ein Schloss gehapt zu Gdantzk, da er gemeinlich gelegen hat mit Hofe)." (Kantzow, S. 116)

Es ging auch hier nicht ohne Schwierigkeiten ab.

„Hirnach hat Hertzog Schwantepolck in Hinterpomern das Abtcloſter Bukow geſtiftet und es mit teutzſchen Monnichen beſatzt. Daſſelbig hat den Hinterpomern (als die noch Wendiſch weren und keine Teutzſche zu ſich einſtatten wolten) ſehr verdroſſen und ſeint aufrhüriſch geworden und haben die Monniche verjagt und das Cloſter nidergebrochen. Dan ſie ſahen, das die Sachſen, ſo in Vorpomern gekhomen, ſo übermütig und unbillig gegen ire Landslewte, die Wende, handelten, das ſie dieſelben nicht allein von allen Emptern und Wyrden ſtieſſen, ſonder auch gar aus den Stetten und Dorffern verdrungen. Darum beſorgten ſie, wo die Teutzſchen etwar auch ein Einganck in ire Land bekhemen, ſo wurden ſie inen auch nichts anders thun, und wolten darum keine Teutzſchen im Lande leiden, noch in den Cloſtern oder ſunſt." (Kantzow, S. 148)

Das Schwert hatte Heinrich dem Löwen auch politiſch einen erheblichen Machtzuwachs gebracht. Er war Herr der Oſtſeeküſte zwiſchen Lübeck und der Oder und knüpfte als ſolcher wirſchaftliche Verbindungen nach Schweden und zu den baltiſchen Ländern bis hin nach Rußland (Nowgorod). Der Handel der Hafenſtädte blühte auf. Heinrich hatte in ſeinem Herrſchaftsgebiet faſt königliche Rechte, wodurch er natürlich mit anderen weltlichen und geiſtlichen Fürſten in Streit geriet. Der Kaiſer ſtützte jedoch ſeinen Vetter und diente damit fraglos dem Reich, denn nur eine ſtarke Hand konnte ſich im Norden und Oſten durchſetzen. Die Freundſchaft mit dem Dänenkönig Waldemar zerbrach allerdings bald im Streit um Rügen.

Dieſe Inſel hatte ſeit Jahrhunderten ihre Selbſtändigkeit bewahrt und in häufigen und wechſelhaften Kämpfen gegen Dänen, Obotriten und Pommern behauptet. Seit Lothar waren auch die Sachſen als Feinde dazugekommen. Rügen war jetzt die letzte Baſtei des Heidentums zwiſchen Elbe und Weichſel: es lag, auch bildlich geſprochen, wie eine Inſel im Meere des Chriſtentums ringsum. Trotzdem dachten die Rügener nicht daran, ſich aus freien Stücken der neuen Religion anzuſchließen. Sie ließen im Gegenteil eine Tätigkeit chriſtlicher Sendboten nicht zu.

Helmold, der zeitgenöſſiſche Schriftſteller, meint:

„Indes zeichneten ſich die Ranen, obwohl der Haß gegen das Chriſtentum und der Zündſtoff des Aberglaubens mächtiger waren als bei den übrigen Slaven, doch durch viele natürliche Vorzüge aus. Sie übten in hohem Grade Gaſtfreundſchaft und erwieſen den Eltern die ſchuldige Ehre. Auch fand man bei ihnen keinen Dürftigen oder Bettler." (S. 253)

Wieder einmal findet ſich hier die Bezeichnung Slaven (Sclavi) im Zuſammenhang mit dem Glaubensgegenſatz, und die Rügener (Rugianer) gelten bis heute als „Slawen", obwohl ſchon ihr Name germaniſch iſt.

Auch die Dänen hatten keinen Versuch einer Verchristung gemacht, nicht einmal in den letzten Jahren, in denen sie die Überlegenen gewesen waren. Die Rügener mußten ihnen sogar, 1162, 1164, und 1165 Heeresfolge gegen die Pommern leisten. Aber sie gaben den Kampf um ihre Freiheit nicht auf.

„Und daruber pleben (blieben) die Rhugianer, so eine geringe Landtschafft, mit grossem Wreuel (Frevel) Unchristen. Aber daraus erscheinet, das es ein sonderlich menlich und behertzet Volck gewest ist und noch iren alten Füreltern, so in welsche Lande und anders wohr grosse Tatten gethan, an Krafft und Tugenden nicht abgeartet seint gewest, wiewol sie solliche ire Starcke gemisbraucht und inen selbst die Lenge Unterganck und Verterb dardurch erworben haben." (Kantzow, S. 102).

1167 erhoben sie sich. Der letzte Kampf begann. Sachsen, Obotriten, Pommern und Dänen wurden gegen sie aufgerufen. Kreuzzugstimmung herrschte — und außerdem lockten die Reichtümer der Insel. Unter Mord und Verwüstungen rückten die Heere vor. Gegen diese Übermacht war Widerstand zwecklos. Die Eroberung Rügens wurde den Dänen überlassen. Ihnen ergaben sich 1168 die Fürsten der Rügener, Tetzlav und Jaromir (noch 1843 schreibt Giesebrecht die Namen Tetislav und Jarimar, und besonders der letztere klingt noch nicht „slawisch" wie Jaromir.)[47])

Die letzten heidnischen Heiligtümer, unter ihnen der „Tempel" der Swantewit (Schwanteweit) — beides nordische Namen! — wurden zerstört. Nachdem Rügen von den Dänen besetzt worden war, folgten die üblichen Massentaufen. Das Christentum hatte gesiegt.

Wie wenig aber seine Vertreter noch 90 Jahre später Anerkennung gefunden hatten — oder wie gut sie erkannt waren — geht aus einer Bemerkung Kantzows hervor:

„Des folgenden Jares (1256) wurt auch Jaromar, der Furst von Rhugen, mit seiner Stat Bart zwistig von deswegen, das er ein Closter in die Stat bawen wolte, welchs die Burger nicht gestattet wolten. Dan sie besorgten sich, es wurde gemeiner Stat zu Schaden gelangen. Dan wo die Monniche ersten recht einnistelten, pflagen sie gemeinlich alle Gutter und Vermugen der Stette bey sich bringen". (S. 155) Und der Fürst gab nach!

Hier soll auch noch eine Bemerkung Kantzows folgen, die, wenn auch Pommern betreffend, zeigt, daß die im Osten neu eingesetzten Kirchenfürsten in ihrer „Treue" zum Landesherrn gleichermaßen „großzügig" waren wie auch sonst im Reich.

„Zu diessen Zeiten (nach 1300) setzte sich auch der Bischoff von Camyn, Heinrich, gegen seine Patronen, die Hertzogen in Pomern, und dranck sich in ire Gerichtswalt und Obrikheit und machte Verstentnus mit den Markgrafen (Brandenburg)" (diese waren ja damals Feinde), „wie dan derselbigen

[47]) Ludwig Giesebrecht: „Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182", Berlin, 1843

heiligen Veter Gewonheit iſt, wan man ſie reich und vheiſt gemacht, das ſie ſelbſt Hern wollen ſein und die Hern zu Knechte machen." (S. 176)

In Rügen waren jedenfalls nach 1168 die Dänen Herren, Waldemar trat nun nicht, wie vereinbart, die Hälfte der Beute an Heinrich den Löwen ab, und darüber erzürnt, gab dieſer den Wagriern, Obotriten und Pommern freie Hand zum Seekrieg gegen die Dänen. Sie hatten dabei vollen Erfolg. Wie berichtet wird, ſollen in Mecklenburg an einem Tag 700 Dänen als Sklaven verkauft worden ſein. Nach zweijährigen Kämpfen (1169/1170) gab Waldemar nach und lieferte 1171 die Hälfte der Beute aus. Rügen wurde zwiſchen ihm und Heinrich aufgeteilt. Damit war zwar dem Willen Heinrichs Genüge getan, doch das Zerwürfnis blieb beſtehen. In den folgenden Feldzügen der Dänen unterließ Heinrich jede Unterſtützung.

Mit der Verchriſtung Rügens waren in dieſem norddeutſchen Raum die kriegeriſchen Auseinanderſetzungen um den Glauben zu Ende. Seit ihrem Beginn zur Zeit Ottos I. waren über 200 Jahre vergangen, in denen Tod und Verwüſtung über die oſtelbiſchen Lande gekommen waren. Nicht zu Ende ging die innere Auseinanderſetzung mit dieſem Glauben — und ſie dauert bis heute an. Im Rahmen dieſer Unterſuchung beſchäftigen uns die Auswirkungen, die in der damaligen Zeit auftraten. Zu ſchildern iſt weiterhin der Fortgang der Kämpfe zwiſchen Papſttum und Kaiſertum, die letzten Endes ebenfalls Folgen der Verchriſtung im deutſchen Raum waren.

Während dieſer Vorgänge im Nordoſten, durch die ſich der Machtbereich des Reiches erweiterte, war die Lage in Italien in der Schwebe geblieben. Der erzwungene Frieden mit den oberitalieniſchen Städten war trügeriſch und hielt auch nicht lange vor. Papſt Alexander tat ein übriges, um die Stellung des Kaiſers zu untergraben. Die Entwicklung in den Jahren 1163 bis 1166 in dieſem Raum ſoll hier nicht weiter geſchildert werden, zumal ſie keine Entſcheidung brachte. Im Jahre 1167 ſtand Kaiſer Friedrich nach der Einnahme Roms zwar vor dem Sieg, doch eine Seuche vernichtete plötzlich ſein Heer. Damit war er mit einem Schlage machtlos. Die Folge war, daß die oberitalieniſchen Städte ſich erhoben und ſich gegen ihn zuſammenſchloſſen. Papſt Alexander ſtand natürlich auf ihrer Seite. Friedrich mußte wie ein Flüchtling nach Deutſchland zurückkehren. Seine italieniſchen Pläne waren geſcheitert.

Über ſechs Jahre hielt ſich der Kaiſer danach im deutſchen Raum auf, dem er jetzt ſeine ganze Kraft widmete. Die Beſchränkung auf ſein Amt als deutſcher König wirkte ſich ſegensreich aus. Friedrich war ſich ſeiner Wurzeln und der Kraftquellen ſeines Reiches bewußt. Folgerichtig ſtellte er ſich weiter hinter ſeinen Vetter Heinrich den Löwen und ſtützte ihn gegen ſeine zahlreichen Gegner, weltliche und geiſtliche Fürſten, die zum Teil den gewaltigen Machtzuwachs argwöhniſch verfolgten, zum Teil Opfer ſeines rückſichtsloſen Vorgehens waren. Mehrfach ſtanden ſie dicht davor, die Waffen gegen Heinrich zu ergreifen, doch der Kaiſer ſorgte für Ruhe. Damit

ſchuf er die Vorausſetzungen für die Erfolge Heinrichs des Löwen wie auch Albrechts des Bären im Oſten. Gegen Polen führte der Kaiſer ſelbſt einen Feldzug (1172) und erzwang erneut die Anerkennung der deutſchen Oberhoheit durch Miſeco III. ſowie die Trennung Schleſiens von Polen. Damit wurde Polen bis auf ein kleines Stück von der Oder abgedrängt. Sein Schwerpunkt verlagerte ſich nach Oſten.

Im Bewußtſein der Stärke ſollte jetzt die oberitalieniſche Frage gelöſt werden. Da Verhandlungen nicht zum Ziele führten, entſchloß ſich Friedrich, die Entſcheidung mit den Waffen zu ſuchen. 1174 zog er zum fünften Mal über die Alpen nach Süden. Da eine Reihe von deutſchen Fürſten, unter ihnen auch Heinrich der Löwe, ihre Beteiligung verſagt hatten, war ſein Heer nicht ſtark. So konnte der Kaiſer keinen entſcheidenden Sieg erringen und ſchloß den Feldzug mit einem Verhandlungsfrieden ab. Deſſen Abſprachen wurden aber von den lombardiſchen Städten nicht gehalten. Friedrich wollte noch einmal die völlige Unterwerfung durch Krieg erzwingen, brauchte dazu aber neue und vor allem mehr Truppen. Er wandte ſich dazu an Heinrich den Löwen und bat dieſen — wie es heißt, fußfällig — um Hilfe. Heinrich nutzte dieſe Schwäche und ſtellte Bedingungen, die der Kaiſer nicht annehmen wollte. Daraufhin verweigerte Heinrich jede Beteiligung und Truppenzuführung. Friedrich, der die Schlacht trotzdem wagte, erlitt eine völlige Niederlage. (Legnano, 1176)

Wieder ſtand er vor dem Ende ſeiner Italienpolitik. Jetzt warf er das Steuer herum. Die einzige Möglichkeit, ſeine Gegner zu trennen, war die Anerkennung Alexanders als rechtmäßiger Papſt. Schnell nahm er entſprechende Verhandlungen auf. Sie gelangen. Alexander löſte ihn vom Bann und ſchloß Frieden (1177). Nun fanden ſich auch die Städte zu einem Waffenſtillſtand bereit. Zwar war das Ziel Friedrichs geſcheitert, Oberitalien feſt in das Reich einzugliedern und das Papſttum abhängig zu machen, doch ebenſo der Verſuch Alexanders abgewehrt, ſich zum Herrn über Kaiſer und Reich zu erheben. Da dieſes aber zum Weſen des Papſttums gehörte, konnte auch das jetzige Abkommen nur ein Waffenſtillſtand ſein.

Kaiſer Friedrich hatte wie manche ſeiner Vorgänger die Erfahrung machen müſſen, daß auf Treue der deutſchen Fürſten kein Verlaß war. Das galt in dieſem Fall beſonders für Heinrich den Löwen, der die Unterſtützung durch den Kaiſer zwar zum Vorteil des Reiches, aber vor allem zur Stärkung der eigenen Macht genutzt hatte, ſich jedoch verſagte, als es um die zweite große Aufgabe ging, den Kampf gegen die Anſprüche des Papſttums. Durch ſeine Weigerung, die erbetene Hilfe zu leiſten, hatte er nicht nur ſeine Lehnspflicht verſäumt, ſondern auch eine Reihe von anderen Fürſten daran gehindert, nach Italien zu gehen, weil ſie gewaltſame Übergriffe Heinrichs befürchten mußten. Der Kaiſer hatte daher Folgerungen zu ziehen. Als der Streit zwiſchen Heinrich und Fürſten wieder aufflammte, griff er nicht wie

bisher zu Gunsten seines Vetters ein, sondern berief einen Reichstag ein, zu dem beide Seiten geladen wurden (1179). Als Heinrich dort nicht erschien, nahm das Verfahren seinen Lauf. Offenbar wollte der Herzog es auf eine Machtprobe ankommen lassen, denn er leistete der dreimaligen Forderung, vor einem Gericht zu erscheinen, keine Folge. So wurde 1180 gegen ihn die Reichs-Oberacht ausgesprochen. Damit ging er sämtlicher Lehen verlustig, er wurde für ehr- und rechtlos erklärt. Seine Länder wurden aufgeteilt: Bayern an die Wittelsbacher, die dort bis 1918 regiert haben, Sachsen an verschiedene weltliche und geistliche Fürsten, die Steiermark wurde eigenes Herzogtum. Die Durchführung dieses Urteils mußte durch einen Kriegszug erzwungen werden, da Heinrich sich im Gefühl seiner Stärke widersetzte. Doch merkte er schnell, daß er sich darin getäuscht hatte, denn seine Gefolgsleute fielen größtenteils von ihm ab. Einer seiner letzten Stützpunkte war die Stadt Lübeck. Doch auch von hier mußte Heinrich fliehen, und im Zuge der Einnahme Lübecks, bei der auch Waldemar von Dänemark mitwirkte, erklärte der Kaiser den anwesenden Bogislav von Pommern zum Reichsfürsten. Damit unterstand dieses Land von nun an unmittelbar dem Kaiser. Ende des Jahres 1181 unterwarf sich Heinrich und mußte in die Verbannung an den Hof seines Schwiegervaters, des Königs von England, gehen.

Die Zerschlagung der geschlossenen welfischen Macht hatte für die Ostpolitik den großen Nachteil, daß die Aufgaben im Nordosten nicht mehr wahrgenommen werden konnten, denn die kleinen weltlichen und geistlichen Fürsten waren dazu nicht in der Lage. Waldemar I. von Dänemark und später (1182) sein Sohn Knut VI. errangen die Herrschaft im Ostseeraum. Mecklenburg wurde dänisches Lehen, und Pommern mußte Tribut zahlen (1185).

Der Kaiser hatte sich wieder Italien zugewandt. Er schloß 1183 Frieden mit den lombardischen Städten und regelte die Besitzverhältnisse im übrigen Nord- und Mittelitalien. Während hier die Oberhoheit des Reiches noch anerkannt und durch den Einsatz deutscher Beamter sichergestellt war, mußte den lombardischen Städten größere Selbständigkeit zugebilligt werden. Gleichzeitig suchte Friedrich mit den Normannen, die in Sizilien und Unteritalien herrschten, zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen. Dies gelang durch die Vermählung des Kaisersohnes und Nachfolgers Heinrich mit der — um 11 Jahre älteren — Normannenprinzessin Constanze (1186). Daneben verhandelte Friedrich mit den jeweiligen Päpsten wegen der Krönung seines Sohnes Heinrich zum Kaiser, jedoch ohne Erfolg. Friedrich rückte in den Kirchenstaat ein, mußte jedoch vor einer Entscheidung schnell nach Deutschland zurückkehren, wo infolge von Umtrieben des Papstes Urban III. wieder einige Fürsten abgefallen waren.

Erst als Jerusalem 1187 von den Arabern erobert worden war, wurden die Päpste, Gregor III., dann Clemens III, nachgiebiger, denn sie wollten den Kaiser zu einem neuen Kreuzzug bewegen. 1188 nahm Friedrich das Kreuz,

ſicher nicht nur aus politiſchen Gründen, ſondern auch aus dem Gefühl heraus, als weltliches „Oberhaupt der Chriſtenheit" dieſe Verpflichtung zu haben. Denn auch er war ja trotz des Streites mit dem Papſttum ein frommer Chriſt. Übrigens wurden durch die Kreuzzugspredigten wieder Judenverfolgungen hervorgerufen, und der Kaiſer ließ Schutzburgen für ſie bauen.

Bei ſeinem Auszug 1189 beſtellte Friedrich ſeinen 23jährigen Sohn Heinrich zum Regenten.

Fern der Heimat — und auch fern von ſeinen eigentlichen Aufgaben — ertrank der Kaiſer im Jahre 1190 im Fluße Saleph im Süden Kleinaſiens. Er hinterließ ein innerlich gefeſtigtes Reich, gefeſtigt beſonders deswegen, weil dem Papſttum jeder Einfluß abgeſchnitten worden war. Nach außen hatte es ſeinen Machtbereich bis über die Oder ausgeweitet, in Italien herrſchte Ruhe, errungen durch friedlichen Ausgleich.

Doch trügeriſch waren Macht und Glanz. Schon ihre äußeren Stützen waren zu ſchwach, beruhten ſie doch auf der einen Perſönlichkeit, der des Kaiſers Friedrich, und ſelbſt dieſer Mann war innerlich geſpalten, mußte es als Deutſcher *und* Chriſt ſein. Das zeigt ſchon ſein Kreuzzug nach Paläſtina. Was hatte ein Deutſcher dort zu ſuchen! Und ſein Tod in Kleinaſien iſt mehr als ein äußerliches Ereignis, es iſt ein Zeichen, daß ſelbſt dieſer Mann innerlich dem Deutſchtum entfremdet war. Als Deutſcher, der ſeinen Glauben ernſt nahm, konnte er zwar den *politiſchen* Machtanſpruch des Oberhirten ſeines Glaubens auf ſich und die Deutſchen, ſelbſt auf die deutſchen Kirchenfürſten abwehren, nicht aber den *ſeeliſchen* Einfluß. Ja, *als Chriſt konnte er das nicht einmal wollen*. Und wie das für ihn, den Kaiſer, galt, ſo traf es für die anderen Träger des Reiches zu, mehr oder weniger ſtark. Damit waren auch die Fundamente, die Grundlagen, des Reiches brüchig. Denn der Einfluß des Chriſtentums und damit der Kirche auf die Seelen war eine Kraft, die ſpaltend und ſtörend, ja zerſtörend wirken mußte, und das fortdauernd durch die Jahrhunderte, unabhängig von der Lebensdauer einzelner Perſönlichkeiten. Dieſe Riſſe konnten ſelbſt von den mächtigſten römiſch-deutſchen Kaiſern, auch von Friedrich, nur vorübergehend überdeckt werden. Über all ihrem Mühen, über Tod und Leid vieler anderer Menſchen ſtand ſo das Wort: Umſonſt! Auch das iſt eine Folge der Verchriſtung!

Heinrich VI.

Heinrich VI. sah sich schon als Regent vor Schwierigkeiten. Als 1189 Kaiser Friedrich zum Kreuzzug ausgezogen war, kehrte Heinrich der Löwe unter Bruch seines Wortes aus der Verbannung zurück, fand in Sachsen, Holstein und Mecklenburg Gefolgsleute und traf Anstalten, seine Herrschaft im Norden wieder aufzurichten. Er wurde zum Reichsfeind erklärt. König Heinrich leitete einen Kriegszug gegen ihn ein, brach ihn aber vor einer Entscheidung wieder ab, weil weit im Süden eine neue Lage entstanden war.

Durch Todesfälle bei den Normannenfürsten wurde plötzlich Constanze, die Gemahlin Heinrichs, Erbin dieses Landes. Durch sie erwarb Heinrich selbst rechtmäßigen Anspruch auf die Herrschaft in Sizilien und Unteritalien. Dagegen wurde sofort der Papst (Clemens III.) tätig, denn die Vereinigung dieser Gebiete mit dem Reich, dazu unter einem Herrscher, bedeutete das Ende jenes jahrhundertelang geübten Spiels der Päpste, die Normannen gegen das Reich einzusetzen. Mit seinem Einverständnis wurde ein anderer König der Normannen gewählt; und Clemens entband die Normannen vom Eid gegenüber Constanze.

Dieser Entwicklung in Süditalien wollte König Heinrich so schnell wie möglich entgegentreten. Er schloß Frieden mit Heinrich dem Löwen, nahm zur Sicherheit dessen Sohn als Geisel mit und führte sein Heer nach Süden. Dennoch ging der Bürgerkrieg im Norden weiter. Diese Schwäche des Reiches nutzten die Dänen aus; sie griffen in Holstein ein.

Auf diesem Zug nach Süditalien erhielt der König die Nachricht vom Tode seines Vaters.

Während Heinrich 1191 in der Lombardei weilte, war in Sizilien der „Kreuzfahrer" Richard Löwenherz, König von England, an Land gegangen. Er hatte dort zwar nichts zu suchen, doch trug er den Normannen seine Unterstützung gegen den deutschen König an. Der Papst billigte das. Trotz dieser Verbindung und trotz seines frommen Zieles hauste Richard in Sizilien wie ein Feind. Nichtsdestoweniger waren die Engländer für die reichsfeindlichen Normannen eine Verstärkung.

König Heinrich beabsichtigte, seine Anwesenheit in Italien auch dazu zu benutzen, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Diese Erhöhung seiner Stellung schien ihm gerade den Normannen gegenüber nützlich, zumal sie den Papst dazu veranlassen mußte, seine Umtriebe bei den Normannen einzustellen. Doch der Papst, jetzt Coelestin III., im Alter von 85 Jahren zu diesem Amt gekommen, zögerte seine Einwilligung hinaus. Wieder einmal zeigte es sich, daß das — wie wir wissen, angemaßte — Recht des Papstes, die Kaiserkrone zu vergeben, als Druckmittel verwendet wurde, wenn die Lage es irgend erlaubte. Diesmal hatte Heinrich es verständlicherweise eilig, denn sein Ziel war Süditalien. Er erkaufte die Einwilligung des Papstes damit — eine Schande für beide Seiten —, daß er den Römern die kaiserlich

gesinnte Stadt Tusculum zur Zerstörung überließ. Dieser Verrat — man kann die Tat Heinrichs nicht anders bezeichnen — war zugleich ein Zeichen für seine Art: Bei der Verfolgung seiner Ziele kannte er keine sittliche Grenzen.

Im April 1191 wurde Heinrich zum Kaiser gekrönt. Danach setzte er den Marsch nach Süden fort. Vor Neapel brach eine gefährliche Seuche in seinem Heer aus, durch die es fast völlig vernichtet wurde. Das Vorhaben Heinrichs war gescheitert; er selbst kehrte fluchtartig nach Deutschland zurück. Seine Frau Constanze wurde als Gefangene nach Sizilien geführt, später nach Deutschland entsandt.

In Deutschland sah sich der Kaiser einer gefährlichen Entwicklung gegenüber. Der gesamte Norden, von Lothringen bis Böhmen, schloß sich gegen ihn zusammen. Hinter seinen Gegnern stand auch hier der Papst. Anlaß für den Abfall waren nicht nur äußere Dinge, der Rückschlag in Italien, der Streit um die Besetzung des Bistums Lüttich, die alte Feindschaft Heinrichs des Löwen, viel mehr werden die Persönlichkeit des Kaisers und seine Art dazu beigetragen haben. Denn er hatte zwar unstreitig überragende Geistesgaben, doch fehlte, kurz gesagt, das Herz. Jung, vielleicht allzu jung in seine hohe Stellung gelangt, fühlte er sich als Herrscher und verfolgte kühl und nüchtern, ohne Bedenken und Rücksichten, sein Ziel, die Herrschaft über das Abendland.

In seiner jetzigen bedrängten Lage spielte ihm der Zufall ein wertvolles Pfand zu: Richard Löwenherz fiel ihm auf der Rückkehr vom — gescheiterten — Kreuzzug in die Hände. Entgegen jeder ritterlichen Gepflogenheit, zumal einem König und Kreuzfahrer gegenüber, setzte er ihn gefangen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß Richard sich als Feind des Kaisers und des Reiches gezeigt hatte. Heinrich erpreßte unter der Drohung, ihn an den König von Frankreich, seinen Todfeind, auszuliefern, ein ungeheures Lösegeld von ihm — 150 000 Mark in Silber. Mit diesen Mitteln stellte Heinrich ein neues Heer auf, das aber nicht etwa für Deutschland, sondern für die geplante Sizilienfahrt gedacht war. Gegen die inneren Feinde, vor allem gegen Heinrich den Löwen, seinen Schwager, diente der König ihm als Druckmittel. Bis 1194 war die Lage im Inneren wieder bereinigt, die Stellung des Kaisers gesichert. Richard Löwenherz wurde entlassen, nachdem er sein Königreich als Lehen des Reiches hatte anerkennen müssen. Allein diese letzte Demütigung zeigt, wie übersteigerter Machtwille nüchternes politisches Denken verwirrt, denn der Kaiser mußte doch genau wissen, daß derartige Verpflichtungen für Richard nur so lange galten, bis er die Grenzen des Reiches überschritten hatte.

Im gleichen Jahr 1194 zog Heinrich nach Sizilien und wurde in Palermo zum König der Normannen gekrönt. Zur Sicherung seiner Herrschaft übergab er zahlreiche Güter an deutsche Adlige und setzte deutsche Ministeriale als Beamte ein. Die Leitung der mittelitalienischen Länder übertrug er eben-

falls Deutschen. So saßen zwar überall in Italien Männer, auf deren Ergebenheit sich der Kaiser verlassen konnte, doch war es nun einmal eine dünne Herrenschicht, von Natur aus und manchmal auch auf Grund menschlicher Mängel bei der Bevölkerung unbeliebt. Die Herrschaft hing allein von der Stärke des Reiches ab. Und dessen Kraft ging nach wie vor vom deutschen Raum aus.

Heinrich aber verlegte den Schwerpunkt in den Mittelmeerraum. Von Sizilien aus wollte er seine Herrschaft über diesen Raum ausweiten. Auf spanische Länder richtete er seine Blicke, Nordafrika zahlte Tribut, die Könige von Armenien und Cypern wurden seine Lehnsleute, ja, er erhob Anspruch auf das oströmische Reich. Eine solche Machtstellung des römisch-deutschen Kaisers war noch nie dagewesen, und unter Zeitgenossen und Geschichtsschreibern fanden sich, wie üblich, Bewunderer genug. Doch das war keine deutsche Politik mehr, nicht einmal römische, sondern maßlose Weltpolitik.

Im Norden Deutschlands, das sich selbst überlassen blieb, tobte der Bürgerkrieg weiter, auch als Heinrich der Löwe i. J. 1195 gestorben war. Die Dänen griffen nach der Herrschaft im Raum der westlichen Ostsee.

Der Kaiser suchte die Macht seines Hauses für die Zukunft dadurch zu sichern, daß er die deutschen Fürsten durch Zugeständnisse — bei den weltlichen Erblichkeit ihrer Lehen — dazu bewegen wollte, vertraglich für seine Nachfolger die Erbfolge in der Königs- und Kaiserwürde zuzugestehen. Dieser Vorschlag verfiel am Ende der Ablehnung, weil die Fürsten nicht auf ihr Wahlrecht verzichten wollten. Den gleichen Versuch für die Kaiserwürde und für die Erbfolge in Sizilien machte er beim Papst. Dieser ging ebenfalls nicht darauf ein, weil weder ein Erbreich noch die Verbindung Siziliens mit diesem Reich im Sinne des Papsttums sein konnten. Diese Verhandlungen spielten sich im Jahre 1196 ab.

Nach dem Fehlschlagen seiner Pläne im Inneren wollte der Kaiser einen Erfolg nach außen erringen und den schon länger geplanten Kreuzzug durchführen. Zunächst aber drohte ein Aufstand in Sizilien, verbunden mit einem Attentat gegen den Kaiser. Papst und Constanze sollen dabei beteiligt gewesen sein. Heinrich, davon unterrichtet, schlug den Aufstand nieder und verhängte überaus grausame Strafen. Während nun das Kreuzheer auf dem Marsch durch Italien war (1197), befiel den Kaiser eine tödliche Krankheit. Im Wissen, daß zur Zeit niemand da war, der sein Werk fortführen konnte, wollte er retten, was zu retten war. Um seinen schärfsten Gegner, den Papst, zufriedenzustellen und zur Ruhe zu bewegen, überließ er ihm Teile Italiens, teils als Lehen, teils als Besitz. Constanze sollte auch Sizilien von ihm zu Lehen nehmen. Konnte Heinrich glauben, daß diese Zugeständnisse irgendeine Wirkung haben würden?

Heinrich VI. starb im Alter von 32 Jahren. Er wurde in Palermo beigesetzt, gleichsam als Sinnbild für sein Streben, bei dem er die Verbindung zum Norden gelöst hatte. Wieder war kein erwachsener Erbe vorhanden,

wieder kam eine Zeit des Papsttums. An seine Spitze gelangte wenige Monate nach dem Tode Heinrichs VI. eine der stärksten Persönlichkeiten der mittelalterlichen Kirche, Innozenz III. (1198—1216), 37 Jahre alt. Bei seinen Erfolgen darf allerdings nicht übersehen werden, daß die Lage für ihn besonders günstig war: die Kaiserin Constanze, die in Sizilien blieb, entfernte die Deutschen aus ihren Staatsstellen und schloß mit dem Papst einen Vertrag, der ihm noch mehr Einfluß sicherte. Außerdem machte sie ihn in ihrem Testament zum Vormund ihres Sohnes Friedrich Roger. Als Constanze im Jahre 1198 starb, blieb dieser vierjährige königliche Waisenknabe als Mündel des Papstes zurück.

Nach dem Ausfall der Reichsgewalt geriet das ganze Reich in Unruhe. In Sizilien brach ein Bürgerkrieg aus, bei dem sich eine deutsche und eine normannische Partei bekämpften, wobei viele vor allem an den eigenen Vorteil dachten. Aufruhr gegen die deutsche Herrschaft erhob sich auch in den anderen Teilen Italiens. Hier hielten sich einige deutsche Herren, doch sie standen auf verlorenem Posten. Einmal trennte päpstlicher Herrschaftsraum Unteritalien von Norditalien, zum anderen fehlte der notwendige Rückhalt aus Deutschland. Dessen Kraft aber war gelähmt, weil ebenfalls gespalten.

Philipp und Otto IV.

Im Süden war Heinrichs Bruder Philipp, kaum 20 Jahre alt, im Norden Otto, der jüngste Sohn Heinrichs des Löwen, 16 Jahre alt, zum König erhoben. So tobte auch hier wieder der Bürgerkrieg. Diese Lage im Reich bot dem Papst beste Möglichkeiten für seine Machtpolitik. Sie erstreckte sich auch über die Grenzen des Reiches hinweg.

Der Kreuzzug ins „Heilige Land", damals im Besitz des Sultans von Ägypten, bei den Christen „Babylon", Sitz des Satans, genannt, war abgebrochen, und die deutschen Ritter kehrten in die Heimat zurück, wo sie bald in dem nun ausbrechenden Bürgerkrieg zwischen Welfen und Staufern Beschäftigung fanden. Auf Grund der inneren Schwäche hatte das römisch-deutsche Reich mit dem Sultan sogar einen Frieden abgeschlossen, der bis 1202 dauern sollte. Bereits ab 1200 lief aber schon die Werbung für den nächsten Kreuzzug, der besonders französische und flämische Herren Folge leisteten — zum Teil wie üblich aus rein persönlichen Gründen, entweder um einer Strafe zu entgehen oder um zu Reichtum zu gelangen. Die großen Summen, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden, waren aber schon in Venedig zu Ende. Sie stellten sich daher dem Dogen von Venedig zu einem Kriegszug gegen eine ungarische Hafenstadt an der Adria, Zara, deren Bevölkerung römisch-christlich war, zur Verfügung. Dort winkte reiche und leichte Beute. 1202 wurde die Stadt erobert, geplündert und ausgemordet. „Deswegen werden sie vom Papst in den Bann getan, später jedoch auf Verwendung des Alexius, dem Sohn des Griechenkaisers (Konstantinopel), losgesprochen und mit Alexius ausgeschickt, die Ostkirche der römischen Kirche zu unterwerfen" (Kölner Königschronik).

Die Ostkirche erkannte die kirchliche Vorrangstellung (Primat) des römischen Papstes nicht an. Außerdem gab es einige — für Christen — wesentliche Unterschiede in der Lehre: Sie betrafen 1. die Aussendung des Heiligen Geistes (im Westen: von Gottvater und Gottsohn, im Osten: nur von Gottvater), 2. das Fegefeuer (gab es nur im Westen, nicht im Osten), 3. das Abendmahl (im Westen: mit ungesäuertem Brot, im Osten: mit gesäuertem Brot). Das waren natürlich Gründe genug, um Menschen als Ketzer zu bezeichnen und zu behandeln! Obwohl die oströmischen Herrscher und Fürsten die Kreuzheere, die zu Lande nach Palästina unterwegs waren, stets unterstützt hatten, war jetzt die Gelegenheit günstig, d i e s e s Christentum zu vernichten — und auch die politische Herrschaft über das oströmische Reich zu erringen. Bei solchen „hohen" Zielen konnte die Vernichtung einer Stadt (Zara), selbst wenn sie dem „wahren" Glauben anhing, keine Rolle spielen, auch wenn sie mit einem Kampf um Ostrom nicht das geringste zu tun hatte.

1204 wurde Konstantinopel genommen und Graf Balduin von Flandern

zum „lateiniſchen Kaiſer" gewählt. Das Ergebnis dieſes gnadenloſen Kampfes war wieder eine „Kulturtat":

„Von den in Konſtantinopel aufgehäuften Kunſtwerken, den Statuen, Gemälden und den Bibliotheken, blieb nahezu nichts erhalten. Alles wurde zerſchlagen, verbrannt, eingeſchmolzen. In der Hagia Sophia, der größten Kirche der Chriſtenheit, warfen die Sieger die Hoſtien aus den Kelchen und prügelten ſich gegenſeitig um das Gold und die Juwelen der Kirchenſchätze, während eine Dame aus ihrem Gefolge den Chorſtuhl des Patriarchen beſtieg, unzüchtige Lieder ſang und vor dem Altar tanzte. In den Straßen und durch die Häuſer floß das Blut der getöteten Einwohner. Da Konſtantinopel die weitaus größte und reichſte Stadt der chriſtlichen Welt war, ſo überſtieg die Beute — einſchließlich aller Reliquien — jegliche Erwartung. Allein der Anteil der Kreuzfahrer, die ja nicht einmal die Hälfte erhielten, betrug die ſiebenfache Einnahme des Königs von England.

Auch Griechenland fiel ihnen zur Beute."[48])

Das war ihr — und des Papſtes — heiliger Krieg!

Immerhin fanden ſich auch damals freie Geiſter, die das Treiben des Papſtes erkannten. Es war eine Blütezeit ſatiriſcher Dichtung. Einer der hervorragendſten Sänger und Dichter jener Zeit, Guiot von Provins, ſchleuderte Rom ſeine vernichtende Anklage entgegen:

„Rom, das uns ausſaugt und verſchlingt,
Der Bosheit Quell, draus zu uns dringt
Jedwedes Laſter, einem Teich
von Ungeziefer iſt es gleich.
Was immer mag geſchehen dort,
iſt wider Gott und Gottes Wort."

(entnommen aus H a l l e r , a. a. O., 3. Band, S. 310)

Doch ſittliche und moraliſche Vorhaltungen konnten einen Innozenz nicht treffen, deſſen Ziel politiſche Macht war. Dafür mußte er erſtmals die Spannung in Deutſchland und Europa erhalten, fördern und ausnutzen. Frankreich ſtand gegen England, und König Philipp Auguſt von Frankreich unterſtützte in Deutſchland Philipp, den Staufer, König Richard Löwenherz von England ſtand hinter Otto, dem Welfen! Und da die Menſchen innerlich an das Papſttum gebunden waren, mußten die Könige und Fürſten verſuchen, ſeine, des Papſtes, Unterſtützung zu gewinnen.

Das galt beſonders für die beiden deutſchen Könige. Philipp von Schwaben, der ſich als Erbe der Staufer fühlte und zunächſt auch über die größere Macht verfügte, trat gegenüber dem Papſt ſtolz als Vertreter des Reiches auf. Die Fürſten, die auf Philipps Seite ſtanden, verwahrten ſich ſogar gegen den Anſpruch des Papſtes, Schiedsrichter im Streit um die Krone zu ſein.

---

[48]) E b e r h a r d O r t h b a n d t : „Die Zeit der Staufer", Weltgeſchichte in Zeitberichten, Dr. Riederer-Verlag, Stuttgart, 1965, S. 190.

Otto hingegen machte dem Papſt erhebliche Zugeſtändniſſe, indem er ihm die Herrſchaft über Italien und Sizilien zuſicherte. So trat Innozenz 1201 auch öffentlich auf ſeine Seite, nachdem die Abſprachen vertraglich feſtgelegt waren. Nun verſtärkte er ſeine Wühlarbeit gegen Philipp und ſuchte die Fürſten von ihm abzuziehen. Das gelang bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen und beim König Ottokar von Böhmen (1202). So erreichte Otto im Jahre 1203 den Höhepunkt ſeiner Macht.

Jetzt machte auch Philipp dem Papſt Zuſicherungen. Eine Einigung war zunächſt nicht zu erzielen, doch als der Staufer von 1204 an militäriſche Erfolge hatte, als die Fürſten wieder auf ſeine Seite traten und ſein Sieg ſich abzeichnete, nahm auch der Papſt die Verhandlungen wieder auf. Da wurde Philipp i. J. 1208 durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet, der erſte Königsmord in der deutſchen Geſchichte.

Der Papſt ließ dieſe Tat als „Gottesurteil" (!!) verkünden — und wandte ſich wieder Otto zu.

Dieſer, wie man ſagte, „König von Gottes und Papſtes Gnaden" kam weiter unterwürfig den Wünſchen des Papſtes nach, bekräftigte ſeine früheren Zugeſtändniſſe und ging ſogar noch darüber hinaus, indem er auf ſeine Rechte bei den Biſchofswahlen verzichtete.

Außerdem überließ er dem Papſt das Berufungsrecht, das heißt, alle deutſchen Kirchenſtellen, auch die untergeordneten, konnten ſich zur Entſcheidung von Streitfällen an den Papſt wenden, wodurch dieſer einen ungeheuren Einfluß gewinnen mußte — abgeſehen von den Geldmitteln, die ihm damit zufloſſen. Folge dieſer Zugeſtändniſſe war die Löſung der deutſchen Kirche vom König und ihre wachſende Abhängigkeit vom Papſt.

Dabei hätte Otto das alles nicht nötig gehabt, denn er war ja nun alleiniger Herr in Deutſchland. Die Fürſten waren des zehnjährigen Bürgerkrieges überdrüſſig, und der Ausgleich mit den Anhängern der Staufer gelang durch die Heirat Ottos mit der zwölfjährigen (!!) Tochter Philipps. Aber Otto erſtrebte noch die Kaiſerkrönung in Rom, und die Bereitſchaft des Papſtes hierzu mußte wie üblich ausgehandelt werden.

Im Sommer 1209 zog er mit einem Heer über die Alpen und ſtellte zunächſt die Reichshoheit über die oberitalieniſchen Städte wieder her. Das gelang ohne Schwierigkeiten, da ihnen an einer einſeitigen päpſtlichen Vorherrſchaft auch nicht gelegen war. Gleiches erreichte Otto in anderen italieniſchen Gebieten. Im Oktober 1209 wurde er in Rom zum Kaiſer gekrönt. Dann wandte er ſich wieder nach Norditalien, ging aber nicht nach Deutſchland zurück, ſondern feſtigte und erweiterte die deutſche Herrſchaft — und traf Vorbereitungen für einen Zug nach Sizilien. Damit ging er zu der alten Reichspolitik über, was der Papſt argwöhniſch beobachtete. Warnungen, verbunden mit Drohungen, fruchteten nicht. Als der Kaiſer daran ging, ein Heer und eine Flotte zu ſammeln, war das Maß voll. Schon begann der Papſt, deutſche Fürſten zum Abfall zu bewegen. Und als der Kaiſer ſeinen Plan in

die Tat umsetzte und in Süditalien zu schnellen Erfolgen kam, belegte der Papst ihn i. J. 1210 mit dem Bann und entband Fürsten und Gefolgsleute von ihren Treueiden. Der französische König arbeitete in gleichem Sinne, er allerdings mehr mit Bestechungen. Wieder flammte der Bürgerkrieg in Deutschland und Italien auf.

Das alles genügte jedoch noch nicht, zumal ein Bann bei vielen nicht mehr wirkte. Innozenz mußte sich überlegen, wen er dem Kaiser entgegenstellen konnte. Es mußte jemand sein, der Zulauf erwarten ließ. Hier kam nur — obwohl aus dem verhaßten Geschlecht der Staufer — Friedrich von Sizilien in Frage. Ihn brachte der Papst nun ins Spiel, in sein Spiel. Entsprechende Andeutungen fanden in Deutschland ein gutes Echo. So wählten i. J. 1211 einige deutsche Fürsten — auch auf Betreiben König Philipp Augusts von Frankreich — den 17jährigen Friedrich zum künftigen Kaiser. Boten gingen nach Sizilien ab. Friedrich, der sich bereits auf die Flucht nach Nordafrika vorbereitete, nahm die Wahl an und segelte nach Rom ab.

Otto, von diesen Vorgängen unterrichtet, gab den Kampf um Sizilien auf und kehrte nach Deutschland zurück. Er meinte, hier gegen jede Störung gewappnet zu sein. Bald aber mußte er erkennen, daß er die Wühlarbeit des Papstes und des französischen Königs unterschätzt hatte. Überschätzt hingegen hatte er die Treue der deutschen Fürsten. Denn als Friedrich mit wenigen Begleitern in Schwaben, dem Stammland der Staufer, eintraf, fiel ihm erst dieses zu. Binnen weniger Monate folgte die Mehrzahl der Fürsten. Friedrich wurde i. J. 1212 zum deutschen König gekrönt. Otto, der ihn zunächst höhnisch den „Pfaffenkönig" genannt hatte, sah sich in wenigen Monaten verlassen und — bis auf Sachsen — ohne Anhang. Der Dänenkönig Waldemar griff nach Holstein und Pommern.

Dieser dauernde Wechsel der päpstlichen Gunst, immer mit dem Anspruch, „kraft der Gewalt des allmächtigen Gottes, die Uns in dem heiligen Petrus übertragen worden ist" (aus einem Schreiben von Innozenz III. an Otto IV. vom März 1201), den rechten König zu bestimmen, einmal Otto, dann Philipp, dann wieder Otto, zum Schluß Friedrich — und auch bei dem sollte es sich bald wieder ändern —, verbunden mit der Forderung an alle Gläubigen, jeweils Treue zu halten oder zu brechen, mußte sich in jeder Beziehung verheerend auswirken. Wie sollten sich Fürsten und Ritter verhalten? Nach ihrem Glauben waren Könige und Kaiser doch auch „von Gottes Gnaden", und überdies hatten sie sich durch ritterlichen Eid verpflichtet, nichts zum Schaden des Reiches zu tun. Bei ihnen äußerte sich die Verwirrung in ihrem politischen Verhalten. Sie wechselten die Partei, wie es ihnen gerade nützlich erschien, wobei wir unterstellen können, daß bei manchen nicht einmal absichtliche Untreue der Grund war, sondern das Bestreben, sich und ihr Land aus dem Bürgerkrieg herauszuhalten.

Doch schlimmer als die Zerstörung der staatlichen Ordnung war der sittliche Verfall. Verträge, Eide und sonstige Verpflichtungen galten nichts mehr;

Eigennutz, List und Gewalt herrschten — und für das Volk bedeutete das alles Unsicherheit, Not und Tod. Die letzte Ursache für diese Entwicklung — denn dies hatte ja schon vor Jahrhunderten begonnen und erreichte jetzt nur einen Höhepunkt —, das Christentum, konnten viele Menschen nicht mehr erkennen. Was sie aber sahen, war der jetzige Ausgangspunkt: das Papsttum. So schrieb zum Beispiel die Republik Pisa an den Staufer Philipp: „Die Bosheit nahm vom höchsten Heiligtum ihren Ausgang . . . Kurz, die Treue ist dahin, die Gerechtigkeit wird verlassen, die Gerechten und Aufrechten sündigen, einzig die Gewalt herrscht . . .“

Auch beim Volk wurden Papsttum und Kirche fragwürdig. So schrieb Walther von der Vogelweide etwa 1209, als Innozenz von Philipp zu Otto wechselte — und er hat damit sicher die Meinung vieler zum Ausdruck gebracht:

„Gott macht zum König, wen er will:
das wundert mich nicht viel.
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre!
Was sie lehrten vor kurzen Tagen,
das wollen sie nun widerrufen.
Um Gottes und ihrer eigenen Ehre
mögen sie uns aufrichtig sagen,
mit welcher Rede wir betrogen sind.
Sie mögen uns erklären, welche richtig sind,
die alten oder die neuen.
Uns dünkt, eine muß gelogen sein.
Zwei Zungen passen nicht in einen Mund.“

Oder etwa 1212, beim Bann Ottos:

„Herr Papst, ich mag wohl selig werden,
denn ich will euch gehorsam sein:
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten,
wie wir den Kaiser ehren sollten,
als Ihr ihm Gottes Segen gabt,
daß wir ihn Herr heißen und vor ihm knien sollten.
Auch solltet Ihr nicht vergessen,
Ihr spracht: wer dich segnet, sei
gesegnet, wer dir flucht, sei verflucht
mit dem schlimmsten Fluch.
Bedenkt Euch bei Gott dabei,
ob Ihr die Ehre der Pfaffen nicht zugrunde richtet.“

Ja, echte Erschütterung in Grundfragen des Glaubens wird spürbar, wenn Gottfried von Straßburg in seinem Liebesroman „Tristan“, der in

dichterischer Form allseits bekannte Ereignisse jener Zeit behandelt, bei denen auch der Papst Innozenz eine zwielichtige Rolle spielt, schreibt:

„Da ward wohl offen erkläret
und aller Welt bewähret,
daß der vieltugendhafte Christ
wendschaffen wie ein Ärmel ist:
er fügt sich bei und schmiegt sich an,
so man es mit ihm fügen kann . . .
Er ist allen Herzen gleich bereit
zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit.
Ist es Ernst oder ist es Spiel,
er ist je so, wie man ihn will."

Solche Stimmen — neben den genannten gab es noch viele andere — hörte die Kirche sicher nicht gern, doch sie ließ die Dichter ungeschoren — vielleicht aus denselben Gründen, aus denen man heute die politischen Kabaretts gewähren läßt, nämlich um Zeichen für die Stimmung im Volk zu erhalten und um dieser Stimmung ein Ventil zu öffnen. Eine Gefahr bedeuteten sie, weil ohne politische Macht, nicht.

Anders war es aber, wenn sich Menschen, die mit der Kirche nicht einverstanden waren, zu einer Gemeinschaft zusammenschlossen. So etwas hatte es zwar seit Anbeginn des Christentums gegeben, erst recht seit Bestehen der römischen Kirche — schon im 9. Jahrhundert wurden die Paulitianer verfolgt und verbrannt —, jetzt aber, nach 1200, breiteten sich solche Gruppen in einer Art Volksbewegung aus — in Bayern, in Schwaben, in Oberitalien, in Südfrankreich, am Rhein entlang, in Holland und in England. Sie trugen verschiedene Namen, sind aber bekannt unter der Bezeichnung Waldenser, Albigenser oder Katharer (deutsch: Ketzer). Diese Ketzer waren keineswegs Gegner des Christentums, sondern wandten sich gegen die Kirche, wie sie sich in jener Zeit darbot. Zu offenkundig war der Gegensatz zwischen dem weltlichen Machtanspruch der Kirche und der weltabgewandten Lehre ihrer Religion, zu offenkundig der Gegensatz zwischen dem prunkvollen Auftreten der Kirchenherren und der Forderung auf „evangelische Armut" — für das Kirchenvolk.

Folgerichtig lehnten sie den Papst als „Oberhaupt der Irrtümer" ab, die Kirchenfürsten als „den Pharisäern und Schriftgelehrten des Evangeliums vergleichbar", Priester und Mönche, ebenso Besitz der Kirche, Kirchensteuern, Kindertaufe, Bußübungen, Teufelsbannungen, den Begriff der Erbsünde, den Ablaß, Messen, Fegefeuer, Sakramente, Reliquienkult — also alles, was der Kirche Einfluß auf die Massen — und Einnahmen — verschaffte. In all diesem sahen sie die „Werke des Antichristus". Für sich hingegen wollten sie die christliche Urgemeinde verwirklichen, ohne Obere, mit Gütergemeinschaft, in persönlicher Armut, in allgemeiner Menschenliebe.

„Die Zerrbilder, die der Haß ihrer Feinde zeichnet, lassen durchschimmern, daß es sich um den besten, den fleißigsten und tüchtigsten Teil der Bevölkerung handelte, der durch die Strenge seiner Lebensführung vorteilhaft abstach von der Umgebung, nicht zuletzt von dem ungeistlichen Klerus." (Haller, J., S. 441)

Mit der Ehrlichkeit ihrer Ansichten und mit ihrem beispielhaften Leben zogen sie schnell weitere Anhänger an. Ihre Gebiete gehörten zu den wohlhabendsten. Da sie aber der Kirche die verlangten Abgaben verweigerten, entging ihr damit ein Teil ihrer Einnahmen.

Eine solche Art von Christen wollte die Kirche natürlich nicht dulden. Weil Predigten und Drohungen nicht halfen, griff sie zur Gewalt. Papst Innozenz III. rief zum Kreuzzug gegen sie auf, und zwar gegen die Albigenser im Raum von Toulouse. An König Philipp August von Frankreich schrieb er:

„Auf, Soldaten Christi!" (Dieser Ausdruck dürfte uns aus der jüngsten Vergangenheit bekannt sein!) „Auf, allerchristlichster König, hört den Schrei des Blutes! Helft uns Rache nehmen an diesen Missetätern! Auf, ihr Edlen, Ritter von Frankreich! Die reichen und sonnigen Gefilde des Südens werden der Lohn eurer Tapferkeit sein."

Für die Teilnahme wurde wie üblich Vergebung der Sünden versprochen; es ging aber auch um irdischen Lohn, wie schon aus den Worten des Papstes hervorgeht, und außerdem war das Recht auf Plünderung ausdrücklich zugebilligt. Auf solchen Grundlagen hatte die Predigt der Zisterzienser vollen Erfolg. Ungefähr 300 000 Kreuzfahrer strömten zusammen.

1209 begann dieser „Heilige Krieg".

„Daß Kämpfe, die unter der Losung des Glaubens geführt werden, sich durch Wildheit vor anderen auszeichnen, ist man gewohnt" (das gilt aber in erster Linie für das Christentum, und auch dann sollte man sich nicht mit der Gewöhnung abfinden!), „aber was hier geschah, übertrifft an grausamer Roheit alles, was aus der Geschichte abendländischer Völker sonst bekannt ist" (seit das Christentum herrscht). „Im Gefolge der Herren und Ritter zog eine Menge Gesindels einher, das sich nicht zügeln ließ, dem es vor allem ums Plündern zu tun und das Morden Bedürfnis war. Der Blutdurst dieser Glaubensstreiter kannte kein Erbarmen." (Haller, J., S. 451)

In bezug auf Plündern und Morden gab es allerdings nach den Berichten wenig Unterschied zwischen Herren und Gesindel. Schließlich wurden alle von den Priestern dazu aufgefordert. So riefen sie bei der Belagerung von Beziers den Kreuzfahrern zu:

„Vorwärts! Schlagt jedes menschliche Wesen tot! Verwüstet Äcker und Felder, verschont nichts! Das Maß ihrer Ungerechtigkeit ist voll, und der Segen der Kirche ruht auf eurem Haupte!"

Nach der Erstürmung wurde entsprechend verfahren, nicht einmal die Säuglinge blieben verschont. Es machte auch keinen Unterschied, ob jemand „rechtgläubig" war oder nicht.

Trotzdem leisteten die Menschen weiter Widerstand. Im nächsten Jahr, 1210, wütete ein neues Kreuzheer im Lande.

„Den Verteidigern des Schlosses Brau stach man als besondere Vergünstigung nur die Augen aus; die überlebenden Bürger der Stadt Lavour (bei Toulouse), etwa 400, verbrannte man auf einem großen Scheiterhaufen, während die Legaten und Zisterzienser-Mönche im Kreis um die Sterbenden standen und sangen: „Komm, Heiliger Geist." (Orthbandt, Staufer, S. 341)

Doch wir wollen den scheußlichen Ereignissen nicht weiter nachgehen. Das Geschilderte genügt, um die sittliche Höhe jenes „Glaubenskrieges" zu erkennen. Insgesamt dauerte dieser — im wahrsten und schrecklichsten Sinne des Wortes „totale" — Krieg 20 Jahre, also bis 1229. Durch immer neue Heere der „Gottesstreiter" wurde das Land im Süden Frankreichs (Languedoc) so verwüstet und ausgemordet, daß der erste Befehlshaber der Kreuzheere, Simon von Montfort, der sich hier ein Fürstentum erobern wollte, auf das Land verzichtete. So ging die Leitung ab 1219 in die Hände der französischen Könige (ab 1223 Ludwig VIII., ab 1226 Ludwig IX.) über, denen diese Gebiete am Ende auch zufielen. Die moralische Verantwortung für diese Verbrechen hatte jedoch Papst Innozenz III., ab 1216 sein Nachfolger Honorius III. — und damit die Kirche.

In diese Zeit fällt ein Ereignis, das schon von Zeitgenossen als „Narrentat" bezeichnet wurde und die andere Seite des Glaubenswahns zeigt: der Kinderkreuzzug vom Jahre 1212. Damals waren, wie wir wissen, die erwachsenen Männer in ihren Heimatländern voll beschäftigt, in Deutschland mit dem Bürgerkrieg, in Frankreich mit dem Albigenserkreuzzug. Außerdem hatte sich erwiesen, daß es trotz ungeheurem Einsatz von Gut und Blut — im 12. Jahrhundert sollen etwa 1 Million Mann dabei umgekommen sein — nicht möglich gewesen war, das „Heilige Land" in christlichem Besitz zu halten. Schon lange herrschten dort wieder die „Ungläubigen".

Da ließen sich rund 50 000 Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts (30 000 aus Frankreich, 20 000 aus Deutschland) dazu bereden, „im Auftrag Gottes" zu einem Kreuzzug ohne Waffen aufzubrechen. Das Vorhaben scheiterte völlig, aber nicht etwa am Gelächter, geschweige denn am Widerstand der Moslems, sondern an den christlichen Mitmenschen. Die Jugendlichen wurden in Italien zum Teil als Knechte und Mägde zurückgehalten, zum Teil als Sklaven in die Fremde verkauft, Mädchen geschändet. Nur wenigen gelang die Rückkehr in die Heimat. Der Spott über dieses Ereignis, der im Ausdruck „Narrentat" liegt, ist allerdings fehl am Platz. Es war ein Verbrechen.

Beide soeben besprochenen Vorgänge, die Bewegung der Albigenser und anderer Gruppen mit ihrer blutigen Vernichtung sowie der Kinderkreuzzug, sind aber nicht nur Auswüchse des damaligen Kirchenglaubens. Ihre Ursachen liegen im Christentum selbst. Die Albigenser wollten bessere Christen sein, die Jugendlichen, die glaubten, daß der Christengott ihnen Palästina ohne Kampf zu Füßen legen würde, die besten. Es wäre also falsch, die Folgen nur der Kirche anzulasten. Auch sie konnte sich schließlich auf das Christentum berufen und hatte es ja auch getan. Derartige heilige Kriege für das Christentum oder gegen Ungläubige, ob Heiden oder Abweichler vom „rechten" Glauben, hatte es von Anbeginn gegeben, sie waren also auch keine Ausnahmeerscheinungen.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts trat noch eine weitere Bewegung zutage, die mit dem Christentum schon nichts mehr zu tun hatte. Sie wird in den Geschichtsbüchern kaum beachtet, vielleicht deshalb, weil sie keine politischen Erschütterungen und keine Kreuzzüge hervorrief. Die Zahl ihrer Träger war gering, und doch waren es wohl die besten Köpfe und freiesten Denker ihrer Zeit. In ihnen lebte jene nordeuropäische Auffassung vom Göttlichen weiter, wie wir sie von den Germanen kennengelernt haben. Unannehmbar war ihnen der christliche Begriff von Gott als einem persönlichen Wesen außerhalb der Welt und im Gegensatz zur Welt, außerhalb der Natur und im Gegensatz zur Natur, außerhalb des Menschen und im Gegensatz zum Menschen, außerhalb des Körpers und im Gegensatz zum Körper, feindlich dem „Fleisch" als Sitz des Satans. (Das ging bekanntlich so weit, daß Kenntnis und Pflege des Körpers als sündhaft galten. Entsprechend „gottgefällig" war es, sich möglichst lange nicht zu waschen!!) Diese Art von Zweiteilung (Dualismus), aus Vorderasien stammend, von den Juden in die Bibel übernommen und mit dem Christentum ins Abendland, nach Europa, gelangt, für die es keine Versöhnung, keine Vereinigung auf höherer Ebene gab, widersprach ihrem Erbgut. Für sie waren Gott (wir würden sagen: das Göttliche) und die Welt eins; er (es) lebt in der Natur wie im Menschen, sein Wesen erfüllt alles und wird überall erkennbar.

„Alles ist eins, weil alles, was ist, Gott ist", so sagte der eine.

„Gott ist über allem unter allem — außer allem in allem — in allem und doch eingeschlossen — über allem und doch nicht darüber hinaus — unter allem, doch nicht darüber hinweg — ganz darüber, weil beherrschend — darunter, weil tragend — draußen ganz, weil umfassend — drinnen ganz, weil erfüllend", so sagte der andere.[49])

Das waren die gemeinsamen Grundgedanken, die bei allen sonstigen Unterschieden vertreten wurden, Gedanken, die, wie gesagt, mit dem Christen-

[49]) Näheres über diese Bewegung bei Sigrid Hunke: „Europas andere Religion", 1969, Econ-Verlag, Düsseldorf, ab S. 147

tum nichts zu tun hatten, sondern aus dem Germanentum stammten, allerdings das früher unbestimmt Gefühlte und Gelebte nun in Worte und in philosophische Lehrsätze fassend.

Trotz der langen Herrschaft des Christentums war diese Auffassung von der großen Einheit der Schöpfung nicht untergegangen. Sie trat auch jetzt nicht plötzlich auf, sondern hatte in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder Vorläufer gehabt, ein naturgesetzlicher Beweis für die Vererbung auch seelischer Eigenarten. Im 12. Jahrhundert hatten die schärferen Auseinandersetzungen zwischen geistlicher und weltlicher Macht zu tieferem Durchdenken der religiösen Fragen geführt. Dazu kam die jetzt auch in Europa bekannt werdende arabische und durch sie die griechische Gedankenwelt, die den Blick in eine andere, freiere Welt öffnete. Das alles machte die Widersprüche bewußt und führte im Anfang des 13. Jahrhunderts zur Bildung kleinerer nichtchristlicher Gemeinschaften, häufig ohne Kenntnis voneinander, aber verteilt auf das ganze nördliche Europa.

Die Kirche erkannte diese Gefahr. Wieder einmal entbrannte das Ringen zwischen Germanentum und Christentum, und wieder setzte die Kirche die äußere Macht ein. Ketzergerichte traten zusammen; die Vertreter und Anhänger der neuen — und dabei so alten — Glaubensrichtung, unter ihnen Bischöfe, Priester, Mönche und Laien, Männer und Frauen, wurden verfolgt, gefoltert, ertränkt, gehängt und verbrannt. Wieder siegte das Christentum — vorläufig, denn, wie sich bald zeigte und bis heute zeigt, waren die Gedanken selbst nicht auszurotten. Die religiösen Unruhen, wie sie bis heute innerhalb und außerhalb der Kirchen stattfinden, sind dafür Beweis.

Die Päpste jener Zeit, Innozenz III. und Honorius III., waren schlau genug, zu wissen, daß Gewalt allein nicht genügte. So suchten sie die abweichenden Bewegungen dadurch abzufangen, daß sie Ähnliches im Namen der Kirche verkünden ließen. Dazu setzten sie die Bettelorden (Minoriten, Minderbrüder) ein. Wie die Albigenser und ähnliche christliche Ketzer vertraten sie die Armut als seligmachend — der Lohn dafür wurde für das Jenseits versprochen. Und ein Franz von Assisi (1182—1226), der ebenso wie die Heiden die göttliche Erscheinungswelt der Natur pries und den Tieren und Blumen predigte, wurde nicht als Ketzer verfolgt, sondern in den Dienst der Kirche gestellt. Da er das angeborene natürliche Empfinden der Menschen ansprach, fand er schnell ungeheuren Zulauf. — Die Massen der Dominikaner und Franziskaner, einfache und um so fanatischere Gläubige, wurden bald die eifrigsten Helfer der Kirche in ihrem Kampf gegen das Ketzertum, aber auch die besten Träger für den politischen Willen der Päpste. Ab 1228 traten Laien als Tertiarier an ihre Seite. Den Dominikanern wurde ab 1231 „das heilige Amt der Inquisition" anvertraut. Damit trat eine der furchtbarsten Erscheinungen des mittelalterlichen Christentums ins Leben. Die genaue Zahl ihrer Opfer läßt sich nicht ermitteln. Voltaire hat

sie auf über neun Millionen geschätzt. Übrigens sind auch im Bereich der evangelischen Kirchen bis ins 18. Jahrhundert „Hexen" verbrannt worden. Ja, noch heute sprechen Katholiken von den „gesegneten Flammen des Scheiterhaufens", [50])

[50]) [Näheres hierzu bei Karlheinz Deschner: „Abermals krähte der Hahn", S. 480 ff. im Abschnitt: „Einige Anmerkungen zur Inquisition".]

Friedrich II.

In diese innerlich wie äußerlich verwirrte und verworrene Welt trat nun, im Jahre 1212, Friedrich von Sizilien ein, von den Deutschen „das Kint von Pulle" (Apulien) genannt. (Das Königreich Sizilien umfaßte auch Unteritalien bis nördlich von Capua und Benevent, darunter die Landschaft Apulien). Sizilien, jene Insel im Süden, auf der er Kindheit und Jugend verbracht hatte, war von den Auseinandersetzungen, wie sie im Norden stattfanden, wenig betroffen. Nebeneinander lebten dort Christen der verschiedenen Bekenntnisse mit Juden und Arabern, damals Sarazenen genannt. Deshalb ein kurzer Rückblick auf seine Jugend:

Friedrich war ohne Eltern und ohne Heim aufgewachsen, Liebe, aber auch Zucht hatte er nicht erfahren. Schon als Kind war er viel sich selbst überlassen gewesen, zunächst ein Spielball der Großen, die ihn, den König, für ihre Zwecke benutzen wollten. Es ist erstaunlich, daß der Knabe Friedrich unter solchen Umständen nicht verkam. Davor mag ihn in der Tat „sein angeborenes Königtum und der Adel seines Geschlechtes" bewahrt haben, wie sein Vormund Innozenz III. urteilte. Schon vom Zwölfjährigen schrieb er: „Er weiß das Schlechte zu verwerfen und das Gute herauszuheben." Und über den Dreizehnjährigen berichtete jemand aus dem Kreis des Hofes:

„Niemals in Ruhe verbringt er den Tag in ständiger Tätigkeit, und damit die Kraft durch Übung gemehrt werde, schult er seinen gelenken Körper in jeglicher Handhabung und Kunst der Waffen . . . Er hat seine Freude an edlen und schnellen Rossen . . . Übrigens eignet ihm eine königliche Würde, die Miene und gebieterische Majestät des Herrschers . . . Aufgeweckt ist er, voll Scharfsinn und Gelehrigkeit, aber er zeigt ein ungehöriges und unschickliches Betragen, das ihm nicht die Natur mitgegeben, sondern an das ihn rüder Umgang gewöhnt hat . . . In Verbindung damit steht freilich, daß er, ganz unzugänglich für Ermahnungen, nur dem Triebe seines freien Willens folgt und es, soviel man sehen kann, als schimpflich empfindet, noch bevormundet und für einen Knaben, nicht aber für einen König geachtet zu werden . . . wohl ausgerüstet mit Kenntnissen . . . Darum rechne bei ihm nicht die Zahl der Jahre, und erwarte nicht erst die Zeit der Reife, da er an Wissen schon jetzt ein Mann ist und an Majestät ein Herrscher."[51])

Solche Worte über einen 13jährigen Knaben zeigen, daß hier außerordentliche Anlagen und Willenskräfte vorhanden waren. Sie bestätigen andere Zeugnisse, daß schon der Knabe ein ausgeprägtes Bewußtsein seiner königlichen Stellung besaß, obwohl seine Macht damals kaum über die Stadt Palermo hinaus reichte.

---

[51]) Klaus J. Heinisch, „Kaiser Friedrich II. in Briefen und Berichten seiner Zeit", Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1968, S. 16/17

Mit 14 Jahren wurde Friedrich mündig (1208). Sofort machte er den Großen Siziliens klar, daß er der König war, indem er sie durch Umritte zur Huldigung zwang. Kaum ein Jahr später führte der Papst ihm die um zehn Jahre ältere Constanze von Aragon, Witwe des Königs von Ungarn, als Gattin zu. Es war eine der üblichen politischen Heiraten. Immerhin übte diese reife Frau guten Einfluß auf Friedrich aus. Da sie 500 Ritter mitbrachte, konnte er seine Stellung festigen, allerdings nur für kurze Zeit, da diese Ritter binnen weniger Monate durch eine Seuche dahingerafft wurden. Im Jahre 1210 versuchte er, seine Güter zurückzuerlangen, indem er eine Prüfung der Besitzurkunden anordnete. Das fand offenen Widerstand. Im Jahre 1211 erhob sich durch das Vorgehen Kaiser Ottos und den Angriff auf das Königreich Sizilien eine neue Gefahr. Aus ihr rettete ihn, wie erwähnt, der Papst, indem er ihn als Gegenkönig nach Deutschland sandte.

Wenn Friedrich sich später zu einem der gebildetsten Männer nicht nur seiner Zeit, sondern ganzer Jahrhunderte entwickelte — soweit es den christlich-abendländischen Bereich betrifft — so war dafür ausschlaggebend, daß er von Kindheit an die arabische Kultur kennengelernt hatte, die auch in Sizilien blühte. Er beherrschte die lateinische, griechische und arabische Sprache.

In diesem Zusammenhang einige Tatsachen zum Thema „Kultur". Nach der bis heute verkündeten — und teilweise auch geglaubten — Meinung soll es ja das Christentum gewesen sein, welches der Welt die Kultur gebracht hat. In Wirklichkeit begann seine Geschichte bereits mit der Zerstörung alter Hochkulturen, also kulturfeindlich. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Vernichtung der berühmten Bibliothek von Alexandria mit rund 700 000 Schriftrollen. Kultur- und fortschrittsfeindlich war es auch geblieben. Das zeigt die Gegenüberstellung der Zustände in der damaligen christlichen und mohammedanischen Welt. Beide werden von einer Weltreligion getragen, die sich auf dieselbe Grundlage, die Bibel, stützte. Und doch, welche Unterschiede!

Vorweg sei als bemerkenswert darauf verwiesen, daß der Islam seinen so überraschend schnellen Erfolg gerade in Gebieten des alten römischen Reiches hatte (Mesopotamien, Kleinasien, Ägypten, Nordafrika, Spanien), in denen das Christentum Staatsreligion und als solche gegen Abweichungen von den geforderten Dogmen mit der üblichen Unduldsamkeit vorgegangen war. Die christliche Grausamkeit war es, die Ketzer und auch Juden auf die Seite der Moslems trieb, denn — hier haben wir einen ersten wesentlichen Unterschied — der Islam war duldsam und ließ — mit Ausnahmen — die Andersgläubigen ungeschoren.

Weiter: Im Bereich der arabischen Welt waren die Überlieferungen der griechischen Hochkultur gesammelt, bewahrt und weiter ausgebaut worden. Die Wissenschaften, unabhängig von der Religion, standen in hoher Blüte. Sie wurden auch dem Volke vermittelt, denn die allgemeine Bildung

hatte eine Höhe, die das christliche Europa erst im letzten Jahrhundert erreicht hat. Sie stützte sich auf ein gut gegliedertes Schulwesen, angefangen von Volksschulen in den Dörfern bis zu zahlreichen freien Universitäten. Derartiges gab es im Bereich des Christentums überhaupt nicht. Hier waren 95 % der Menschen Analphabeten. Die wenigen Schulen wurden im allgemeinen nur in Klöstern zugelassen, wo der Stoff entsprechend beengt war. Auch die wenigen Universitäten standen unter kirchlicher Aufsicht. Was sich hier Wissenschaft nannte, mußte, wenn nicht Verfolgung einsetzen sollte, vom Boden des Christentums und seiner Dogmen ausgehen — und ihnen dienen. (Scholastik)

Die Medizin war bei den Sarazenen hoch entwickelt. Die Ausbildung der Ärzte erfolgte nach modernen Gesichtspunkten. Die Krankenhäuser entsprachen in Einrichtung (Einzelbetten mit weißem Bettzeug) und Gliederung (Stationen, Abteilungen, chirurgischer Einrichtung) heutigen Anforderungen. In den christlichen Ländern dagegen war eine ärztliche Versorgung kaum gegeben, denn nach diesem Glauben kam die Krankheit ja von Gott, entweder als Strafe oder als Gnade, und folgerichtig suchte man ihr durch Beten beizukommen. Der menschliche Körper durfte ja kaum unbekleidet betrachtet, geschweige denn gründlich untersucht oder seziert werden. Auch redete man den Leuten ein, daß reichliche Gaben an die Kirche Hilfe bei Erkrankung brächten, da „Gott" sich dafür dankbar erweisen würde.

Aufbauend auf den Werken der alten Griechen führten die Araber Geistes- und Naturwissenschaften, hier die Astronomie, Mathematik, Physik und Chemie, zu neuer Blüte. Das war möglich, weil ihrer Vernunftbetätigung keinerlei Schranken auferlegt waren. Über die verschiedenen Wissensgebiete gab es eine reiche Literatur, und alles wurde der Öffentlichkeit in Bibliotheken zugänglich gemacht. Im Bereich der christlichen Länder dagegen standen nur wenige Bücher zur Verfügung, und diese nur den wenigen, die überhaupt lesen konnten. Und die Bücher wurden, wie noch heute, laufend von der Kirche überwacht, aus Angst, daß der Glaube durch die Wissenschaft Schaden erleiden könnte. Jener bekannte und berüchtigte „Index librorum prohibitorum" der römischen Kirche, das Verzeichnis der von ihr verbotenen Bücher, das bis heute besteht und fortgeführt wird, ist eins der vielen Zeichen für ihre Kulturfeindlichkeit. Was Wunder, daß im christlichen Abendland dafür die „Afterwissenschaften" (minderwertige Wissenschaften — Astrologie, Magie und Alchimie) ein unvorstellbares Ausmaß einnahmen.[52])

Alles in alles steht fest, daß keine Rede davon sein kann, daß das Christentum uns Kultur gebracht haben soll. Es hat sie im Gegenteil zurückgedrängt und gehindert — und wenn Europa Fortschritte gemacht hat, dann

[52]) Näheres hierüber bei Sigrid Hunke: „Allahs Sonne über dem Abendland", Stuttgart, 1960

in jahrhundertelangem Ringen gegen die Kirche, die immer nur Schritt für Schritt neue Erkenntnisse anerkannt hat, wenn es anders nicht mehr möglich war.

In jener Zeit mußten sich diese Unterschiede einem Mann wie Friedrich, der soeben durch politische Schachzüge von der einen in die andere Welt geraten war, geradezu aufdrängen. Es ist zu verstehen, daß Sizilien seine geistige Heimat blieb. Folgenschwer war es jedoch für ihn und für das Reich, daß er dieses Land später auch zu seiner politischen Heimat machte.

Vorerst aber mußte er sich in Deutschland durchzusetzen suchen. Hier war er das politische Geschöpf des Papstes und handelte zunächst danach. Er bestätigte alle Zusagen Ottos, entsagte also den königlichen Rechten auf Mitbestimmung bei den Bischofswahlen, ja versprach seine Unterstützung bei den Ketzerverfolgungen. (Goldene Bulle von Eger, 1213)

Otto IV., immer noch Kaiser, der im Bündnis mit dem englischen König gegen Frankreich zu Felde gezogen war, erlitt i. J. 1214 eine Niederlage (bei Bouvines). Damit war seine Macht in Deutschland gebrochen. Bis zu seinem Tode (1218) verhielt er sich ruhig. Der Krieg zwischen Welfen und Staufern war damit beendet. Um im Norden Ruhe zu haben, verzichtete Friedrich i. J. 1214 auf sämtliche Gebiete Nordelbiens bis zur Linie Elbe — Elde sowie auf Mecklenburg und Pommern zugunsten der Dänen. (!!) Die inneren Auseinandersetzungen gingen aber weiter. Um die päpstliche Unterstützung nicht zu gefährden, bestätigte Friedrich i. J. 1215 noch einmal feierlich (Goldene Bulle von Straßburg),

„daß Wir es (Sizilien) von da ab (nach Empfang der Kaiserkrone) nicht mehr innehaben und Uns nicht mehr König von Sizilien nennen werden".

König in diesem Lande sollte vielmehr der Sohn Friedrichs unter Lehnsherrschaft des Papstes sein, damit

„dadurch, daß Wir durch göttliche Gnade zum Gipfel des Kaisertums berufen sind, nicht die Meinung entstehen soll, als bestände irgendwann irgendeine Verbindung zwischen dem sizilischen Reich und dem Kaisertum, wenn Wir Kaiser- und Königreich zugleich innhätten." (Heinisch, S. 39)

Diese Verbindung zu verhindern, war seit eh und je die Politik des Papsttums gewesen, und dieser Linie folgte auch Innozenz. Er hatte die Trennung zur Vorbedingung für die Unterstützung Friedrichs gemacht, und dieser willfahrte so seinem Wunsch. Außerdem verpflichtete er sich i. J. 1215 zu einem Kreuzzug. Die Befreiung des „Heiligen Landes" war natürlich auch ein Anliegen des Papstes, doch war das Gelöbnis Friedrichs gleichzeitig ein Schritt gegen das Papsttum, da er so den politischen Anspruch auf die Rechte des weltlichen Schwertes der Christenheit erhob.

Immerhin konnte sich Innozenz i. J. 1215 am Ziel seiner Wünsche sehen. Er war jetzt tatsächlich der oberste Herrscher des Abendlandes, denn nicht nur die Kirche war ihm untertan, ihm huldigten auch sämtliche Fürsten und

Könige, einschließlich des Kaisers von Konstantinopel. Papst Innozenz III. starb 1216. Sein Nachfolger wurde ein römischer Adliger als Honorius III. (1216—1227), ein Mann, der zwar nicht so einseitig politisch tätig war, jedoch die Stellung des Papsttums gegenüber Friedrich genau so zielbewußt vertrat. Als Druckmittel hatte er das Versprechen Friedrichs zum Kreuzzug und die Kaiserkrönung, beides Dinge, die für einen römisch-christlichen Imperator wichtig sein mußten.

Vor Durchführung des Kreuzzuges wollte Friedrich die Kaiserkrönung. Vor dieser wiederum sollte seine Herrschaft in Deutschland gesichert sein, nicht für ihn persönlich, denn seine Wünsche richteten sich auf Sizilien, sondern für sein Haus. Dazu ließ Friedrich bereits 1216 seinen Sohn Heinrich nach Deutschland bringen und ihn im Jahre 1220 — Heinrich war damals neun Jahre alt — zum deutschen König krönen. Dieser Schritt mußte den Papst aufs tiefste beunruhigen, denn er widersprach den früheren Versprechungen, auch wenn sie im Augenblick noch nicht galten, da Friedrich noch nicht Kaiser war. Auf jeden Fall aber waren sich beide Seiten über die Tragweite dieses politischen Schachzuges klar, den man nach Belieben als genial, geschickt oder gerissen bezeichnen kann. Dem Papst schrieb Friedrich, daß die Krönung seines Sohnes „in Unserer Abwesenheit und ohne Unser Wissen" zustande gekommen wäre, und daß er sich zunächst geweigert hätte, sie anzuerkennen. Geschehen war geschehen, auch wenn Friedrich eindringlich versuchte, den Papst dadurch zu beschwichtigen, daß er die Vereinigung Siziliens mit dem Reich nicht wollte, ja sich dieser stets widersetzen würde. Ohne Zutun Friedrichs kann die Krönung seines Sohnes jedenfalls nicht geschehen sein, denn um die Einwilligung der Kirchenfürsten zu erhalten, hatte er ihnen weitgehende Hoheitsrechte in ihren Gebieten überlassen. Dadurch schwächte er die Stellung des deutschen Königs und begünstigte die Entwicklung der deutschen Kirche zu einem Staat im Staate. Das muß ihm als beste Lösung erschienen sein, um Ruhe in Deutschland zu erreichen und seine weiteren Pläne durchführen zu können.

Dem Papst gefiel zwar die größere Unabhängigkeit der deutschen Kirche von ihrem König, doch war er mit dem Gang der Dinge natürlich nicht einverstanden. Ihm machte Friedrich Zusicherungen über die kirchlichen Ländereien in Italien und wiederholte seine Versprechungen für einen Kreuzzug. So gab Honorius sich zufrieden, denn für die Eroberung des „Heiligen Landes", die ihm Herzenswunsch war, brauchte er schließlich Friedrichs Macht. Endlich führte dieser den Zug nach Rom durch und wurde im November 1220 zum Kaiser gekrönt. Von dort wandte er sich sogleich nach Sizilien, wo fortan der Schwerpunkt seines Reiches lag. Deutschland rückte an den Rand.

Der Papst drängte nun immer wieder auf Durchführung des Kreuzzuges. Der Kaiser hingegen wollte ihn noch nicht und erklärte sein Zögern damit, daß er kein Heer zusammenbekommen könnte. Die deutschen und europäi-

schen Ritter und Abenteurer waren ausreichend bei Kreuzzügen in Mitteleuropa beschäftigt, die gleiche Vorteile einbrachten. Außerdem fehlte es an Geld. Ein Kreuzzug war sehr kostspielig, und die Spendenaufrufe brachten, weil zu häufig aufeinander folgend, zuwenig ein. Dem Papst genügte auch nicht, daß ein deutsches Kreuzheer seit Jahren in Ägypten kämpfte, wo es allerdings 1221 schwer geschlagen wurde. Der Kaiser sollte selbst hinausziehen.

In Deutschland gelang es in den folgenden Jahren, Nordelbien dem Reich zurückzugewinnen — im Gegensatz zum Willen des Papstes (1223). Die kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Dänen endeten 1227 mit dem Siege bei Bornhöved, in erster Linie von Dithmarscher Bauern errungen. Damit fielen Holstein, Mecklenburg und Pommern mit Ausnahme Rügens wieder an Deutschland. Polen allerdings löste sich vom Reich und entwickelte sich allmählich zu einem selbständigen Staat. Kaiser Friedrich sah seine Aufgaben nicht hier im Osten, und weder seine Söhne, Könige im deutschen Raum, noch deutsche Fürsten hatten die Macht, die deutsche Oberhoheit wiederherzustellen.

Friedrich II. beschäftigte sich nach 1220 außer mit der Werbung für seinen Kreuzzug mit der Verwaltung des Königreichs Sizilien, die er straff ordnete und — anders als in Deutschland — auf seine Person ausrichtete. Bezeichnend war dabei, daß er alle Lehnsrechte für ungültig erklärte. Damit gab es außer ihm keine Landesherren. So waren die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß Friedrich hier in Sizilien seine neue Form der Regierung einführen konnte, eine Art absoluter Alleinherrschaft mit einem gut gegliederten Beamtenaufbau. Auch seine Maßnahmen waren für die damalige Zeit und für das christliche Abendland fortschrittlich und wirkten sich segensreich für das Land und alle seine Bewohner, nicht nur für die Christen, aus. Die Moslems, die er zunächst bekämpfte, befriedete er später dadurch, daß er ihnen Religionsfreiheit gewährte und sie geschlossen in Unteritalien ansetzte. So wurden sie bedingungslos ergebene Gefolgsleute. Sarazenen bildeten seine Leibwache, Sarazenen stellten später den Kern seiner Streitkräfte. Sie konnten, was sehr wichtig war, von kirchlichen Einflüssen nicht wankend gemacht werden. Die jüdischen Bewohner Siziliens mußten zwar gemäß kirchlichen Verfügungen einen Bart tragen und sich durch Abzeichen an der Kleidung kenntlich machen, doch auch sie nahm der Kaiser unter seinen Schutz. Jüdische Finanzfachleute erhielten hohe Posten in der Verwaltung.

Das Rechtswesen wurde durch zahlreiche Einzelverfügungen neu geordnet. Dem Schulwesen widmete der Kaiser seine Aufmerksamkeit. 1224 gründete er in Neapel eine Universität, für die er von allen Seiten die besten Lehrer zu gewinnen suchte und auf der alle Studenten seines Königreichs studieren mußten. Naturwissenschaften, Medizin und Mathematik erlebten einen großen Aufschwung, zumal da durch Verteilung arabischer und griechischer Werke die Kenntnisse erheblich erweitert wurden.

Der Papſt beobachtete die Tätigkeit Friedrichs im Königreich Sizilien mit Argwohn und Ärger. Auf ſeine ſchon mit Drohungen verbundenen wiederholten Mahnungen, endlich den Zug ins „Heilige Land“ zu unternehmen, ſagte der Kaiſer die Durchführung für das Jahr 1227 zu. Vorher, 1225, ſchloß er ſeine zweite Ehe mit der 15jährigen Iſabella, Tochter des Königs von Jeruſalem, und verſchaffte ſich damit eine rechtmäßige Anwartſchaft auf dieſen Thron. Jetzt führte er den Titel: Romanorum Imperator ſemper Auguſtus, Jeruſalem et Siciliae Rex = Imperator der Römer, allzeit Auguſtus, König von Jeruſalem und Sizilien.

1226 übertrug er ſeinem treuen Freund Hermann von Salza, dem Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, die Aufgabe, Preußen zu erobern. Hierüber werden wir ſpäter im Zuſammenhang hören.

In den Jahren bis 1227 verſuchte der Kaiſer, ſeine Herrſchaft im Königreich Italien, dem nördlich der päpſtlichen Ländereien gelegenen Teil Italiens, zur Anerkennung zu bringen, ſtieß hier aber auf ſtärkſten Widerſtand der mächtigen Stadtſtaaten, die ihre Selbſtändigkeit bedroht ſahen. Dieſes Ringen zog ſich durch die ganze Regierungszeit Friedrichs II. Vergeblich ſuchte er den jeweiligen Papſt mit einzuſpannen, indem er darauf verwies, daß dort in Norditalien auch Ketzer zu bekämpfen wären und daß die reichen Hilfsmittel des Landes für den Kreuzzug nötig wären. Die Päpſte, denen jede Schwächung des Kaiſers recht war, zögerten nicht nur mit einem Eingreifen zu ſeinem Nutzen, ſondern ſtützten ſpäter ſogar den Widerſtand ganz offen. Papſt Honorius erreichte jetzt auch nur einen mageren Vergleich, der nie zum Tragen kam.

Inzwiſchen war das Jahr 1227 herangekommen. Im Sommer verſammelte ſich endlich das Kreuzheer in Süditalien, doch in dem ungünſtigen Klima brach eine Seuche aus, die viele der Kreuzfahrer dahinraffte. Teile des Heeres traten dennoch die Schiffsreiſe an, unter ihnen der Kaiſer. Aber auch er erkrankte und ging im nächſten Hafen, noch in Süditalien, wieder an Land. Das war für den Papſt, jetzt Gregor IX. (1227—1241), Neffe von Innozenz III., der Anlaß, den offenen Kampf gegen Friedrich zu beginnen. Unter dem Vorwurf, die Seuche durch zeitlich falſche Anlage des Kreuzzuges verſchuldet zu haben und dann ſelbſt zu den „gewohnten Ergötzungen“ zurückgekehrt zu ſein, ſprach er den Bann über ihn aus.

Kaiſer Friedrich ſuchte ſich nicht nur zu rechtfertigen, ſondern ging ſelbſt zum Angriff über. So ſchrieb er 1227 in einem offenen Brief an die Fürſten der chriſtlichen Welt:

„Keineswegs unter leerem Vorwande, wie der Papſt behauptet, keineswegs aus böſem Willen habe ich den Kreuzzug nicht angetreten, ſondern weil mich — wofür Gott mein Zeuge iſt — eine ſchwere Krankheit niederwarf. Hierdurch iſt meine letzte Zögerung gerechtfertigt, und alle früheren Feſtſetzungen, Bedingungen, Verlängerungen der Friſten bedürfen keiner neuen Rechtfertigung, da ſie ja der Papſt, dieſer ſtrengſte Prüfer, anerkannte

und genehmigte. Mit seiner böswilligen Aufzählung kann er jetzt wohl Unwissende täuschen, aber keinen wahren Vorwurf gegen mich begründen. Vielmehr beweist die beste Wiederholung meines Versprechens und mein jetziges Wort die Einheit und Festigkeit meiner Gesinnung. Bald wird auch die Tat erfolgen" (ein neuer Kreuzzug), „jeden Zweifel widerlegen und offenbar machen, ob denn den Päpsten das Wohl des Heiligen Landes so allein und über alles am Herzen liegt, oder ob sie nicht vielmehr mein Verderben bezwecken.

Ich spreche ungern, aber ich kann nicht verhehlen, daß die Hoffnung, wie viele, so auch mich getäuscht hat. Das Ende aller Zeiten scheint sich zu nahen, denn die Liebe, die alles beherrscht und erhält, vertrocknet nicht in den Nebenbächen, sondern in den Quellen, nicht in müden Zweigen, sondern im Stamm und in den Wurzeln.

Hat nicht ungerechter Bann der Päpste den Grafen von Toulouse und andere Fürsten so lange bedrückt, bis sie in die Knechtschaft hineingezwängt waren? Hat nicht Innozenz III. die englischen Barone zum Aufruhr gegen ihren König Johann, als einen Feind der Kirche, aufgefordert? Sobald aber der gebeugte König sich und sein Reich unmännlich der römischen Kirche unterworfen hatte, gab der Papst — um das Fett des Landes in frecher Gier einschlürfen zu können — jene Barone, welche er früher unterstützte und aufreizte, mit Beiseitesetzung aller Scham vor Menschen und aller Furcht vor Gott, jeglichem Elende, ja, dem Tode preis. Das ist römische Gewohnheit, die auch ich erkannt habe. Hinter widerlichen Redensarten, wo Honig über Honig, Öl über Öl zur Mehrung der Süßigkeit und Milde aufgetragen ist, verbirgt sich die unersättliche Blutsaugerin, und während sich der römische Hof, als sei er die wahre Kirche, meine Mutter und Ernährerin nennt, verübt er stiefmütterliche Taten und ist der Ursprung und die Wurzel aller Übel. Päpstliche Gesandte gehen unaufhörlich durch alle Länder, nach Willkür bindend, lösend, strafend, nicht damit der echte Samen und das Wort Gottes ausgestreut werde und emporwachse, sondern indem diese in Papstkleider gehüllten Wölfe alle Freien unterjochen, alle Friedlichen beunruhigen und überall Geld erpressen . . . Jene erste Kirche, welche Heilige in großer Zahl erzeugte, war auf Armut und Unschuld gegründet . . . Jetzt aber, da die angebliche Kirche sich in Reichtümern wälzt, auf Reichtümern einherschifft, nur durch Reichtümer erbaut ist, steht zu befürchten, daß das ganze Gebäude zusammenstürzt. Wenn das römische, zur Erhaltung der Christenheit bestimmte Reich von Feinden und Ungläubigen angefallen wird, so greift der Kaiser zum Schwert und weiß, was sein Amt und seine Ehre erheischt; wenn aber (gleichzeitig) der Vater aller Christen, der Nachfolger des Apostels Petri, der Stellvertreter Christi . . . uns überall Feinde erweckt, was sollen wir da machen, was beginnen? Strecken nicht die Ausgearteten, die Unedlen, in ihrem Wahnsinn verwegene Hände nach Königreichen und Kaisertümern aus? Möchten sie nicht, damit sich die ganze Welt verwirre, Kaiser, Könige und Fürsten zu ihren Füßen sehen? . . . Deshalb vereinige sich die Welt

zur Vernichtung dieſer unerhörten Tyrannei, dieſer allgemeinen Gefahr ..." (Orthbandt, Staufer, S. 351/352)

Dieſer Brief zeigt, daß Friedrich die Ziele und Mittel des Papſttums klar erfaß hatte. Aber: wenn er hier zum Beiſpiel den Bann gegen den Grafen von Toulouſe mit ſeinen furchtbaren Folgen als ungerecht bezeichnet, ſo liegt der Bruch in ſeinem eigenen Handeln darin, daß er Ketzerverfolgungen in Deutſchland von Anfang an und auch ſpäter immer wieder nicht nur duldete, ſondern förderte, um damit dem gleichen Papſttum gefällig zu ſein. Und wenn er die „allgemeine Gefahr" des Papſttums für alle Fürſten erkannte und auch mit Worten und Waffen dagegen kämpfte, ſo hatte er doch dem Weſen des Papſttums nichts entgegenzuſetzen. Gewiß, er hatte im ſiziliſchen Reiche mit Glaubensfreiheit und freien Wiſſenſchaften einen Anfang gemacht — und wurde dafür auch von der Kirche als Ketzer und Heide beſchimpft —, doch der Norden blieb im Dunkel.

Sehr bald ſollte ſich Friedrichs Verdacht beſtätigen, daß Gregor nicht ſo ſehr die Zukunft des „Heiligen Landes" am Herzen lag, wie vielmehr ihn, den Kaiſer, zu verderben. Denn als er, obwohl im Bann, ſofort zu einem neuen Kreuzzug rüſtete, war es der Papſt, der dieſen zu verhindern ſuchte. Zunächſt ließ er Kreuzfahrer, die auf dem Wege nach Süden waren, abfangen und, als der Kaiſer auf dem Wege nach Paläſtina war (i. J. 1228), den „heiligen Krieg" gegen ihn predigen. Bettelmönche, die in Scharen durch die Lande zogen, forderten zum Abfall auf. Und während der Papſt — ebenfalls als Kreuzzug — ſeine Söldner gegen Sizilien ſchickte, ſuchte er in Deutſchland nach einem Gegenkönig, den er ſchließlich ausgerechnet in dem vom Kaiſer beſtellten Reichsverweſer Ludwig von Bayern fand. König Heinrich nahm den Kampf gegen ihn auf; und ſo herrſchte in Deutſchland wieder einmal Bürgerkrieg.

Friedrich, inzwiſchen in Paläſtina angelangt, erreichte bei dem Sultan Alkamil von Kairo, mit dem er ſchon vorher in geheime Verhandlungen getreten war, daß ihm trotz militäriſcher Unterlegenheit Jeruſalem und andere „heilige Stätten" ohne Kampf überlaſſen wurden. Damit hatte er zwar mehr erreicht als ſämtliche kriegeriſchen Kreuzzüge vorher, doch ein ſolcher Erfolg lag durchaus nicht im Sinne des Papſtes. Wenn ſchon Kreuzzug, dann ſollte es auch ein Krieg gegen die „Ungläubigen" ſein, dann ſollte auch Blut fließen. Daß ein Krieg mit Sicherheit zur Vernichtung der kaiſerlichen Macht geführt hätte, wäre dem Papſt nur zu ſehr gelegen gekommen. Deshalb bemühte er ſich, den Sultan in geheimen Schreiben dazu zu bringen, mit dem Kaiſer keine Verhandlungen zu führen und die Stätten in Paläſtina nicht herauszugeben. Außerdem wiegelte er den Patriarchen von Jeruſalem und die chriſtlichen Orden gegen ihn auf. Das führte ſo weit, daß man den Kaiſer den Feinden in die Hände ſpielen wollte.

Darüber berichtet Matthew Paris, „der maßgebende engliſche Chroniſt der Stauferzeit aus dem Benediktinerorden":

„Durch den Haß des Papstes und den Neid des Satans, des alten Urhebers jeglicher Spannung und Zwietracht, aufgestachelt, erhoben die Bewohner des Heiligen Landes, vor allem die Templer und die Johanniter, voll Mißgunst auf die Erfolge des Kaisers, ihre Hörner. Sie hatten nämlich Kunde davon erhalten, daß der Papst das Reich des Kaisers angegriffen habe. Da sie — die von der ganzen Christenheit so viele Einkünfte erhalten und diese großen Einnahmen einzig zur Verteidigung des Heiligen Landes verschlingen und sozusagen in einen tiefen Abgrund versenken — von dem Wunsche beseelt waren, alle jene großen Taten sollten allein ihnen zugeschrieben werden, benachrichtigten sie tückisch und verräterisch den Sultan von Kairo (davon, daß der Kaiser sich mit geringer Bedeckung zum Jordan begeben wolle). Der Sultan könnte ihn dann dort nach Belieben fangen oder ermorden lassen.

Als der Sultan den Brief mit dem ihm wohlbekannten Siegel erhalten und gelesen hatte, erfüllte ihn Ekel über die Hinterlist, den Neid und den Verrat der Christen und vor allem derjenigen, die äußerlich das Ordenskleid mit dem Zeichen des Kreuzes tragen. Er berief seine zwei vertrautesten und geheimsten Räte und zeigte ihnen den Brief, an dem noch das Siegel hing, mit den Worten: ‚Seht hier die Treue der Christen!' Nachdem sie den Brief gelesen und sich lange und sorgfältig beraten hatten, sagten sie: ‚Herr, der Frieden ist mit beiderseitigem Wohlgefallen geschlossen, es wäre ein Frevel, ihn zu verletzen. Aber schickt den Brief mit dem anhängenden Siegel zur Beschämung aller Christen an den Kaiser, er wird dann Euer treuester Freund sein, und das mit Recht.' Der Sultan befolgte diesen Rat.

Inzwischen war der Kaiser durch seine höchst aufmerksamen und gewandten Späher gewarnt, doch konnte er nicht glauben, daß Ordensleute solch eine Bosheit anzetteln würden. Während er noch zweifelte, kam der Bote des Sultans zu ihm und überreichte den Brief, der volle Klarheit schaffte. Der Kaiser freute sich, den heimlich gelegten Fallstricken entronnen zu sein, hielt aber alles bis zur Stunde der Rache sorgfältig geheim und traf die nötigen Vorbereitungen zur Heimkehr in sein Land. So entstand der Haß zwischen dem Kaiser und den Templern und Johannitern . . . Seitdem verband sich die Seele des Kaisers mit der des Sultans durch den unauflöslichen Kitt der Liebe und Freundschaft; sie verbündeten sich gegenseitig und schickten sich kostbare Geschenke." (O r t h b a n d t , Staufer, S. 355/356)

Im März 1229 krönte sich Friedrich in Jerusalem zum König des Landes, kehrte dann mit geringer Begleitung schnell nach Italien zurück, sammelte ein Heer, verjagte die päpstlichen Truppen aus Unteritalien, wandte sich dann nach Norden und drang in den Kirchenstaat ein. Gregor mußte auf Verhandlungen eingehen, die 1230 zur — äußerlichen — Einigung und zur Lösung vom Bann führten, nachdem der Kaiser noch Zugeständnisse gemacht hatte.

In Deutſchland ſtellte König Heinrich die Ruhe wieder her. Eine Demütigung mußte es für ihn ſein, denn ſein Vater 1232 auch den deutſchen weltlichen Fürſten weitgehende Rechte überließ. Zum erſten Mal tauchte hier der Begriff des „Landesherrn" auf. Damit wurde die gebietsmäßige Aufteilung Deutſchlands rechtlich beſtätigt, ein folgenſchwerer Schritt für die Zukunft. Er mußte bei den damaligen Umſtänden zu einer Schwächung führen, in einer Lage, bei der es im Kampf gegen das Papſttum um alles ging. Jedenfalls wurde der König in Deutſchland wieder zum „primus inter pares", zum Erſten unter Gleichen. Eine derartige Stellung war früher einmal, bei Heinrich I., richtig und ſinnvoll geweſen, jetzt aber nicht mehr, zumal wenn der Kaiſer ſich fern vom Lande aufhielt. Dieſe Machtverſchiebung auf die Fürſten mochte für ihn den Sinn haben, ſie zur freiwilligen Unterſtützung ſeiner italieniſchen Pläne zu bringen, doch in der Politik gibt es bekanntlich keine Dankbarkeit — wie ſich auch jetzt bald zeigen ſollte. Außerdem lieferte Friedrich damit die aufblühenden und kaiſerlich geſonnenen Städte an ihre Gegner, die Fürſten, aus.

Ein weiterer Gegenſatz zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Sohn entſtand durch die Stellung zur Ketzerverfolgung und zur Inquiſition, die der erſtere, den Wünſchen des Papſtes folgend, in Deutſchland verſtärkt arbeiten ließ. 1231 hatte Gregor die Leitung der Inquiſition in Deutſchland ſelbſt übernommen und den Dominikanern übertragen, da er mit der Arbeit der Biſchöfe nicht zufrieden war. Für die Tätigkeit der Inquiſitoren bringen die Jahrbücher von Worms ein Beiſpiel:

„. . . Als aber die beiden (Inquiſitoren) ſich ſo vom Volke begünſtigt ſahen, ſchritten ſie immer weiter und ergriffen in jeglicher Stadt und in jeglichem Dorf, wen ſie wollten, ohne ein anderes Zeugnis vorzubringen, als daß ſie den Richtern ſagten: ‚Dieſe da ſind Häretiker, wir ziehen unſere Hände von ihnen ab.' Und ſo mußten die Richter jene (die Angeklagten) verbrennen . . .

Da aber jene ungerechten und erbarmungsloſen Richter ſahen, daß ſie ſo nicht die Oberhand behalten könnten ohne die Unterſtützung der Herren, ſo zogen ſie den König Heinrich und die Herren auf folgende Weiſe an ſich: ‚Sehet, wir werden viele Begüterte verbrennen, und ihr werdet deren Güter bekommen. Und in den biſchöflichen Gebieten wird der Biſchof die Hälfte und der König oder ein anderer Richter den anderen Teil erhalten.' Und die Herren freuten ſich, ſtanden ihnen bei und führten ſie in ihre Städte und Dörfer, ſolchen gleich, welche Gruben graben und ſelbſt hineinfallen." (Sie wurden nämlich ſpäter häufig ſelbſt als Ketzer angeklagt.) „Und ſo kamen viele Unſchuldige um wegen ihrer Güter und durch ihre Herren, welche ihre Güter erhielten. Da das Volk dieſes ſah, wurde es voll Mitleid und ſprach in Furcht zu den Inquiſitoren: ‚Warum geht ihr ſo vor?' Und dieſe gaben die ungeheuerliche Antwort: ‚Wir würden hundert Unſchuldige verbrennen,

wenn unter ihnen auch nur ein Schuldiger wäre.'" (Orthbandt, Staufer, S. 358)

Falls es zutrifft, daß König Heinrich wirklich selbst in der hier geschilderten Form beteiligt war, dann bestimmt nur für kurze Zeit. Bald versuchte er, diesem Treiben, das ganz Deutschland in Unruhe stürzte, Einhalt zu gebieten Damit kam er der allgemeinen Stimmung entgegen, die diese Ausgeburten der „christlichen Liebe" verwünschte. Der Ketzermeister Konrad von Marburg wurde erschlagen. Heinrich verkündete 1234 einen Landfrieden und wandte sich, wenn auch vergeblich, gegen den seit 1229 wütenden Krieg des Bremer Erzbischofs und seiner Helfer gegen die Stedinger, der ebenfalls als Kreuzzug ausgerufen war und 1234 bei Altenesch (Unterweser) mit der Niedermetzelung dieses Bauernstammes, Frauen und Kinder eingeschlossen, endete. Durch diese Haltung brachte er die Kirche gegen sich auf. Da Heinrich sich politisch auf die Städte und den Kleinadel zu stützen suchte, um für seine Stellung wenigstens einigen Rückhalt zu haben, geriet er in Schwierigkeiten mit den Fürsten. Sie verklagten ihn vor dem Kaiser. Dieser rief ihn vor sich, und Heinrich mußte die Aufgabe seiner Pläne zuschwören. Da nahm er Verbindung mit den lombardischen Städten auf, den Feinden des Kaisers. Das war offene Auflehnung, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Diesmal waren Kaiser und Papst wirklich einig, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Heinrich wurde 1235 abgesetzt, in Haft genommen und nach Apulien geschafft, wo er 1242 starb (Freitod?).

In den Jahren 1235—1237 weilte Friedrich II. endlich einmal in Deutschland, um dem Lande durch seine Anwesenheit Ruhe zu schaffen. Er erließ eine Landfriedensgesetzgebung — zum ersten Mal in deutsche Sprache übertragen (!!) — und festigte das Rechtswesen nach dem Muster in Sizilien. Durch seine Heirat mit einer Engländerin und Ausgleich mit den Welfen gewann er den deutschen Norden. 1237 ließ er seinen Sohn Konrad „zum römischen König und künftigen Kaiser" wählen, nicht jedoch krönen, um ihn in Abhängigkeit zu halten.

Die Verhältnisse in Deutschland waren nun wenigstens soweit geordnet, daß der Kaiser sich gegen die widerstrebenden lombardischen Städte wenden konnte und für diesen Feldzug ein Aufgebot deutscher Ritter — es sollen aber nur 2000 gewesen sein — bei seinem Heer hatte. Der Krieg wurde mit höchster Grausamkeit von beiden Seiten geführt. Friedrich siegte (Cortenuova, 27. 11. 1237), stellte aber so schwere Bedingungen, daß Mailand und andere wichtige Städte weiterkämpften. In den unterworfenen Gebieten richtete der Kaiser eine Verwaltung nach sizilischem Muster und mit sizilischen Beamten ein, wodurch er sich auf die Dauer keine Freunde schuf. Zunächst aber war er der Sieger. — 1238 gliederte der Kaiser durch eine Heirat seines außerehelichen Sohnes Enzio mit der Erbin von Sardinien, einem Lehen des Papstes, auch diese Insel in sein Reich ein.

Er ſtand auf der Höhe ſeiner Macht. Papſt Gregor nahm das nicht tatenlos hin. 1239 ſprach er erneut den Bann über den Kaiſer aus. Das machte zunächſt, da die Menſchen allmählich daran gewöhnt waren, wenig aus. Aber wieder zogen die Mönche der Bettelorden durch die Lande und wiegelten die Menſchen auf. Wieder wurde in Europa und im Reich zum „heiligen Krieg" gegen den Kaiſer gepredigt. Wieder ſuchte der Papſt nach einem Gegenkönig. Daneben lief der öffentlich durch Sendſchreiben geführte Streit zwiſchen Papſt und Kaiſer. Hier iſt es recht aufſchlußreich, mit welchen Beſchuldigungen die beiden höchſten Vertreter der Chriſtenheit gegeneinander vorgingen. Der Kaiſer nannte den Papſt, nachdem er deſſen Politik als reines Machtſtreben gekennzeichnet hatte, einen „ungetreuen Mann", „beſudelten Prieſter", „wahnwitzigen Propheten". Gregor antwortete mit dem Vorwurf der ketzeriſchen Einſtellung des Kaiſers und ſchrieb dann:

„. . . Aus dem Meere iſt ein Tier aufgeſtiegen, voll Namen der Läſterung, mit den Füßen eines Bären, dem Rachen eines wütenden Löwen und an den übrigen Gliedern einem Leoparden gleich."

Das war die Vorſtellung des Antichriſt.

Friedrich wies die Zweifel an ſeiner Glaubenstreue zurück und warf dem Papſt vor, ſelbſt ein ſolches Tier zu ſein, welches den Frieden von der Erde nehme.

„Er iſt der große Drache . . ., der Antichriſtus . . ., der Fürſt der Fürſten der Finſternis." Er bete ſeinen Geldhaufen an.

Der Endkampf begann. Die päpſtlichen Verſuche, einen allgemeinen Abfall vom Kaiſer zu erreichen, verfingen in Deutſchland zunächſt nicht. Selbſt die Kirchenfürſten ſtanden hier zum größten Teil auf ſeiten des Staufers. In Italien aber brach der Aufruhr gegen ihn aus. Es begann ein blutiger und grauſamer Bürgerkrieg, der Kampf der kaiſerlichen Ghibellinen gegen die päpſtlichen Guelfen. Dabei ſtand nicht nur Stadt gegen Stadt, ſondern die Parteien befehdeten ſich auch innerhalb der Städte.

Gregor berief für 1241 ein Konzil ein, auf dem die Abſetzung des Kaiſers beſchloſſen werden ſollte. Dieſes Vorhaben verhinderte Friedrich, indem er durch einen Handſtreich die meiſten der anreiſenden Kirchenherren (etwa 100) aufgriff. Doch der Krieg ging unaufhörlich weiter. Vergeblich baten die deutſchen Fürſten den Papſt um Frieden.

Selbſt jene gefährliche Bedrohung des Reiches, den Mongolenſturm, der in dieſem Jahr aus dem Oſten hereinbrach, mußten die örtlich betroffenen Fürſten, auf ſich allein geſtellt, abwehren. — 1206 hatte Dſchingis-Khan den Zuſammenſchluß der Mongolenſtämme in Innerafien durchgeführt und Aſien überflutet. Seine Nachfolger wandten ſich nach Weſten. 1237 bis 1240 überſchwemmten ſie den ruſſiſchen Raum. Von dort griffen ſie Polen und Ungarn an; kleinere Abteilungen gelangten bis vor Preußen, Litauen, Maſowien. Ein ſtärkeres Heer ſtieß dann auf Schleſien vor. Breslau

wurde zerstört. Herzog Heinrich von Schlesien und König Bela von Ungarn hatten frühzeitig um Hilfe gebeten, doch vergeblich, denn Kaiser und Papst waren mit dem Kampf gegeneinander beschäftigt.

„Von allen diesen Stellen erhielten wir weder Unterstützung noch Hilfe, sondern nur Worte",

schrieb Bela 1253 an Papst Innozenz IV., als dieser ihm Vorwürfe machen wollte. So stand Heinrich von Schlesien allein. In der Schlacht bei Liegnitz erlitt er eine vernichtende Niederlage. Doch wegen des Todes des Großkhans zogen die Mongolen nach Osten ab. Ein Stamm („Goldene Horde") setzte sich im Wolga-Gebiet fest (Hauptstadt: Sarai im Raum von Stalingrad). Weite Teile des europäischen Rußlands, einschließlich Moskau, standen unter mongolischer Herrschaft oder Oberhoheit. Diese Lage dauerte etwa 300 Jahre. Und sie hat fraglos ihren Einfluß auf die Eigenart der Bevölkerung des jetzigen russischen Reiches gehabt.

Kaiser Friedrich hatte inzwischen gegen die päpstliche Partei Vorteile errungen und zog schon gegen Rom, als sein Gegenspieler Gregor im August 1241 und dessen Nachfolger im November desselben Jahres starben. Da die Kardinäle — sicher nicht zufällig — keinen neuen Papst wählten, konnte der Kaiser seine Erfolge nicht ausnutzen, eben weil niemand da war, mit dem er hätte verhandeln können.

In dieser Zeit fiel weit im Nordosten eine wichtige Entscheidung: Der Deutsche Ritterorden stand von Estland aus im Kampf mit dem Fürstentum Nowgorod. Das war wieder ein „heiliger Krieg", denn es ging auch um die Ausbreitung römisch-kirchlicher Macht. Schweden und Finnen hatten Zuzug geleistet. Gegen diese Glaubenskämpfer holte das Fürstentum Nowgorod — wie oben erwähnt, eine Staatsgründung der Waräger (Wäringer) — Hilfe vom Fürsten Alexander von Susdal (Raum nordostwärts von Moskau). Das Ordensheer wurde 1242 auf dem Eis des Peipus-Sees geschlagen und vernichtet. Von nun an war die Narwa die Grenze für das römisch-katholische Christentum und für den deutschen Einfluß.

Inzwischen liefen in Rom die Versuche weiter, einen neuen Papst zu finden. Natürlich war dem Kaiser daran gelegen, daß ein ihm freundlich gesonnener Mann dieses Amt erhielt, denn er wußte schließlich genau, wieviel für ihn davon abhing. Als endlich im Juni 1243 Fiesco, Graf von Lavagna, als Innozenz IV. an die Spitze der Kirche gestellt wurde, schien alles in bester Ordnung, da dieser Mann aus einem Adelsgeschlecht Genuas stammte, das kaiserfreundlich eingestellt war. Doch wie so mancher seiner Vorgänger änderte Innozenz seine Einstellung — wenn er sie vorher wirklich gehabt hatte —, als er Papst geworden war. Allerdings gab er dies zunächst nicht zu erkennen, sondern ließ den Kaiser im Glauben, daß er zum Ausgleich bereit wäre. Geschickt — man kann auch sagen, hinterhältig — verhandelte er mit Friedrich. Vor der abgesprochenen Zusammenkunft aber entwich er heimlich nach Genua, von wo er, da er sich nicht sicher fühlte, nach Lyon

ging. Diese Stadt lag damals noch innerhalb des Reichsgebietes, und es ist auffallend, daß der Kaiser nichts unternahm — ein Zeichen, daß auch im Westen die Reichsgewalt geschwächt war. Hier in Lyon ließ Innozenz die Maske fallen. Hinter ihr stand einer der klügsten, aber auch der unerbittlichsten und unbedenklichsten Vertreter des Papsttums. Vernichtung des Kaisers und des ganzen verhaßten Staufergeschlechts war sein Ziel. Friedrich, der in Italien blieb und dort günstig stand, bot mehrfach Frieden an, doch der Papst wollte davon nichts wissen. Er stellte unannehmbare Bedingungen.

1245 verkündete er auf dem Konzil von Lyon die Absetzung des Kaisers.

Friedrich versuchte demgegenüber, eine Einheitsfront aller, auch der außerdeutschen Könige und Fürsten, gegen die politischen Machtansprüche des Papsttums zu errichten. Die von Innozenz wiederholte Behauptung von der „von Christus gegründeten königlichen Herrschaft", die dem Papst gebühre, wies der Kaiser damit zurück, daß es ein „göttliches Recht" auf Beherrschung der Welt durch eine Stelle nicht gebe. (Dabei müssen wir daran denken, daß beide Seiten hier ein christliches göttliches Recht meinten, worüber bekanntlich die Ansichten innerhalb und außerhalb der Kirchen, bis heute, weit auseinandergehen, und zwar auf allen Gebieten.) 1245 wandte Friedrich sich in einem Schreiben an „alle christlichen Könige und Fürsten". Nach der Feststellung, daß seine Absetzung „nach menschlichem und göttlichem Gesetz" widerrechtlich wäre, machte er sie auf die Folgen aufmerksam:

„Mit Uns wurde begonnen, geendet wird mit den anderen Fürsten, deren Macht jene" (die Vertreter des Papsttums), „wie sie sich stolz brüsten, nicht mehr fürchten, wenn nur Wir einmal bezwungen sind. Euer eigenes Recht ist es, wenn Ihr Euch in Unserer Sache schützt. Für Euch selbst und Eure eigenen Nachkommen sorgt Ihr, wenn Ihr Uns beisteht, wie es sich geziemt." (Orthbandt, Staufer, S. 395/396)

Das war eine klare Erkenntnis der Lage, gültig für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie gilt im übrigen, sinngemäß genommen, für alle Menschen, nicht nur für Fürsten und Könige.

Einen Erfolg hatte Friedrich mit seinem Schreiben — natürlich — nicht. Da verfügte der Papst schon über andere und wirksamere Mittel: das Ansehen des höchsten Priesters der Christenheit, den Einfluß und die Predigten zahlreicher Kirchenherren, Legaten, Priester und Wandermönche, den für das Jenseits und Diesseits so einträglichen Kreuzzug, zu dem wieder einmal aufgerufen wurde, Versprechungen aller Art, darunter für deutsche Fürsten die Königs- und Kaiserkrone — und nicht zuletzt das Geld. Eine solche umfassende Wühlarbeit mußte schließlich ihre Früchte tragen, gerade in Deutschland, das vom Kaiser sich selbst überlassen war. Einige Fürsten fielen ab. Auch ein Gegenkönig, Heinrich Raspe von Thüringen, fand sich. Der Bürgerkrieg entbrannte, nach Augenzeugenberichten besonders grausam geführt. Als der

Kaiſer erkannte, wie die Fürſten ſeine Zugeſtändniſſe lohnten, ſtellte er ſeine Politik um und ſtützte ſich, wie ſein Sohn Heinrich es getan hatte, mehr auf die Städte.

Innozenz IV. gelang es, Unruhe, Abfall und Verrat ſogar nach Sizilien, ja, bis in die engſte Umgebung des Kaiſers zu tragen. 1246 fand ein Attentat gegen ihn ſtatt, und vor Gericht ſagten die Täter aus, ſie hätten nur Befehlen des Papſtes gehorcht. Um den Eindruck ſolcher Handlungsweiſe zu verwiſchen, ſtellte Innozenz einfach die Behauptung auf, daß auch der Kaiſer ein Attentat gegen ihn geplant habe.

Die Jahre vergingen mit unaufhörlichen Kämpfen. In Italien wurden die kaiſerlichen Scharen von Friedrich ſelbſt, von ſeinen Söhnen oder von Markgrafen und Statthaltern geführt. Erfolge und Rückſchläge wechſelten. Zu einer Entſcheidung kam es nicht. In Deutſchland konnte ſich König Konrad recht gut halten. Als 1247 Heinrich Raspe ſtarb, bot der Papſt die Krone wieder neu aus. Schließlich erklärte ſich der junge und unbekannte Graf Wilhelm von Holland, nicht einmal Reichsfürſt, zur Annahme bereit; ſein Anhang blieb aber auf das niederrheiniſche Gebiet beſchränkt.

So ſtand die Sache der Staufer weder im deutſchen noch im italieniſchen Raum ſchlecht, als Friedrich II. im Dezember 1250 ſtarb. Auf der anderen Seite hatte er ſeine politiſchen Ziele trotz jahrzehntelangem Ringen nicht erreicht: Die feſte Einordnung des Königreichs Italien in das Reich und die ſiegreiche Behauptung gegen ſeine Hauptfeinde, die Päpſte, ja nicht einmal den friedlichen Ausgleich durch Anerkennung ſeiner Stellung als weltliches Oberhaupt der Chriſtenheit.

Friedrich II. fand ſeine letzte Ruheſtätte im Dom von Palermo neben ſeinen Eltern.

So kehrte er an ſeinen Ausgangspunkt zurück, nach Sizilien, jenem Land im Süden, mit dem er zeitlebens ſo eng verbunden geweſen war. Seine kirchlichen Gegner warfen es ihm in folgender Form vor:

„Seine dritte Wahnidee war, daß, als er das Land jenſeits des Meeres, das da war das Land der Verheißung, erblickte, das Gott ſo oft gerühmt hatte, indem er es das Land nannte, wo Milch und Honig fließt . . . und das herrlichſte aller Länder", (gemeint iſt natürlich Paläſtina, und jener Gott iſt Jahwe) „daß es ihm (dem Kaiſer) da mißfiel und er ſagte, der Gott der Juden habe ſein eigenes Land nicht geſehen, nämlich die Terra di Lavoro, Calabrien, Sizilien und Apulien, ſonſt hätte er das Land, das er den Juden verhieß und gab, nicht ſo oft gerühmt." (Heiniſch, S. 85)

Es iſt unweſentlich, ob Friedrich ſich wirklich ſo geäußert hat oder nicht. Entſcheidend iſt, daß ihm derartiges zugetraut wurde, weil es ja zugleich ein Werturteil über den Gott der Juden enthält, das für einen Chriſten von damals und vielleicht auch heute ungeheuerlich iſt. Auf jeden Fall waren es nicht nur Klima und landſchaftliche Vorzüge, die Friedrich in Sizilien feſthielten, ſondern auch geiſtige Bande. Ohne die Fühlung mit der arabiſchen

und damit der alten griechischen Welt wäre Friedrich nicht geworden, was er war. Auf der anderen Seite mußte er als römischer Kaiser und als Mensch mit dem Christentum, mit Kirche und Papsttum leben, arbeiten und sich auseinandersetzen. So spiegelte er, in überhöhtem Maße, die Gegensätze seiner Zeit in sich wider.

Im Königreich Sizilien war Friedrich der Herrscher mit neuen und fortschrittlichen Ideen. Zwar behielt er die üblichen harten Strafen, das Blenden, Verstümmeln und die Folter bei, doch stellte er sonst das Rechtswesen auf neue Grundlagen. Seine Neuordnung der Verwaltung und die Bemühungen um das Schulwesen erwähnten wir bereits. Um das Bild genauer zu machen, sollen einige Verordnungen der „Konstitution" von Melfi (1231) aufgeführt werden. Er verfügte: Regelung von Streitfällen nicht mehr mit Waffengewalt, sondern vor Gericht, Rechtsprechung ohne Ansehen der Person, Trennung von Straf- und Zivilrecht, Berufungsmöglichkeit, Aufhebung der „Gottesurteile", Verbot von Ehen mit Ausländern, Heiratserlaubnis für den Adel nur durch ihn.

Neu war auch seine Sorge für das allgemeine Gesundheitswesen. Hier erließ er Vorschriften über die Reinhaltung von Luft und Wasser, über die Ausbildung und Prüfung von Ärzten und besonders von Chirurgen (dazu über Ausbildung am menschlichen Körper, damals eine von der Kirche verbotene Maßnahme), über die Herstellung von Arzneien und über die Verwendung von Giften als Heilmittel. Er schuf ein erstes Handbuch der Tierheilkunde, indem er arabische Schriften über Pferde- und Hundezucht übersetzen und verbreiten ließ.

Sorgfalt wandte Friedrich auch der eigenen Gesundhaltung zu, was wiederum Anlaß zu kirchlichem Ärgernis gab:

„Einige wissen auch zu berichten, er habe im Laufe des Jahres täglich gefastet und sich nur einmal am Tage satt gegessen, nicht auf Grund besonderer Frömmigkeit, sondern zum Zwecke der Erhaltung seiner Gesundheit. Man erzählt außerdem, er habe häufig am Sonntag gebadet. Daraus geht hervor, daß er die Vorschriften Gottes (!!) und die Feste und Sakramente der Kirche für sinnlos und nichtig hielt." (Heinisch, S. 102)

Einhaltung äußerlicher kirchlicher Vorschriften lag diesem Mann nicht. So wurde ihm, sicher mit Recht, auch vorgeworfen, daß er den Kirchgang vernachlässige. Ebenso wurde übel vermerkt, daß er zwar zahlreiche großartige Bauten errichtet habe, jedoch kaum Kirchen (in zehn Jahren 200 Bauten, darunter eine Kathedrale).

Besonders kennzeichnend für den Menschen Friedrich war sein Drang nach umfassendem Wissen, wie wir es schon aus Kindheit und Jugend hörten. Ihn zu befriedigen, kannte er keine von einer Kirche oder einem Glauben gezogenen Grenzen. So holte er Fachwissenschaftler der verschiedensten Gebiete, gleich, ob Christen, Araber oder Juden, an seinen Hof; mit anderen stand er in schriftlicher Verbindung. In vollem Bewußtsein, wie gefährlich — in

den Augen der Kirche und der christlichen Umwelt — die Fragen waren, mit denen er sich beschäftigte, schrieb er zum Beispiel 1227 „in aller Heimlichkeit" an den Gelehrten Michael Scotus (den Schotten Michael):

„Mein teuerster Meister! Oft und mannigfach haben Wir von dem einen und anderen Fragen und Antworten vernommen betreffs der überirdischen Körper, nämlich Sonne, Mond und Fixsterne des Himmels, und über die Elemente, über die Weltseele, über heidnische und christliche Völker und andere Geschöpfe, die gemeinsam auf und in der Erde sind, wie z. B. Pflanzen und Metalle. Noch niemals aber haben Wir etwas gehört von jenen Geheimnissen, die dem Ergötzen des Geistes zugleich mit der Weisheit dienen, nämlich von Paradies, Fegefeuer und Hölle, von der Grundlage der Erde und ihren Wunderbarkeiten."

Dieses ist der erste Absatz eines langen Schreibens, den wir wörtlich bringen, um die Spannweite des Stoffes wenigstens anzudeuten. Und dann bittet er um Auskunft über: die Grundlage der Erde, Verhältnis von festem Bestand und Raumtiefe, wie viele Himmel es gibt, in welchem Himmel Gott seinem Wesen nach ist, wie er auf dem Himmelsthrone sitzt, wo die Hölle, das Fegefeuer und das himmlische Paradies ist, unter der Erde, in der Erde oder über der Erde, den Unterschied der Seelen der Seligen und der Verdammten. Er fragt nach den Maßen des Erdkörpers, nach der Art des Wassers und der Winde und vielem anderen mehr. (Heinisch, S. 81 ff.)

Über diese Gebiete und weitere, Physik, Mathematik, Staatswissenschaft und Philosophie, stand Friedrich auch mit dem Sultan Al-Kamil und mit arabischen Gelehrten in Verbindung, und das sogar vor und während seines Kreuzzuges, also während des Kriegszustandes. Auch hier wurden Fragen erörtert, die enggläubigen Christen mehr als verdächtig vorkommen mußten, zum Beispiel über das Ziel der theologischen Wissenschaft und über die Unsterblichkeit der Seele. Die Behauptung des Christentums, daß die Seele des Menschen unsterblich sei, eine Behauptung, die den Dualismus (Zweiteilung) von Körper und Seele voraussetzt, scheint Friedrich besonders beschäftigt zu haben. Ihm wird von christlicher Seite vorgeworfen:

„. . . und so suchte er jede Stelle auf, die er selbst oder die seine Gelehrten in der Heiligen Schrift finden konnten, wenn sie nur zum Beweise diente, daß es nach dem Tode kein zweites Leben gebe." (Heinisch, S. 87)

Und er fand offenbar auch einige. Doch solche Beweise aus Schriften oder aus reiner Denkarbeit genügten Friedrich nicht. Wo er konnte, machte er selbst Versuche, die allerdings oft grausam genug waren.

„So von einem (zum Tode verurteilten) Manne, den er lebendig in ein Faß sperrte, bis er darin starb, um damit zu zeigen, daß auch die Seele gänzlich zugrunde gehe" . . .

„Denn er war ein Epikureer", das heißt, er glaubte nicht an ein Leben nach dem Tode.

Nebenbei sei kurz erwähnt, daß der Stoff zu Schillers Gedicht „Der Taucher" auf einen Versuch Friedrichs zurückgeht, bei dem der Taucher ebenfalls nicht zurückkehrte. Und bis in die heutige Zeit sind seine Versuche über die Vogelwelt anerkannt, deren Ergebnisse er in dem Buch „Über die Kunst der Vogeljagd" schriftlich niedergelegt hat, und zwar unter kritischer Wertung der Untersuchungen des Aristoteles und anderer Vorläufer.

Kein Zweifel: Friedrich war ein Mann von hervorragenden geistigen Fähigkeiten, und er ging ohne Ehrfurcht vor vorgeschriebenen Meinungen und großen Namen mit nüchternem, scharfem Verstand an die Dinge, an a l l e Dinge, heran. So mußte er gerade beim Christentum manches finden, was den Erkenntnissen der Vernunft widersprach. Papst Gregor IX. schrieb in seiner Enzyklika vom 10. Juli 1239 über Friedrich:

„Dieser König der Pestilenz hat offen erklärt, daß — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — die ganze Welt von drei Betrügern: Christus, Moses und Mohammed, getäuscht worden sei; zwei seien in Ehren, Jesus selbst aber am Holze gestorben. Außerdem hat er in klaren Worten zu behaupten oder vielmehr zu lügen gewagt, daß alle töricht sind, die da glauben, daß Gott, der die Natur und alles geschaffen hat, aus einer Jungfrau geboren werden konnte. Diese Häresie bekräftigt er durch den Irrtum, daß keiner geboren werden könne, es sei denn, daß seiner Empfängnis die Vereinigung von Mann und Weib vorausgegangen sei. Der Mensch dürfe nichts glauben, was nicht durch die Natur und die Wissenschaft bewiesen werden könne." (H e i n i s c h , S. 204)

Solche Ansichten würden zu Friedrich passen, aber den Beweis, daß er dies alles wirklich gesagt hat, blieb sowohl Gregor wie auch sein Nachfolger schuldig. Überhaupt müssen Einzelheiten über den Unglauben und die Ketzerei Friedrichs mit Vorsicht aufgenommen werden, denn sie stammen nun einmal von kirchlicher Seite, und dort ist man bekanntlich nicht kleinlich, auch nicht kleinlich mit Verleumdungen, wenn es sich um Menschen handelt, die als Feinde angesehen werden. Die Geschichte von den „drei Betrügern" wird jedenfalls auch von anderen bekannten „Ketzern" erzählt. Von Friedrich wird man allerdings annehmen dürfen, daß er für einen dogmatischen „Glauben" von vornherein ungeeignet war. Am besten hat es wohl jener christliche Zeitgenosse getroffen, wenn er schreibt:

„Alle Leute aber versichern fest, daß er nichts glaube und daß er nicht mehr wisse, welchen Glauben er vernichten und welchen er wählen und halten wolle." (H e i n i s c h , S. 190)

Wir betonen: dies ist das Wort eines Christen, der von einem Gotterleben außerhalb seines Glaubens nichts weiß.

Aber: es gibt kein schriftliches Zeugnis aus der Hand Friedrichs II., aus dem Unglauben oder Ketzerei herauszulesen wäre. Sie können nur aus dem Leben Friedrichs geschlossen werden und aus dem, was Vertraute und Menschen seiner Umgebung berichtet haben. Das heißt, daß seine freie Hal-

tung zum christlichen Glauben eine rein persönliche Angelegenheit war und sich nicht nach außen auswirkte, sich nicht einmal auswirken sollte. Was Friedrich sich und einigen Auserwählten erlaubte, ließ er bei anderen mit Feuer und Schwert ausrotten. Auch hier mögen ihn kühler Verstand und nüchterne Überlegung dazu bewogen haben, wie seine Vorbilder, Karl den Großen und die römischen Imperatoren, deren Titel er führte, dafür zu sorgen, daß in seinem Reich e i n e Religion herrschte, die von der Masse bedingungslos anerkannt werden sollte. Nur so sind die wiederholten Maßnahmen und Verordnungen gegen die Ketzer in Oberitalien und besonders in Deutschland zu erklären. Die „Ketzerordnung" von 1224 in der Ausfertigung von 1232 ist dafür ein Beispiel (Heinisch, S. 240—243). Nach der Strafverfügung: Tod für Ketzer, lebenslange Haft für Büßer, heißt es darin:

„Darüber hinaus entziehen Wir den Schützern und Begünstigern der Ketzer jegliche Gnade der Berufung, da Wir willens sind, die Keime des ketzerischen Unkrautes aus den Grenzen Deutschlands, wo der Glaube immer rein gewesen ist, auf jede Weise zu vertilgen." (!) „Gegen die Schmäher des göttlichen Namens und die Herabsetzer des katholischen Glaubens" verfügte er, „die Erben und Nachkommen der Schützer, Begünstiger und Verteidiger der Ketzer bis ins zweite Glied aller weltlichen Güter, öffentlichen Ämter und Ehren (zu) berauben", also Sippenhaft bis zu den Enkeln!! — Frei ausgehen sollten Söhne, die „den verborgenen Unglauben der Väter aufdecken", also für Auslieferung der Väter an die Ketzergerichte, gleichbedeutend mit Tod!! — Den Predigerorden von Bremen, mit Verfolgung der Ketzer beauftragt, nahm er unter seinen besonderen Schutz — es war die Zeit der Kreuzzüge gegen die Stedinger!!

Auch auf diesem Gebiet war Friedrich, wie wir sehen, für Deutschland nicht der aufgeklärte, in Glaubensdingen duldsame Herrscher wie in Sizilien. Im übrigen hieße es die damaligen Verhältnisse und vor allem die Denkungsart Friedrichs verkennen, wenn man von ihm irgendwelche gefühlsmäßigen Bindungen an Deutschland erwarten wollte. Sie sind auch nirgends erkennbar. Der deutsche Raum war für Friedrich ein Teil seines Reiches, des Imperium Romanum, ein am Rande liegender Teil. In seiner 30jährigen Regierungszeit als Kaiser betrat er dieses Land, nicht einmal durchgehend, in den Jahren 1235 bis 1237. Er war und fühlte sich nicht etwa als deutscher Kaiser — wie er oft genug noch gesehen wird —, sondern als „Imperator" des römischen, eines übervolklichen Reiches, als „dominus mundi" = Herr der Welt, als „semper Augustus", der von Gott über die Menschen Erhobene, selbst göttlich Erhabene.

Diese Stellung war es, die Friedrich gegenüber dem Papsttum vertrat, als Anspruch des „weltlichen Schwertes" gegen das „geistliche Schwert", des „heiligen Reiches" gegen die „heilige Kirche". Er wollte die Grundlagen des Christentums und der Kirche nicht erschüttern, auch nicht die Stellung des

Papſttums als Haupt der Kirche. Sein Kampf richtete ſich allein gegen die politiſchen Herrſchaftsanſprüche der jeweiligen Päpſte. Darin handelte er nicht anders als viele ſeiner großen Vorgänger. Auch Friedrich hat Gewaltiges geleiſtet; ſein Ziel aber hat er nicht erreicht.

So war es in der Vergangenheit auch ſchon oft geweſen. Die früheren Kaiſer aber hatten ſich, wenn ſie klug waren, aus Italien in den deutſchen Raum zurückgezogen, dort für Ruhe geſorgt, die innere Einheit wiederhergeſtellt, neue Kraft geſammelt — und dann den Kampf gegen das Papſttum wiederaufgenommen oder dem Nachfolger ein ſtarkes Reich hinterlaſſen. Friedrich hingegen war in Italien geblieben. Wohl hatte er auch Zuzug aus Deutſchland bekommen. Doch er war ſchwach, denn die Kräfte waren durch die inneren Kämpfe, die eifrig von den Päpſten geſchürt worden waren, gebunden. So konnte Friedrich keine Entſcheidung erzwingen.

Die Folgen dieſer Einſtellung zeigten ſich in ihrer ganzen Schwere nach Friedrichs Tod. Denn auch die letzten Staufer ſtanden im Bann der gleichen undeutſchen Machtpolitik.

Friedrichs Sohn Konrad, der deutſche König, zum Nachfolger beſtimmt, verließ i. J. 1251 Deutſchland, um das ſiziliſche Königreich zu verteidigen. Er erkrankte dort und ſtarb 1254 in Süditalien.

Konrads Halbbruder Manfred, König von Sizilien, fiel i. J. 1266 in Süditalien im Kampf gegen den von franzöſiſchen Päpſten (Urban IV. und Clemens IV.) herbeigerufenen und unterſtützten Karl von Anjou, den Bruder des franzöſiſchen Königs, den ſie zum König von Sizilien gemacht hatten. Manfreds Frau und ſeine drei unmündigen Kinder wurden bis zu ihrem Tode angeſchmiedet in Dunkelhaft gehalten.

Konrads Sohn Konrad (Konradin), der Enkel Friedrichs, zog im Alter von 16 Jahren aus Deutſchland nach Süden, um in Italien die „hohe Macht ſeines Hauſes" zu erkämpfen. Im Jahre 1268 wurde er nach Gefangennahme durch Karl von Anjou in Neapel wie ein Verbrecher enthauptet. Wie berichtet wird, rief dieſe Untat in Italien Empörung hervor. Die Fürſten Deutſchlands rührten ſich nicht. Sie waren inzwiſchen dabei, die deutſche Krone meiſtbietend zu verſteigern.

So entſchied ſich in Italien, nicht in Deutſchland, das Schickſal des Stauſergeſchlechts.

Sieg ohne Entſcheidung

Der Tod von Kaiſern oder Königen, ſelbſt das Ende eines Königshauſes, ſind keine außergewöhnlichen Ereigniſſe in der Geſchichte. Bei den Staufern war es anders. Jetzt erfolgte ein Einſchnitt in die deutſche Geſchichte. Im jahrhundertelangen Ringen zwiſchen Kaiſertum und Papſttum war eine wichtige Entſcheidung gefallen. Das römiſch-deutſche Reich in ſeiner mittelalterlichen Form war zerſchlagen, das mittelalterliche Kaiſertum niedergeworfen. Das Papſttum hatte ſich von ſeiner abhängigen Stellung der Anfangszeit (Otto I.) allmählich zur Gleichrangigkeit mit dem Kaiſertum erhoben und nunmehr das Übergewicht gewonnen. Das Papſttum hatte geſiegt. Und für den Niedergang des Kaiſertums gilt dasſelbe wie für den der Staufer: Rom und Italien waren ihm zum Verhängnis geworden.

Dieſe beiden Namen ſind aber nicht nur äußerlich zu nehmen. Das Papſttum hatte ja nicht nur in Italien geſiegt, ſondern auch in Deutſchland. Und es hatte nicht nur das Kaiſertum geſchwächt, ſondern auch das Deutſchtum. (Wäre es anders geweſen, dann hätte das Deutſchtum, auf ſeinen Raum zurückgeworfen, neue Kräfte gewinnen müſſen. Das geſchah aber nicht. Im Gegenteil!) — Dieſe Erfolge des Papſttums waren nur deshalb möglich geworden, weil es durch den Glauben Macht über die Seelen beſaß. Sie beruhen alſo in ganz entſcheidendem Maße auf dem Chriſtentum, durch das die Deutſchen geſpalten waren, einzeln und insgeſamt, innerlich wie äußerlich. Das Papſttum hatte dieſes Kampfmittel zielbewußt und überdies in der ihm eigenen Weiſe eingeſetzt; mit ihm hatte es geſiegt.

Aber — dieſer Sieg über das Deutſchtum war weder endgültig noch vollſtändig! Er konnte es nicht ſein. Die Gründe dafür ſind im Abſchnitt „Germanentum und Chriſtentum“ in Teil I., S. 121 ff. ausführlich dargelegt. Hier ſei nur kurz wiederholt: Dem Chriſtentum ſind durch die Natur beſtimmte Grenzen geſetzt. Da es von außen an die Menſchen herangebracht wird, kann es nur über das Bewußtſein Einfluß gewinnen. Es iſt aber nicht in der Lage, das Erbgut zu verändern, geſchweige denn zu vernichten, das in jahrtauſendlanger Entwicklung geworden iſt und das im Unterbewußtſein ruht. Das Erbgut kann lediglich mehr oder weniger verſchüttet, ſeine Ausſtrahlung mehr oder weniger ausgeſchaltet werden. Ob und wieweit das gelingt, iſt bei jedem einzelnen Menſchen verſchieden. Und der Einflußverſuch muß bei jedem einzelnen Menſchen von neuem vorgenommen werden. Denn immer wieder werden Menſchen mit ihrem natürlichen Erbgut geboren.

So war es auch zu jener Zeit. Mochten Könige fallen, Menſchen ſterben, Schlachten ſo oder ſo ausgehen; mochten Worte verwirren und Scheiterhaufen brennen — die letzte Entſcheidung brachte das alles nicht. Denn auch damals wirkte das Erbgut in den Deutſchen weiter.

Es ist nicht nur Träger bestimmter Anlagen persönlicher Art, sondern auch gefühlsmäßiger Bindungen an natürliche Gemeinschaften bis hin zu Volk und Vaterland. Auch solche Bindungen sind durch die Natur in langer Entwicklung in den Menschen angelegt und im Unterbewußtsein verankert. Man nennt sie auch die Volksseele. — Das Christentum als Weltreligion kennt diese Bindungen nicht und darf sie nach seinen Grundsätzen nicht kennen. Folgerichtig sucht es daher die Völker aufzulösen, die Menschen vom Volkstum zu lösen und sie zu einer übervölkischen Gemeinschaft, der der Christen, zu vereinen.

Im Kampf gegen das Deutschtum hatte das Papsttum in jenen Jahrhunderten — und nicht nur damals — in dieser Richtung gearbeitet und, wie wir gesehen haben, Erfolge gehabt. Bei vielen Deutschen standen christliche oder christlich verbrämte Forderungen über denen des Volkstums. Aber völlig auszulöschen waren diese Bindungen auch damals nicht. Ihren sichtbaren Ausdruck fanden sie in der Gestalt des Reiches, im Stolz auf dessen äußere Machtstellung. Sie war nun dahin. Die Deutschen ahnten, wer der Gegner war, der sie gebrochen hatte. Doch im Zwiespalt zwischen Christentum und Deutschtum konnte diese Ahnung nicht zu klarem Wissen werden. Dennoch wirkte sie vom Unterbewußtsein her weiter. Dort lebte auch das Gefühl vom schicksalhaften Kampf der Staufer gegen den Feind, das Papsttum, weiter.

So wurde Kaiser Friedrich II. für die Deutschen zu einer mythischen Erscheinung. Er wurde in den Kyffhäuser versetzt. Dort eingeschlossen und der elenden Gegenwart entrückt, sah man ihn auf den Zeitpunkt warten, an dem er Einheit und Stärke des Reiches wiederherstellen und den sieghaften Kampf gegen das Papsttum wiederaufnehmen könnte. Bei dieser Vorstellung mag mitgewirkt haben, daß dieser innerlich wie äußerlich so ferne Mann schon zu Lebzeiten dem Volke als mythische, als sagenhafte Gestalt erschienen ist. Vor allem war es wohl das unbewußte Gefühl, daß er eine solche Aufgabe hätte erfüllen können. — Und es ist auch verständlich, daß dieses Bild später auf seinen Großvater, Friedrich I. Rotbart, übertragen wurde, der sich nicht vom deutschen Boden gelöst und tatsächlich die Macht des Reiches gegen Rom verkörpert hatte.

Bei dem Kyffhäuser-Mythos besteht allerdings so manche Unklarheit: Die Verklärung des mittelalterlichen römisch-deutschen Reiches, die daraus spricht, ist übertrieben. Denn der Glanz von Kaisern, Königen, Fürsten, Kirchenherren und des Rittertums überdeckt dabei das Dunkel, in dem die Masse des Volkes, Bürger und Bauern, leben mußte. S i e mußten alles erarbeiten, für alles aufkommen. Und gerade die Bauern lebten in Armut sowie in unvorstellbarer Knechtschaft. Dennoch mag die Hoffnung auf Wiederherstellung des Reiches für damals verständlich sein. Unverständlich ist dagegen, daß es auch heute noch Deutsche gibt, die jenes Reich als einzigartiges Vorbild sehen und immer noch davon träumen. Die Deutschen sollten

heute andere Maßstäbe haben. Ihnen ſtehen auch andere und beſſere Vorbilder zur Verfügung als jene Kaiſer.

Richtig war und iſt an jenem Mythos, daß der Kampf um ein d e u t ſ ch e s Reich und um das Deutſchtum erſt dann zum Erfolg führen kann, wenn die ſchwarzen Raben nicht mehr um den Berg — in Deutſchland — fliegen. — — Sie fliegen immer noch! — —

— — Geier ſind dazugekommen! — —

Die Verchriſtung der Preußen

Einführung

In den Jahren, in denen in Italien Kaiſer Friedrich II. und Päpſte um politiſche Macht kämpften, hatten beide Seiten dem Deutſchen Orden den Auftrag erteilt, den Preußen das Chriſtentum aufzuzwingen und ihr Land in Beſitz zu nehmen. Seither ſtanden die Preußen im Kampf um ihre religiöſe und politiſche Freiheit. Das Ringen dauerte Jahrzehnte. Nach dem Tode Friedrichs II. betrieben die Päpſte den Krieg weiter. Und Deutſche, ihrem Gebot folgend, führten ihn.

Das iſt der letzte Abſchnitt der Verchriſtung zwiſchen Rhein und Memel. Für ſeine geſonderte Behandlung gibt es zwei Gründe: Einmal wurden die Preußen nicht wie die anderen Stämme oſtwärts des Rheins von einzelnen Kaiſern, Königen oder Fürſten bekriegt und verchriſtet. Hier lag die Leitung in den Händen eines chriſtlichen Männerbundes, der von Kreuzheeren aus dem geſamten deutſchen Raum unterſtützt wurde. Zum anderen gibt es über den Ablauf der Kämpfe in Preußen ausführliche Quellen, die, wenn auch von chriſtlicher (alſo feindlicher) Seite geſchrieben, guten Einblick in das Geſchehen bringen. Hieraus laſſen ſich wiederum Rückſchlüſſe darauf ziehen, wie der Kampf um den Glauben in jenen oſtelbiſchen Ländern vor ſich gegangen war, die wir aus Mangel an Nachrichten weniger gründlich behandeln konnten. Dasſelbe gilt — und es iſt noch wichtiger — für die ſeeliſche Einſtellung beider Seiten in dieſem Ringen.

Preußen bis zum Einbruch des Christentums

Wie bei den anderen Abschnitten unserer Geschichte stellen wir auch für die Preußen den Zeitraum der Verchristung in den geschichtlichen Rahmen — schon um klarzumachen, daß ihre Geschichte nicht etwa hiermit begonnen hat, wie es nach manchen Geschichtsbüchern noch heute aussieht.

Das damalige Land der Preußen umfaßte den östlich der Weichsel gelegenen Teil der ehemaligen Provinzen Westpreußen und Ostpreußen. Nach Osten waren die Grenzen allerdings nicht genau festgelegt. Manche Forscher gehen hier für die Landschaft Sudauen bis an den Oberlauf der Memel (Njemen). (S. Kartenskizze.)

Die Namen, lateinisch „Prussia" für den Raum und „Prussi" oder „Pruzzi" für seine Bewohner (alle mit langem „u" und scharfem „s" gesprochen), traten erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts auf, als dieses Land wieder in das Gesichtsfeld der Schriftsteller jener Zeit geriet. Von den „Brus" schrieb zuerst der schon erwähnte Abraham Jakobsen (Ibrahim ibn Jaqub). Wie bei manchen anderen Namen ostelbischer Stämme und Gebiete ist es auch hier wahrscheinlich, daß die Bezeichnung von außen stammt, also von den Nachbarn. Nach Gehör wurde sie dann von den mittelalterlichen Schriftstellern als „Prussia" übernommen und setzte sich im Schrifttum durch, allerdings mit zahlreichen Abwandlungen, z. B. Prutia, Pruzya für das Land und Pruci, Prusci, Prutheni und andere für die Menschen.

Eine allgemein anerkannte Deutung des Wortes „Prussia" gibt es nicht. Es kann auf die Nachbarschaft mit den Russen hinweisen, die zu jener Zeit ihren Herrschaftsbereich (des Reiches von Känugard — Kiew) bis an die Grenzen Preußens ausgedehnt hatten. So, nämlich als Po-Russia — P'Russia — Prussia = bei Rußland gelegen, erklärt jedenfalls Voigt[53]) die Namensbildung in Anlehnung an andere zu jener Zeit aufgekommene lateinische Bezeichnungen, zum Beispiel: Pomerania — Pommern = am Meer gelegen. Auch der Name Polens, lat.: Polania, Polonia (im Englischen noch heute Po-land) = in der Ebene, im Land gelegen, gehört hierher, ebenso Polabia = an der Elbe gelegen. Zwei Landschaften Alt-Preußens, Pomesanien (Pomezenen) und Pogesanien hatten diese Vorsilbe ebenfalls, ohne daß hier bisher eine Erklärung aus irgendwelchen örtlichen Hinweisen erfolgt ist. (Dafür, daß die Vorsilbe „Po" nichts „Slawisches" = Fremdes an sich hat, siehe S. 44/45)

Ob nun diese oder eine andere Deutung von „Prussia" zutrifft, ist für unsere Untersuchung nicht so wichtig. Es kommt vielmehr darauf an, wie die Menschen Alt-Preußens ihrer Herkunft und Rasse nach anzusprechen sind

[53]) Johannes Voigt: Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des Deutschen Ordens, 1827, Königsberg, Verlag der Gebrüder Bornträger, Band I, ab S. 300

und welche Geschichte sie gehabt haben. Das wird nachstehend geschildert. Vorweg nur der Hinweis, daß das Aufkommen des Namens „Prussia" im 10. Jahrhundert nichts mit einer Neubesiedlung des Landes zu tun hat. Zwar sind im Lauf der Jahrtausende auch in Preußen gewisse Verschiebungen bei der Bevölkerung erkennbar, doch ist die Forschung darüber einig, daß hier, im ganzen gesehen, eine weitgehende Stetigkeit (Kontinuität) geherrscht hat. Das wird durch Bodenfunde und Quellen belegt.

Schon in der Bronzezeit (um —1200) war die gesamte Südküste der Ostsee Ziel und Einflußgebiet von Nordmännern — Germanen darf man sie im Grunde noch nicht nennen —, die entweder über Land von Dänemark oder über See von Skandinavien hierherkamen und sich zunächst im Küstenraum festsetzten, auch zwischen Weichsel und Memel. Dort trafen sie auf die ansässige Bevölkerung, Träger der Lausitzer Kultur, die als Indogermanen anzusehen sind. Über die Ostsee folgten laufend weitere Gruppen aus Skandinavien, die sich von den Küsten aus entlang der Flüsse in das Hinterland vorschoben — im Weichselgebiet um —800 bis an die Südgrenze des späteren Preußen und nach Osten bis über die Passarge hinaus. Immer wieder wanderten Teile von ihnen weiter, die Weichsel aufwärts in das Schwarzmeergebiet (Bastarnen um —200). Um diese Zeit gelangten neue germanische Stämme über Dänemark und über die Ostsee nach Ostelbien: nach Pommern die Rugier, in den Weichselraum bis zur Netze/Warthe die Burgunder, die nach Süden Verbindung zu den aus Jütland nach Schlesien (Odergebiet) eingewanderten Vandalen hatten, von denen Spuren im Raum Strasburg-Neidenburg, also im Süden Preußens, gefunden sind. Wie die Funde zeigen, bestand schon damals eine recht dichte Besiedlung des Landes mit einer hohen Kulturstufe.

In den nächsten Jahrhunderten trafen dann über See Goten und Gepiden, ein Stamm der Goten, im Weichselgebiet ein und übernahmen den germanischen Siedlungsraum. Die Gepiden drängten die Burgunder allmählich nach Süden, in den Netze/Warthe-Raum, ab, im Osten schoben sich die Goten bis über die Passarge hinaus vor. Die Funde aus jener Zeit zeugen von Schönheitssinn und von hoher handwerklicher Geschicklichkeit. Wie früher bestanden rege Handelsbeziehungen in viele Länder, auch zu den Römern und Griechen. Während der Regierungszeit Kaiser Neros (+54 bis +68) reiste ein römischer Ritter in das schon bekannte Bernsteinland und kam mit Mengen dieses begehrten „nordischen Goldes" zurück. Um +100 erwähnte Tacitus in seiner „Germania" auch die Bewohner Preußens: „An seiner rechten Küste" (von Westen gesehen) „bespült das suebische Meer" (die Ostsee — aus römischer Sicht also ein germanisches Meer) „das Land der Ästierstämme" (ostwärts der Goten, die er im Weichselraum angibt). „In Brauchtum und äußerer Erscheinung gleichen sie mehr den Sueben" (also Germanen) „ihre Sprache steht jedoch mehr der britannischen näher." (cap. 45) Diese Bemerkung über

die Sprache hat Anlaß zu Auseinandersetzungen gegeben. Hartknoch[54]) meint, daß Tacitus, die Ähnlichkeit der gallischen mit der britannischen Sprache kennend, den Ästiern eine keltische Sprache zuschreiben wollte. Wenn das wirklich der Fall war, müßten die Ureinwohner der Ostsee-Küstenländer bis Estland hinauf zu den Kelten gerechnet werden, die hier in besonders enger Verbindung mit den Nordleuten aus Skandinavien standen und viel von ihnen angenommen hatten. Das wird auch durch Funde belegt. Die Herkunft der Bewohner des südöstlichen Teils von Alt-Preußen von den Kelten könnte auch durch eine Bemerkung von Ptolemäus (170—180) als bestätigt angesehen werden, denn er bezeichnet sie als Veneder (siehe hierzu Seite 20 u. 31). Ptolemäus erwähnt bereits die Stammesnamen der Galinder und Sudauer, die sich bis in die Ordenszeit und später erhalten haben. Die Ostsee nennt er von der Weichselmündung nach Osten „Mare Venedicum" = Venedisches, Wendisches Meer, nach Westen „Mare Germanicum" = Germanisches Meer. — Bei Ptolemäus, jenem berühmten Geographen, müssen wir daran denken, daß er in Alexandria lebte und Europa, auch das hier behandelte Gebiet, von Süden sah.

Tacitus schrieb weiter: „Nur selten verwendeten die Ästier Waffen aus Eisen, häufiger dagegen Knüppel." (Holzkeulen, später an der Spitze mit Blei beschwert, waren bis in die Ordenszeit hinein die Hauptwaffen der Ästier-Preußen.) „Beim Anbau des Getreides und der sonstigen Feldfrüchte beweisen sie eine größere Ausdauer, als man bei der üblichen Lässigkeit der Germanen erwartet. Aber auch das Meer durchsuchen sie, und sie sind die einzigen von allen Germanen, die an seichten Stellen und am Strande selbst den Bernstein sammeln, der bei ihnen ‚glesum' heißt."

Hiernach betrachtete Tacitus die Ästier als Germanen, zum mindesten als den Germanen ähnlich. In der Tat, das jahrhundertelange Zusammenleben von Germanen und Urbewohnern sowie der stetige germ. Zuzug aus Skandinavien mußten eine germanisch bestimmte Völkergruppe hervorbringen, und das nicht nur zwischen Weichsel und Memel, sondern auch in den weiter nördlich gelegenen Küstenländern Kurland, Livland, Lettland, Estland — zum Teil auch Litauen, das damals weiter östlich lag als heute. In Anbetracht der Besonderheit dieser Völkergruppe hat die Wissenschaft ihr mit „baltische Völker" einen eigenen Namen gegeben. Für die Bewohner Alt-Preußens war der auch von Tacitus benutzte Name Ästier (lat.: Aesti, Aisti, Haesti) üblich, bei dem anzunehmen ist, daß er weniger einen rassischen als vielmehr einen geographischen Hinweis — auf Osten — gibt.

---

[54]) M. Christoph Hartknoch: Alt- und Neues Preußen, 1684, Martin Hallervorden, Buchhändler in Königsberg.

Über die Kultur der Äſtier um +200 ſchreibt Schumacher:

„Die Kultur dieſer fünf oſtpreußiſchen Gruppen, wenn auch in Einzelheiten verſchieden, nimmt in der ſpäteren römiſchen Kaiſerzeit, ſeit etwa 200 n. Chr., einen glänzenden Aufſchwung. Zu der reichen Ausſtattung der Gräber mit eiſernen Waffen und Geräten, bronzenem Schmuck und bunten Perlenketten — alles in formſchöner Ausführung — geſellen ſich, durch den Bernſteinhandel bedingt, koſtbare Einfuhrſtücke römiſcher Herkunft, wie z. B. buntfarbige Gläſer, bronzene Miſchkeſſel und Weinſiebe, Schüſſeln aus dunkelroter Siegelerde (terra ſigillata) und zahlreiche Münzen. Aus allen dieſen Lebensäußerungen ſpricht aber nicht die Stimme eines neu eingewanderten Volkes zu uns, ſondern die der hochſtehenden gotiſch-gepidiſchen Kultur, die vom Gebiet zwiſchen Weichſel und Paſſarge her aufs ſtärkſte das innere Oſtpreußen beeinflußt hat und für ſeinen Lebensſtil vorbildlich geworden iſt, wie ſie darüber hinaus auf die baltiſchen Lande bis Finnland, andererſeits auf Schleſien, Südpolen, ja bis Skandinavien hin lange tonangebend gewirkt hat."

Es zeigt ſich ſomit, daß die Bewohner des Äſtierlandes zu jener Zeit keineswegs als Wilde irgendwo unbekannt am Rande der Welt lebten, ſondern ſie ſtanden mitten darin, waren durch Handel und Wandel mit ihr verbunden und hatten auch für ſich eine hohe Lebensſtufe erreicht.

Um das Jahr 200 wanderte die Maſſe der Goten aus dem Weichſelraum nach Süden (Ukraine) ab. Von Oſten her ſchoben ſich allmählich Äſtier an die Weichſel vor, ſo daß ſpäter dieſer Fluß die Grenze des Landes wurde. Für die Zeit um 350 wird berichtet, daß ſich die Herrſchaft des großen Gotenkönigs Ermanarich auch auf das Äſtierland erſtreckte. Von der ab etwa 400 einſetzenden ſogenannten Völkerwanderung wurde dieſes Land nicht berührt. Allerdings ſollen Galinder mit den Weſtgoten nach Südfrankreich und Spanien gezogen ſein, doch könnten ſie auch ſchon an der früheren Südwanderung der Goten teilgenommen haben. Durch die lebhaften Bewegungen der Völker und Stämme im Süden wurden aber die alten Handelsbeziehungen unterbrochen. Dieſe Abgeſchloſſenheit machte ſich für Alt-Preußen dadurch bemerkbar, daß die Funde ärmer wurden und die Formen erſtarrten. Als die Oſtgoten in Italien angelangt waren, ſchickten (um 500) die Äſtier dem König Theoderich eine Bernſteinſendung, für die er ſich mit einem Schreiben und mit einer Gegengabe, wahrſcheinlich aus Gold, bedankte. Das zeigt, daß die alten Beziehungen noch nicht vergeſſen waren. Bemerkenswert iſt, daß Theoderich ſein Schreiben nicht an einen Herrſcher, ſondern an die „Haiſti", alſo an das Volk, ſchickte, ein Zeichen, daß die Stämme ſtaatlich noch nicht zuſammengefaßt waren, jedenfalls noch keine gemeinſame Spitze hatten. Dieſes Nebeneinander

[55]) Bruno Schumacher: Geſchichte Oſt- und Weſtpreußens, 1958, Holzner-Verlag, Würzburg, S. 8.

einzelner selbständiger Stämme bestand in Preußen noch zur Zeit des Endkampfes gegen den Orden und bedeutete im Krieg gegen einen starken Gegner fraglos eine Schwäche. Man kann aber diese Ordnung als Kennzeichen germanischer Art nehmen, denn Gleiches haben wir auch bei germanischen Stämmen im Westen, z. B. bei den Sachsen, gesehen.

Um 530 berichtet der schon genannte gotische Schriftsteller Jordanes (Jornandes), daß die Völkerschaften der Ästier die „sehr lange Küste des germanischen Ozeans" (Ostsee) bewohnen, und zwar „hinter", also ostwärts der Vidivarier, die er im Mündungsgebiet der Weichsel ansetzt. Für die Ästier braucht Jordanes den Ausdruck „pacatum genus omnino" — überhaupt ein friedfertiges Volk, und Hartknoch meint dazu:

„Diese Leute sind anderen benachbarten Ländern nicht mit öffentlichen Kriegen vor Zeiten beschwerlich gewesen, sondern haben sich mit ihrem Land begnügen lassen." (S. 221)

Offenbar gab es für den Bevölkerungsüberschuß noch genügend Platz, sich im Lande oder im Norden, in Samaiten, Kurland und Litauen, anzusiedeln. Das sowie die Friedfertigkeit der Ästier war nicht etwa auf die Zeit von Jordanes beschränkt, sondern galt für viele Jahrhunderte, bis es zu den kriegerischen Zusammenstößen mit den Polen und dann mit dem Orden kam. Im übrigen waren größere Kriege, von Eroberungskriegen ganz zu schweigen, bei der Zersplitterung der Ästier-Stämme von vornherein ausgeschlossen. Wir sehen, daß auch in dieser Hinsicht Ähnlichkeit mit den Sachsen besteht, von denen vor den Zusammenstößen mit den Franken auch keine Kriege bekannt sind.

Für die Zeit um 600 wird ein Fund bei Allenstein in Masuren angesetzt, der germanisches (gotisches) Gepräge hat. Im Norden trafen erneut Einwanderer aus Skandinavien ein. In Westpreußen sollen im 7. Jahrhundert „Slawen" aufgetreten sein. Als Beweis werden Funde von Schläfenringen angegeben, doch liegt kein Grund vor, einen solchen Schmuck als fremdartig, als „slawisch", anzusehen. Dasselbe gilt für die sogenannten „slawischen" Burgwälle, denn solche Wälle kamen nicht örtlich begrenzt vor, sondern sie fanden sich auch in einwandfrei germanischen Gebieten. Die Meinung über das Erscheinen von „Slawen" im Süden des Landes steht wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Slawentheorie, nach der nun einmal zu jener Zeit in Ostelbien überall „Slawen" gewesen sein müssen, und mit — späteren — Berichten, daß sich damals „slawische" Lechen (Ljachen) von Süden weichselabwärts bewegt hätten und bis an den Südrand von Preußen vorgedrungen wären (Masowien). Falls das zutrifft, könnten allenfalls ins südliche Grenzgebiet fremdartige Menschen eingedrungen sein, während in Preußen, das sich ja von außen ungestört entwickeln konnte, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Menschen und Stämme entstand.

Auf der anderen Seite bestand die Verbindung von Skandinavien zu den baltischen Küstenländern weiter. Die Nordleute kamen teils friedlich, teils zu Raubzügen und ließen sich mit oder ohne Kampf im Lande nieder. Vom 9. Jahrhundert ab wurden sie als Wikinger bezeichnet. Es war die gleiche Zeit, als die Waräger von Holmgard (Nowgorod) aus ihr russisches Reich gründeten. In Preußen wurde allerdings kein geschlossenes Reich geschaffen. Funde, besonders im küstennahen Bereich, bezeugen die Fertigkeit im Schiffbau und bei der Herstellung von Waffen und Schmuck. Wieder stand das Land in regen Handelsbeziehungen nach allen Seiten.

Im Jahre 890 bereiste von Westen her der Angelsachse Wulfstan das Ästierland. Bei seinem Bericht ist zunächst aufschlußreich, daß er Pommern bis zur Weichsel als „Weonodland" bezeichnet. (Andere schreiben von „Vinedaland oder „Vindland".) Das alles kann man als „Wendenland" übersetzen. Es liegt aber keine Veranlassung vor, dahinter in Klammern „Slawenland" zu setzen, wie Schumacher es tut. Das kommt nur daher, daß, wie bisher üblich, Wenden und Slawen gleichgesetzt werden, wie wir es bei der — von uns nicht anerkannten — Slawentheorie finden. Bei Wulfstan kommt ostwärts des Wendenlandes das Witland oder Eastland. Während das Wort Witland auf die germanische Herkunft seiner Bewohner deutet, bezeichnet Eastland sicher die geographische Lage (Osten). Wulfstan schreibt:

„Das Estland (Eastland) ist sehr groß, und es liegen dort viele Burgen, und in jeglicher Burg ist ein König (Cyning). Auch ist da viel Honig und Fischerei. Und der König und die reichsten Männer trinken Pferdemilch. Und die Unvermögenden und Sklaven (theovan) trinken Met. Es ist viel Streit unter ihnen. Und Bier wird bei den Esten nicht gebraut, da dort Met genug vorhanden ist." (aus Voigt, I., S. 222)

Bei Wulfstan fällt auf, daß er bei den Ästiern mit einem Mal so viele „Könige" gefunden haben will. Wahrscheinlich wollte er damit nur die höhergestellten bezeichnen, denn von einer Änderung der inneren Ordnung bei den Ästiern ist sonst nichts bekannt. Einzelne Stämme mögen, wie es auch die Sage andeutet, ein Oberhaupt gehabt haben, doch wäre es falsch, diese als Könige im Sinne absoluter Herrscher anzusehen. Bei den Ästiern gab es wie bei den Germanen die Gliederung in Edelinge, Freie und Hörige. Politische Entscheidungen wurden in gemeinsamen Beratungen getroffen.

Wulfstan berichtet weiter von der hochstehenden Pferdezucht und Pferdeliebhaberei bei den Ästiern, eine Eigenschaft, die sich in Ostpreußen bekanntlich bis in die Gegenwart erhalten hat — solange das Land deutsch war. Noch andere Sitten sind geblieben, so bestimmte Bräuche bei den Jahreszeitenfeiern, bei Hochzeiten, die langen und üppigen Totenfeiern und, nicht zu vergessen, die Trinkfestigkeit.

Wulfstan erwähnt schon Truso (im Raum von Elbing) als wichtigen Handelsplatz. Von hier gingen die Schiffe nach Schweden, Norwegen und Dänemark, nach Pommern (Jumneta), nach Schleswig (Haddeby), nach England, Rußland und auf der Weichsel nach Süden. Die Handelsbeziehungen reichten über das Schwarze und Kaspische Meer bis zu den Griechen. Handelsgüter waren Pelzwaren, Bernstein und Schmuckstücke.

Da das Land der Ästier in mehrere eigenständige Landschaften aufgegliedert war, fehlten alle Voraussetzungen zu Kriegen des gesamten Landes gegen irgendeinen gemeinsamen Feind. Kriegerische Auseinandersetzungen beschränkten sich auf Streitigkeiten der Grenzgaue mit ihren Nachbarn, im Süden mit den Masowiern, im Norden gegen Wikinger, wenn sie auf ihren Fahrten an den Küsten erschienen. Von außen her ergab sich schon deshalb kein Zwang zur Änderung und zu stärkerem Zusammenschluß, weil auch die Nachbarn keine überragende Macht hatten.

Das änderte sich in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, als Miseco im Warthe/Netze-Raum sein Reich gründete. Damit entstand zwischen Oder und Weichsel ein größeres geschlossenes Staatsgebilde. Der Sohn Misecos, Boleslav I. (992—1025) erweiterte die Herrschaft dieses Reiches zunächst nach Süden die Oder und die Weichsel aufwärts (Schlesien, Kleinpolen), gewann die Oberhoheit über Böhmen, wandte sich aber auch nach Norden gegen Pommern und Preußen. Gleichzeitig wollte er hier das Christentum einführen.

Da nunmehr zum ersten Mal geschichtlich nachweisbar der Versuch zur Verchristung der Preußen erfolgte, wollen wir hier einen Blick auf die Religion oder den Glauben der Preußen werfen. Dabei müssen wir uns bewußt sein, daß die Berichte darüber aus späterer Zeit und aus christlicher Sicht stammen und entsprechend unsicher und gefärbt sind. Ihnen ist zunächst allgemein zu entnehmen, daß das Gotterleben der Preußen — wie das der heidnischen Germanen — eng mit der Natur verbunden war. Sie ordneten sich in die Natur ein, ehrten ihre Erscheinungen, ihre Kräfte und Schönheiten. Für den Christen wird daraus häufig eine Anbetung von irgendwelchen Götzen. Dagegen dürfte wohl feststehen, daß sie persönliche Götter im christlichen Sinne, also außerhalb der Welt und der Natur, nicht kannten. Es heißt, daß sie mehrere Hauptgötter hatten, Perkunos als Donner- und Feuergott, Potrimpos als Gott der Fruchtbarkeit und anderer segensreicher Kräfte der Natur sowie Pikullos als Gott des Todes und der Vernichtung. Daneben soll es noch andere „Götter" gegeben haben. Auch wenn diese zum Teil in menschlicher Gestalt dargestellt gewesen sein sollen, so ist es doch falsch, in ihnen persönliche Götter zu sehen, weil diese Bezeichnungen nach heutigem Sprachgebrauch eben etwas anderes bedeuten. Es waren vielmehr Sinnbilder für jene ewigen Kräfte in der Natur, die das Werden, das Sein und das Vergehen aller Erscheinungen bestimmen.

Wie die Germanen kannten die Preußen keine „Gotteshäuser". Stätten der Verehrung waren auch bei ihnen „heilige" Wälder, Romove genannt. Derartige Heiligtümer gab es möglicherweise bei jedem Stamm. Von heiligen Hainen und heiligen Bäumen wird ebenfalls berichtet. An diesen Stellen versammelten sich die Menschen zu ihren Feiern, hier wurden in gemeinsamem Rat auch Entscheidungen gefällt. Solche Zusammenkünfte mußten natürlich auch geleitet werden. Im Zusammenhang damit gab es offenbar bei den Preußen das Amt des Griwe und als Helfer die sogenannten Waidelotten. In christlicher Sicht wurden sie als Priester angesprochen. Hier wie bei den anderen Begriffen des Glaubens muß aber stets daran gedacht werden, daß sich damit christliche Sinngehalte verbinden, die zu Mißverständnissen Anlaß geben. Wenn zum Beispiel Schumacher schreibt: „Es gab auch einen besonderen Priesterstand bei ihnen", so ist das irreführend.

Voigt behandelt diese Fragen ausführlich. Er geht zunächst mit Recht vom Einfluß der Goten im alten Preußen aus und führt allgemein aus:

„Es scheint sich also auch durch die Geschichte der Gothen die Behauptung zu bestätigen, daß unter den deutschen Völkern" (gemeint sind natürlich die Germanen — und es gilt auch für die anderen germanischen Völkerschaften in Ostelbien) „keine Priesterschaft, d. h. kein geschlossener, aus der übrigen Gesellschaft der Menschen heraustretender, nur in Dingen der Religion beschäftigter Stand von Priestern Statt gefunden habe, daß vielmehr die Priester Männer waren, die vom Volke zu bestimmten Geschäften gewählt, vielleicht ohne Lehre, ohne Weihung, ohne Verbindung, nur Priester durch die Geschäfte wurden. So finden wir in den Skandinavischen Reichen lange Zeit die Priesterwürde mit den Geschäften der Rechtspflege und mit Richtergewalt vereinigt, und es knüpfte sich selbst auch noch in anderen Ländern bei den Gothen und den mit ihnen verbündeten und verwandten Völkern an die Richterwürde ein so hohes Ansehen, daß sogar der Königsname mit dem des Richters wechselte. Überhaupt gebrauchten die Gothen zur Bezeichnung ihrer Oberhäupter lieber den Namen eines Richters als den des Königs. Schon dieses beweiset, daß der Begriff des Richteramtes den Gothen höher stand, als der der Königsmacht, mit welcher des Volkes Freiheit ihnen schwerer vereinbar schien; und wenn sie sich auch für ihre Volkshäupter des Königsnamens bedienten, so ist doch unbestreitbar, daß die Bedeutung des Königs für sie ganz anders war, als für Völker späterer Zeiten." (I., S. 153)

Auf das letztere wiesen wie bereits hin. Im übrigen zeigen auch die Ausführungen Voigts, wie schwierig es ist, mit Berufsbezeichnungen und Begriffen von heute der inneren Ordnung in den kleinen, freien — und heidnischen — Völkerschaften des Nordens gerecht zu werden, in denen Männer des Vertrauens alle Aufgaben versahen. Für eine Priesterkaste wie in der christlichen Kirche war darin überhaupt kein Platz.

Das können viele Menſchen, auch Wiſſenſchaftler, offenbar nicht begreifen. Voigt hingegen konnte es, wie ſeine weitere Schilderung der Verhältniſſe bei den Preußen zeigt:

„Wenden wir nun, von den übrigen Gothiſchen Völkerſchaften auf die in Preuſſen blickend, dieſe geſchichtlichen Lebensverhältniſſe auf den Griwe in Preuſſen an, ſo zerfallen von ſelbſt alle künſtlichen Erklärungen und Deutungen, in denen man ſich über die Bedeutung ſeines Namens, ſeiner Würde und ſeines Amtes in alter und neuer Zeit gefallen hat. Es ſcheint wohl kaum noch einem Zweifel zu unterliegen, daß der Griwe unter dem Volk in Preuſſen in Beziehung auf ſeine Stellung, ſein Amt, ſeine Wirkſamkeit eine gleiche Bedeutung gehabt habe, wie der Grewe, der Grawe, der Graue bei den anderen Germaniſchen Völkern. Wie bei dieſen der Herzog der Fürſt des Heerlagers, der Führer der Wehrmannen, das Oberhaupt der Kriegerſcharen war, ſo ſtand bei den Gothiſchen Zweigen in Preuſſen Widehud als Widenfürſt an der Spitze der Widenwehren, der geſamten Kriegsmannſchaft. Wie bei jenen der Grawe oder der Graf das Gericht übte, für Geltendmachung der Geſetze ſorgte, Sitte und Ordnung in der Volksgemeinde aufrechterhielt, als Haupt des Gaues die innere Ruhe, die Sicherheit und das Wohlſein des geſellig-bürgerlichen Zuſammenlebens der Gau-Bewohner zu bewahren hatte, zum Prieſter der Volksgemeinde erwählt, den Göttern die öffentlichen Opfer brachte und ſo als ‚Prieſter des Staates' (Tacitus, Germania, ‚ſacerdos civitatis') den Einklang und die verſöhnende Verbindung des bürgerlichen Lebens im Staate mit der höheren Waltung der Götter vermittelte, ſo ſtand bei den Gothiſchen Zweigen in Preuſſen der Griwe als Vermittler des Göttlichen und Menſchlichen, als Handhaber und Pfleger des Geſetzes, der ſittlichen und bürgerlichen Ordnung, als Richter für Recht und Strafen, zugleich aber auch als Diener der Götter und als oberſter Verweſer alles deſſen, was Religion und Götterdienſt betraf, in der Volksgemeinde da. Sonach entſpräche alles, was uns vom Widuwud und von dem Griwe erzählt wird, der gemeinſchaftlichen Verfaſſung und der bürgerlichen Ordnung der übrigen Germaniſchen Völker; es entſpräche den ewigen Bedürfniſſen alles geſellſchaftlichen Lebens; es käme Einklang und Bedeutung in alles, was uns im Gewande der Sage aus alter Zeit überkommen iſt (I. S. 154/155)

Auf das Erfaſſen dieſes inneren Einklangs kommt es in der Tat an. Und das Hereintragen des Chriſtentums als einer fremden Religion konnte auch hier nur Zerſtörung und damit für das Volk eine innere und äußere Schwächung zur Folge haben.

Wie die anderen Stämme im deutſchen Raum dachten auch die Preußen nicht daran, das Chriſtentum etwa freiwillig anzunehmen. Das zeigten die Mißerfolge der erſten Bekehrungsverſuche. Zunächſt bot ſich der überſpannte Adelbert von Prag dafür an, der in ſeinem eigenen Sprengel mit den Menſchen nicht fertig geworden war. Bei Boleslav fand er natürlich volle Zu-

ſtimmung für ſein Vorhaben. Im Jahre 997 fuhr Adelbert mit einigen von Boleslav geſtellten Begleitern die Weichſel abwärts bis Danzig (Gyddanicz aus Gothiſcandia (Gotenküſte) eine alte gotiſche Niederlaſſung[56]), wo er mit ſeinen Predigten begann. Zwar war er nicht einmal der Sprache mächtig, ſoll aber durch „die Kraft ſeiner Predigt" große Erfolge gehabt haben. (?) Dann ſegelte er weiter nach Samland, wo er erſchlagen wurde. Seine Begleiter konnten zu Boleslav zurückkehren.

Den nächſten Verſuch machte Brun von Querfurt. Er zog im Jahre 1008 ebenfalls von Polen aus nach Preußen, jedoch nicht auf dem Seeweg, ſondern er wandte ſich in die ſüdlichen Landſchaften in der Nähe der litauiſchen oder ruſſiſchen Grenze. Nachdem er die Warnungen der Einwohner, ihre Götter nicht zu läſtern, und die Aufforderung zurückzukehren nicht befolgt hatte, wurde er 1008 erſchlagen.

D o i g t , der in dieſen Miſſionsverſuchen höchſt lobenswerte und bewunderungswürdige Taten ſieht, bringt dennoch beachtliches Verſtändnis für ihre Abwehr auf:

„Dieſe Erfolgloſigkeit aller Bemühungen zur Bekehrung der Preuſſen kann jedoch den Betrachter des Völkerlebens in der Geſchichte gewiß in keiner Weiſe befremden. Es iſt an ſich ſchon die geſchichtliche Erfahrung allbekannt, daß die Völker auf ihrem urheimatlichen Boden und im alten unveränderten Vaterlande, wo die Natur des Landes, wo Berge, Flüſſe, Wälder und Haine mit in den Götterglauben des Menſchen hineingewachſen ſind und der Glaube hinwiederum das Göttliche in die Natur hinübergetragen hat, wo das Irdiſche vom Göttlichen nicht mehr zu trennen und das Heilige mit den Dingen der Welt innig verſchwiſtert iſt, weit ſchwerer zu bekehren und in den Kreis der Gedanken und Lehren eines anderen Glaubens überzuführen ſind als ſolche Völkerzweige, die durch Wanderungen oder durch Kriege von ihrem alten Boden hinweggezogen und den alten Heiligtümern des Landes entfremdet, auch für die Annahme eines neuen Glaubens weit geneigter und empfänglicher wurden."

„Sehen wir aber noch näher auf den Vorgang und die Beſchaffenheit der Dinge, wie ſie in Preuſſen waren, ſo konnte der Erfolg aller Bemühungen der Glaubens-Verkündiger auch ſchwerlich wohl ein anderer ſein, als die Geſchichte ihn berichtet. Denn vor allem, was bot das Chriſtentum, zumal in ſeiner damaligen Form, dem Volke Preuſſens auf der Stufe ſeiner Bildung an die Stelle ſeines alten Götterglaubens dar? Jahrhunderte hatten dieſen alten Glauben mit ſeinem heiligen Romove" (Anm.: gemeint ſind heilige Wälder), „mit ſeinen heiligen, anmutigen Hainen, mit ſeinen zahlreichen Freuden, ſeinen Feſten und mit aller ſeiner Luſt geheiligt. Soweit das Andenken an die Zeiten der Urväter zurückging, war das Volk in

[56]) nach W. L a u r : „Namen- und Sprachgeſchichte in den nordöſtlichen Provinzen des Deutſchen Reiches", Zeitſchrift für Oſtforſchung, 1963, S. 736

treuem Gehorsam und in fester Liebe zu seinen Göttern durch Glück und Wohlfahrt in seinem häuslichen Leben und durch Freiheit und Unabhängigkeit in seinem öffentlichen Verhältnisse gesegnet gewesen. Durch die alten Götter und vom heiligen Romove her war ihm bisher alles zugekommen, was das Leben heiter und freundlich gemacht, alles Gedeihen, aller Reichtum, aller Wohlstand, alles Wohlsein; an sie waren die fröhlichen Feste geknüpft, mit ihnen verbunden waren die fröhlichen Gelage, bei welchen der sinnlichen Natur des Volkes in so übervollem Maße gehuldigt wurde. Waren es auch tote Bildnisse, die in der heiligen Eiche standen, so lebten doch die alten Gottheiten in dem Leben, in der Lust und in der Freude ihrer Verehrer. Der ganze heitere Teil dieses Lebens selbst war zugleich ein Leben in der Verehrung und Heilighaltung der schützenden Götter. Die Religion war Freude, und die Freude war Religion."

„Und was stellte dagegen nun das Christentum auf? Es verkündigte vor allem einen am Kreuze gestorbenen Heiland, einen Erretter, dessen Leben selbst voll Armut, Jammer und Trübsal gewesen war, bis an seinen Tod, dessen Lehre, wie sie damals gepredigt ward, nur Entsagung und Entbehrung, nur Trauer in der Sünde, nur Ertötung des Fleisches mit allen seinen Lüsten, nur Fasten und Betrübnis an seinen Gedächtnistagen und eine Anbetung ohne Festgelage und ohne Freudentage forderte . . . Und ferner, wer waren die christlichen Priester gegen die heidnischen, die mit dem alten Götterglauben zugleich untergehen sollten, die man verbannen und vertreiben wollte? Und diese ohnmächtigen und armen Priester nannten nun die ewig waltenden Götter stumme und taube Götzen . . .

Endlich kamen die Priester jedesmal von dem Volke her, mit welchem schon so manche feindliche Berührung und selbst Begegnungen mit den Waffen stattgefunden . . ., dessen Fürst in eben beendigten Kriegen sein Gebiet immer zu erweitern gesucht . . ." (Voigt, I., S. 290 bis 293, Auszüge)

Es war, mit einem Satz gesagt, die unbewußt gelebte Einheit von Blut und Glauben, die verteidigt wurde, wie germanische Stämme es seit Hunderten von Jahren zwischen Rhein und Weichsel getan hatten. Dazu kam die Bedrohung der politischen Freiheit, denn Boleslav ging auch kriegerisch gegen Preußen vor. Offenbar erreichte er die Anerkennung seiner Oberhoheit, zum mindesten bei einigen Stämmen. In seiner Grabschrift heißt es allerdings ganz allgemein: (Übersetzung der lateinischen Inschrift)

„Du (Boleslav) hast als Streiter Christi die Herrschaft (regnum) über die Sklaven (sclavorum, hier wohl die Pommern), Goten (Gothorum, hier die Ästier-Preußen) und Polen (seu Polonorum) besessen." (aus Voigt I. S. 296, Hartknoch, S. 27)

Bemerkenswert ist, daß die Preußen — diese Bezeichnung kam, wie erwähnt, zu jener Zeit auf — von polnischer Seite auch Goten genannt werden. Das geschah nicht nur auf dieser Grabschrift, sondern auch bei anderen

Gelegenheiten. Es mag sein, daß sich dieser Name einfach aus früheren Zeiten erhalten hatte. Es kann aber auch ein Hinweis darauf sein, daß bei den Preußen germanische Art vorherrschend war.

Boleslav als Streiter Christi, das zeigt, daß das Christentum wieder einmal mit Gewalt vorgetragen werden sollte, auch wenn es wie hier nur eine Begleiterscheinung des Machtkampfes war. Der Norden Preußens wurde in dieser Zeit von anderer Seite bedroht: Knut von Dänemark (1018—1035) bezog das Land an der Küste in sein großes Reich ein. Er nannte sich König in Samland (Konung i Semland), auch König von Aestland. Die Anerkennung fremder Oberherrschaft hatte für die inneren Verhältnisse bei den Preußen keine Bedeutung. Solange die Gegner mächtig waren, zahlten die preußischen Stämme ihre Tribute, wenn nicht, hörten sie damit auf. Als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts Polen zerfiel, war es mit der Oberherrschaft von jener Seite ohnedies zu Ende.

Anfang des 12. Jahrhunderts entstand unter Boleslav III .(Schiefmaul, 1107—1138) wieder ein größeres polnisches Reich. Als er auch die Pommern mit Krieg überzog, beteiligten sich die Preußen an Abwehr und Gegenangriffen auf der Seite ihrer damals noch heidnischen Nachbarn. Die Pommern mußten am Ende (1125) die polnische Oberherrschaft anerkennen und das Christentum annehmen. Dann ging Boleslav kriegerisch gegen die Preußen vor, und diese mußten erkennen, daß nun auch ihre politische und religiöse Freiheit bedroht war. Da Schwert und neuer Glaube hier wieder einmal Hand in Hand auftraten, richtete sich der Haß der Preußen gleichermaßen gegen die Polen und das Christentum. Sie wehrten sich nicht nur kräftig, sondern schlugen auch zurück. Boleslav konnte keine bleibenden Erfolge erzielen. 1141 scheiterte ein weiterer Missionsversuch.

Sein Nachfolger Boleslav IV. setzte die Kämpfe gegen die Preußen fort. Sein Heer wurde 1161 (?) völlig geschlagen. Danach waren die Polen auch durch innere Streitigkeiten derart geschwächt, daß die Preußen für einige Jahrzehnte Ruhe hatten. Beendet war um diese Zeit auch die dänische Herrschaft im Norden des Landes.

Was um die gleiche Zeit der christliche Priester und Schriftsteller Helmold über die Preußen zu berichten wußte, ist recht aufschlußreich. Er schrieb:

„Die Preußen haben noch nicht das Licht des Glaubens erblickt, doch besitzen sie sonst viele natürliche Vorzüge; sie sind sehr menschenfreundlich gegen Notleidende und fahren sogar denen, welche auf dem Meere Gefahr leiden oder von Seeräubern angefallen werden, entgegen und helfen ihnen. Gold und Silber achten sie sehr gering; sie haben Überfluß an fremden Fellen, deren Duft unserer Welt das todbringende Gift der Hoffahrt eingeflößt hat; jene freilich achten diese nicht höher denn Mist, und damit, glaube ich, ist uns das Urteil gesprochen, die wir nach einem Marderkleid wie nach der höchsten Glückseligkeit jagen . . . Von diesem Volk und

seinen Sitten könnte man noch viel Lobenswertes sagen, wenn sie nur den Christenglauben hätten, dessen Prediger sie voll Wildheit verfolgen." (S. 4)

„Die Menschen (Preußen) haben blaue Augen (Anmerkung des Übersetzers: homines hi caerulei — ob es nur auf die Augen geht, ist doch zweifelhaft), ihr Antlitz ist rot, das Haar lang." (S. 5)

Die letzte Bemerkung läßt in Übereinstimmung mit früheren Berichten den Schluß zu, daß die Preußen das Aussehen von Germanen hatten, zum mindesten von nordischer Art waren. Im übrigen hat Helmold nichts Schlechtes über sie zu sagen, natürlich mit der Einschränkung, daß sie den Christenglauben nicht hätten. Krieg gegen sie blieb also weiter ein „gottgefälliges Werk". 1192 erfolgte noch einmal ein Angriff der Polen mit überlegenen Kräften, durch den die betroffenen preußischen Gaue vorübergehend zur Unterwerfung gezwungen wurden. Dann brach Polen wieder auseinander. Mit den Pommern — der benachbarte Herzog saß in Danzig — herrschte in diesen Zeiten im allgemeinen Frieden, obwohl die Pommern inzwischen Christen geworden waren.

Die südlich von Preußen im Raum zwischen Bug und Weichsel gelegene Landschaft Masowien (aus Masow, Masau) wurde selbständiges Herzogtum. Um 1206 und später herrschte hier Herzog Konrad, nach den Schilderungen ein machtgieriger, grausamer und zügelloser Mann, der nunmehr aus eigener Kraft Preußen erobern wollte. Das gelang ihm jedoch nicht. Seine Raub- und Plünderungszüge in das Kulmer Land riefen kräftige Gegenschläge der Preußen hervor.

Um 1206, 200 Jahre nach den ersten Versuchen, begann der Mönch Christian aus dem Kloster Oliva mit seiner friedlichen Mission in Preußen, und zwar in den Grenzgauen an der Weichsel, im Kulmer Land und in Pomesanien. Auf Grund der Erfolge, die er nach Rom meldete — es sollen einige Leute getauft worden sein —, wurde er 1215 zum Bischof in Preußen ernannt. Bald aber fand seine Tätigkeit ein Ende, denn die Preußen vertrieben ihn und fielen auch in Masowien ein. Nun war wieder einmal das Christentum in Gefahr. Ein Kreuzzug wurde ausgeschrieben. 1222/1223 rückte ein starkes Kreuzheer aus allen deutschen Ländern wie aus Polen und Pommern in Preußen ein. Solange dieses überlegene Heer im Lande war, hielten die Preußen erzwungene Ruhe. Christian konnte sich als Herr im Kulmer Land fühlen. Als aber 1223 das Kreuzheer abrückte, erhoben sich die Preußen wieder, jagten Christian davon und trugen ihrerseits den Krieg nach Masowien hinein. 1224 führten sie einen Vorstoß bis Oliva, also nach Pommern, weil es sich am Kreuzzug beteiligt hatte.

So erschien die Lage für die christliche Seite aussichtslos, wenn es nicht gelang, das Land dauernd besetzt zu halten. Dazu gründete Christian im Einverständnis mit Herzog Konrad einen Ritterorden, der zunächst aus nur 14 Rittern aus Mecklenburg bestanden haben soll. Sie bekamen den

Namen „Brüder vom Ritterdienste Christi in Preußen" oder auch „Ritterbrüder von Dobrin" nach ihrem Stützpunkt in Masowien. Von diesem Orden erhofften Christian und Konrad sich den gleichen Erfolg, wie er inzwischen in Livland durch einen Ritterorden erreicht worden war.

Wir müssen hier einen kurzen Blick auf die Entwicklung in den anderen baltischen Ländern, Livland, Estland und Kurland, werfen, weil sich daraus Rückwirkungen auf die Geschichte Preußens ergaben:

Um das Jahr 1160 hatten deutsche Kaufleute in Livland im Mündungsgebiet der Düna eine Niederlassung gegründet, die bald rege Handelsbeziehungen zu den Einwohnern aufnehmen konnte. Diese liefen störungsfrei, bis Versuche zur Verchristung einsetzten (1185, Meinhard, ebenfalls der christliche russische Fürst von Polozk). Es fanden sich einige Anhänger unter den Liven. „Es war eine rein kirchliche Gründung, unternommen im Vertrauen auf die Zugänglichkeit der Bevölkerung für das Christentum." (Hauck) Die Zugänglichkeit war jedoch keineswegs allgemein, vielmehr trat bald kräftiger Widerstand auf. „Nun aber erwies sich, daß sie (die Kirche) des Schutzes einer politischen Macht doch nicht entbehren konnte. Die Erfolge der Missionspredigt waren nur Scheinerfolge gewesen." (Hauck, 4, S. 629) Der Schutz sollte durch einen Kreuzzug gegeben werden. Der bewaffneten Übermacht des Kreuzheeres beugten sich die Liven und nahmen das Christentum an. Doch als das Heer, das ja immer nur für eine bestimmte Zeit verpflichtet war, wieder abzog, kehrten sie wieder zu ihrem alten Glauben zurück.

„. . . als Zeichen des Bekenntnisses dieses (christlichen) Glaubens voll trauriger Entmenschlichung, voll Jammer und Elend galt die Taufe, ein leichtfertiges und flüchtiges Besprengen mit Wasser. Kein Wunder, wenn die Heiden mit gleicher Leichtfertigkeit diesen armseligen Glauben mit Wasser wieder abspülten." (Voigt, I., S. 400)

Ein neuer Kreuzzug wurde durchgeführt, unterstützt vom deutschen König Philipp und dem dänischen König Knut VI., die eine Möglichkeit zum Erwerb neuen Landes sahen. Wieder geschah dasselbe: Annahme des Christentums unter dem Druck der Gewalt und Abwerfen nach Wegfall dieses Zwanges.

Albert, der jetzige Bischof in Livland, suchte daher nach einem Mittel, das Land dauernd unter Waffengewalt zu halten. Er gründete dazu 1202 einen Ritterorden, die „Fratres Militiae Christi" (Brüder des Ritterdienstes Christi), nach ihrem Abzeichen auf dem Mantel „Schwertbrüderorden" genannt. Unter der Zusicherung, daß dem Orden ein bestimmter Teil des zu erobernden Landes gehören sollte, führten die Ordensbrüder einen dauernden Kampf mit den Liven, einen Kampf, bei dem nun der Fürst von Polozk

auf Seiten der Liven ſtand, weil er ſah, daß ſich hier in ſeiner Nachbarſchaft eine fremde politiſche Macht einniſten wollte.

„Es war nicht ein Krieg, der durch eine gewonnene Schlacht entſchieden wurde, ſondern ein gewaltiges Ringen zwiſchen der einheimiſchen Bevölkerung, die alles daranſetzte, ſich auf dem eigenen Boden zu behaupten, und einer kleinen Schar Fremder . . .“ (Hauck, 4, S. 632)

In dieſem Ringen erlagen die Liven endlich im Jahre 1207. Nun wandten ſich die Chriſten (Orden und Dänen) gegen die Eſten. „Sie (die Kämpfe mit den Eſten) waren blutiger und grauſamer, um nicht zu ſagen unmenſchlicher, als die mit den Liven.“ (Hauck, 4, S. 633) Die Hauptmacht der Eſten wurde 1217 bezwungen, die Kämpfe dauerten aber noch bis 1225. Friede wurde überall nur unter der Bedingung gewährt, daß das Chriſtentum angenommen und daß der Kirche und den Prieſtern Gehorſam geleiſtet würde. Nach weiteren Kämpfen mußten auch die Kuren 1230/1231 das Chriſtentum annehmen; ſie fielen allerdings 1236 wieder ab.

Weil bezeichnend, ſoll hier noch erwähnt werden, daß es in den baltiſchen Ländern dauernd Streit zwiſchen dem Biſchof, ſpäter Erzbiſchof, von Riga und dem Orden gab, einmal um die Zuteilung der Ländereien, aber auch um den politiſchen Führungsanſpruch. Bezeichnend iſt es auch, daß der Papſt ſich als Schiedsrichter auf die Seite des Ordens, alſo der bewaffneten Macht ſtellte, wohl in der Gewißheit, daß das Schwert für ſeine Ziele mehr bewirkte als die Predigt. Im übrigen wurde auch hier deutlich, daß es dem Papſttum nicht allein um die Religion ging. So „rühmte Innozenz III. den Schwertorden, daß er Livland für den Papſt erobert habe“ (Hauck). Auf der anderen Seite wurden alle baltiſchen Länder 1224 in den Schutz des Reiches übernommen, womit auch die weltliche Macht ihren Anſpruch anmeldete. Doch — ob Erzbiſchof, ob Orden, Papſt, römiſcher Kaiſer oder däniſcher König — auch dieſer beanſpruchte Landgewinn wegen ſeiner Waffenhilfe — für die Landesbewohner hieß das alles Unterjochung. Ihr Widerſtand dürfte demnach verſtändlich ſein, denn warum ſollten ſie, die freien und rechtmäßigen Beſitzer des Landes, ſich dareinfinden, eine fremde Religion zu übernehmen, Untertanen einer fremden Macht zu werden und dafür auch noch Abgaben zu entrichten!

Derartige Überlegungen ſtellten die chriſtlichen Gegner der Balten natürlich nicht an. Auch Biſchof Chriſtian und Herzog Konrad ſahen nur den Erfolg, den die Einrichtung eines Ordens gebracht hatte. Sie wollten deshalb dieſes Verfahren auch für Preußen anwenden und riefen alſo nach dem Muſter des Schwertbrüderordens von Livland ihren Ritterorden von Dobrin ins Leben. Das weitere lief jedoch nicht ſo, wie ſie es ſich gedacht hatten. Zwar unternahmen die wenigen Ritter mit Unterſtützung durch Krie-

ger Herzog Konrads mehrere Streifzüge gegen die Preußen, bei denen besonders das Kulmer Land verwüstet wurde. Doch die Preußen erkannten schnell, wie schwach diese Scharen waren. Sie stellten das christliche Heer und besiegten es bei Strasburg. Damit war nicht nur der Orden von Dobrin vernichtet, sondern auch Konrad war mit seinen Möglichkeiten am Ende. Die Preußen gingen zum Gegenangriff über.

53 Jahre Glaubenskampf in Preußen

In dieſer Lage ſah Herzog Konrad von Maſowien ſich nach ſtärkerer Hilfe um. Es traf ſich günſtig — für ihn —, daß um jene Zeit der Deutſche Orden ohne Aufgabe war. Dieſer Orden war aus einer mönchiſchen Gemeinſchaft hervorgegangen, die im Jahr 1190 im „Heiligen Land" begründet war und ſich die Pflege von Kranken und Verwundeten zur Aufgabe genommen hatte. Sie nannten ſich „Fratres domus hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum Jeruſalemitanae", alſo „Brüder des deutſchen Hoſpitals der heiligen Maria zu Jeruſalem". (Der Name der Stadt Jeruſalem ſtand hier entweder für das Land Paläſtina oder deutete eine Hoffnung für die Zukunft an, denn Jeruſalem befand ſich damals in arabiſcher Hand, und Sitz des Ordens war und blieb Akkon an der Küſte.) Bald erweiterten ſich die Aufgaben: neben die Krankenpflege trat der Auftrag, das Chriſtentum mit der Waffe zu ſchützen und zu verbreiten. So entſtand im Jahr 1197 oder 1198 der kämpferiſche Orden „Fratres Theutonici eccleſiae Sanctae Mariae Jeruſalemitanae" (Deutſche Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jeruſalem), deſſen Mitglieder ſich allerdings ebenfalls zu einem Leben als Mönche verpflichten mußten. Das zeigen die Ordensregeln:

„Drei Dinge ſind die Grundfeſten eines jeglichen geiſtlichen Lebens. Das erſte, das iſt die Keuſchheit ewiglich, das andere iſt Verzicht eigenen Willens, nämlich Gehorſam bis in den Tod, das dritte iſt Angelobung der Armut, daß er ohne Eigentum lebe, der da empfängt dieſen Orden." (O r t h - b a n d t , Staufer, S. 362)

Die Mitglieder des Ordens waren alſo nicht, wie ſie heute allgemein geſehen werden, Ritter, die mehr zufällig einen weißen Mantel mit ſchwarzem Schwert als Abzeichen trugen, ſondern ſie waren Mönche (Fratres) in einer weißen Kutte, die einen Kampfauftrag hatten, denn: „deſſen (des Ordens) Zweck gebietet fort und fort Krieg und Fehde gegen die Feinde der Chriſtenheit."

Machen wir es uns ganz klar, was hier geſchah: Deutſche Männer, zumeiſt Adlige, waren in wenigen Jahrhunderten ſo weit entwurzelt, ſo weit aus Sippe und Volk herausgelöſt, „herauserlöſt", ſo weit von einem natürlichen Leben getrennt, ſo weit aller menſchlichen Würde und Freiheit beraubt, daß ſie freiwillig und lebenslang jene Gelübde der ewigen Keuſchheit (ſelbſt der Mutter- und Schweſterkuß war unterſagt), des unbedingten blinden Gehorſams und der Armut auf ſich nahmen. Gewiß, ſchon vorher waren immer wieder Angehörige aus hohem und höchſtem Adel Geiſtliche geworden oder in ein Kloſter eingetreten. Auch ſie hatten die Verpflichtungen übernommen, die die Kirche für „jegliches geiſtliches Leben" für notwendig erklärte. (Wieweit ſie ſie einhielten, ſteht auf einem anderen Blatt.) Im Orden aber ſollten ganze Gruppen von jungen, lebensvollen

und tatendurstigen Männern ihr eigenes Leben aufgeben und Kämpfer allein für das Christentum werden. Keine andere Macht und keine andere Religionsgemeinschaft hat je zu solchen Mitteln gegriffen: Versklavung von Geist und Seele sowie Vergewaltigung der Natur.

Bei der Gründung hatte der Orden nicht mehr als zehn ritterliche Mitglieder. Ihre Zahl wuchs aber schnell an. Bald konnte er im ganzen Raum des römischen Reiches Niederlassungen einrichten, und durch Stiftung oder Überlassung von Gütern stiegen Macht und Einfluß. Einen starken Aufschwung nahm der Orden, als Hermann von Salza, ein Thüringer, Hochmeister wurde (1209—1239). Die Kampfaufgabe des Ordens sollte grundsätzlich in Palästina liegen, doch erhielt er 1211 vom König von Ungarn daneben den Auftrag, dessen Grenzland Burzen (Siebenbürgen) zu sichern. Dort leistete er Jahre hindurch eine große Aufbauarbeit, geriet aber mit dem König in Streit und wurde weggeschickt. Es zeigte sich, daß die Rechtsverhältnisse vorher nicht gründlich genug abgeklärt worden waren. Allerdings kann es dem König von Ungarn wohl nicht verübelt werden, daß er in seinem Land keinen selbständigen Ordensstaat haben wollte.

Als nun Konrad von Masowien und Bischof Christian an Hermann von Salza mit der Bitte herantraten, Preußen zu erobern und für das Christentum zu gewinnen, sah er hier eine neue Möglichkeit für seinen Orden. Papst und Kaiser waren einverstanden, ihm die Herrschaft über ein Land zu übertragen, das ihnen gar nicht gehörte. Aber sie folgten ja einem „höheren" Auftrag. Das geht aus der Bulle von Rimini hervor, die Friedrich II. im Jahre 1226 erließ:

„Gott hat darum Unser Kaisertum über alle Könige der Welt erhöht und den Machtbereich Unserer Herrschaft über verschiedene Gebiete ausgebreitet, damit Sein Name in dieser Welt verteidigt (??) und der Glaube unter den Heidenvölkern verbreitet werde. Wie er das Sacrum Imperium Romanum zur Verkündung des Evangeliums geschaffen hat, so haben Wir Unsere Sorge und Aufmerksamkeit ebenso der Unterwerfung und Bekehrung der Heidenvölker zuzuwenden." (O r t h b a n d t, Staufer, S. 360/361)

Was der Orden von Herzog Konrad an Land erhielt und was er in Preußen erobern würde, sollte ihm als freies Reichsland gehören. Mehr noch:

„Was die Ordensritter an Personen und Gütern der Ungläubigen, an beweglichem Eigentum, an Land und Gewässern und allem darin Enthaltenen durch Gefangenschaft, durch Raub oder Eroberung und Unterjochung in irgendeiner Weise sich zueignen können, das alles soll mit vollkommenstem Recht und mit aller Freiheit, ohne alle Schmälerung und Verhinderung als wahres Eigentum und vollkommenes Besitztum dem Orden zugehören."

Gleiches sagte auch der Papst zu.

So wichtig solche Erlasse der höchsten kirchlichen und staatlichen Stellen auch waren, sie konnten dem Hochmeister nicht genügen. Papst und Kaiser saßen weit im Süden, und zumal Friedrich hatte keine Möglichkeit, seinen Willen etwa Herzog Konrad gegenüber durchzusetzen. Und von der Kirche aus war schließlich Christian zum Bischof von Preußen bestimmt.

Hermann von Salza wußte ganz genau, daß die hohe Geistlichkeit allgemein dem Orden feindlich gegenüberstand, weil er von den Päpsten begünstigt wurde. In Preußen mußten außerdem fast zwangsläufig Reibungen mit dem Bischof entstehen, wenn die beiderseitigen Rechte nicht eindeutig abgegrenzt waren. Es ging hier eben nicht nur um das Vorantbringen des Christentums, sondern um die Macht im Lande.

Langwierige Verhandlungen begannen: Herzog Konrad sollte zusichern, daß er dem Orden das Kulmer Land als Ausgangspunkt für die zukünftigen Kämpfe überlassen würde. Außerdem mußten etwaige spätere Ansprüche auf Preußen ausgeschaltet werden. Der Orden wollte sicher sein, daß es ihm hier nicht so erging wie in Ungarn. Zum anderen mußte dem Bischof Christian, der sich als geistlicher Oberherr des zu erobernden Landes fühlte und das Recht auf Besetzung der Kirchenstellen, auf Vergabe von Ländereien und auf Abgaben verlangte, die Zusicherung abgerungen werden, daß dieses alles dem Orden zugestanden würde. Beide, Konrad wie Christian, stimmten am Ende den Bedingungen des Ordens zu, weil sie wußten, daß sie allein gegen die Preußen nichts auszurichten vermochten.

Zunächst konnte auch der Orden keine stärkeren Kräfte frei machen, weil diese für den bevorstehenden Kreuzzug nach Palästina gebraucht wurden. Einige Ritter trafen 1228 bei Konrad ein; sie brachten die Verhandlungen zum Abschluß. Endlich war alles nach Wunsch des Ordens geklärt. Nach dem Zuzug weiterer Ordensbrüder begann 1230 der Bau von Stützpunkten an der Weichsel (Nassau, Thorn) zur Sicherung des Kulmer Landes, aus dem die Preußen vertrieben wurden. Mit diesem Jahr 1230 fing demnach der Kampf des Deutschen Ordens in und um Preußen an.

Die wichtigste Quelle für die nun folgenden Jahrzehnte ist die Chronik des Peter von Dusburg, eines Ordensgeistlichen.[57])

Geschrieben wurde sie Anfang des 14. Jahrhunderts. Peter von Dusburg war also nicht selbst Beobachter der Ereignisse, sondern stützte sich bei der Niederschrift, wie er selbst bemerkt, auch auf mündliche Berichte, wie sie in Ordenskreisen überliefert waren. Die wesentlichen Angaben der Chronik sind durch Vergleiche mit anderen Quellen bestätigt, über Einzelheiten bestehen gelegentlich verschiedene Ansichten — die uns gleichgültig sein können. Von Bedeutung für uns ist dagegen der geistige Standort,

[57]) Cronica Terre Prussie (Chronicon Terrae Prussiae), aus: Scriptores Rerum Prussicarum, die Geschichtsquellen der preussischen Vorzeit, Leipzig, 1861, Band I., herausgegeben von Max Toeppen.

von dem diese Quelle geschrieben ist, denn danach muß sich ja die Bewertung richten. Nun, es ist der Standort eines Ordensgeistlichen, und damit dürfte diese Frage geklärt sein. Zur Verdeutlichung bringen wir noch die Worte Max Toeppens, des Herausgebers:

„Der Standpunkt, welchen er (Peter von Dusburg) in der Beurteilung der Begebenheiten einnimmt, ist der streng hierarchische." (Gemeint ist damit wohl der christlich-kirchliche.) „Er ist voll von dem Lobe und Preise der Ordensritter, da sie für die Ausbreitung der Kirche kämpfen und damit den Willen Gottes vollbringen. Ihre Feinde sind die Feinde Gottes". (Mit Gott ist hier natürlich der Christengott Jahwe gemeint.) „Für Freiheitsliebe, Tapferkeit und Edelsinn heidnischer Preussen hat er kein Wort der Anerkennung. Er erkennt das Recht der Preussen zum Kampfe für die Freiheit nicht an; es versteht sich in seinem Sinne von selbst, daß diese Werkzeuge des Teufels, filii Belial, entweder ausgerottet oder zum Christentum gezwungen werden müßten." (Einleitung, S. 7/8)

Gewiß, bei einem Christen des 14. Jahrhunderts und noch mehr bei einem Mitglied des Deutschen Ordens ist eine solche Einstellung verständlich. Nicht verständlich hingegen ist es, wenn sie, wie geschehen, mehr oder weniger auch in die deutsche Geschichtsschreibung übergegangen ist. So lesen wir bei Voigt:

„Kreuz und Schwert aber sollten der Verbreitung des deutschen Lebens die Bahn brechen durch Erdrückung des dunklen Heidentums und für die edlere Anpflanzung den wildverwachsenen Boden säubern." (II., S. 243)

War es wirklich so? — Sehen wir genau hin, so müßte zunächst an erster Stelle das Schwert stehen, hier wie für alle anderen Gebiete des deutschen Raumes. Und nicht „deutsches Leben", sondern das Christentum und die Kirche wollten einziehen. Letztere als „edlere Anpflanzung" zu bezeichnen, ist angesichts der damaligen Zustände in der christlichen Welt (dauernder Kampf zwischen ihren höchsten Vertretern, Papst und Kaiser, und dazu mit allen Mitteln bis zum Mordversuch, Bürgerkriege ohne Ende, grausamste Kreuzzüge gegen Christen im römischen Reich und in Frankreich, allgemeiner sittlicher Verfall) nichts als christliche Anmaßung oder Voreingenommenheit — oder Gedankenlosigkeit.

Allerdings, die Menschen jener Zeit, gefangen in ihrem Glauben und getrieben von den Rufen ihres Oberpriesters, meinten, etwas für ihr Seelenheil zu tun, wenn sie gegen Preußen zu Felde zogen. Es zeigte sich nämlich schnell, daß die Kräfte des Ordens für größere Unternehmen nicht reichten. So schrieb Papst Gregor IX. einen Kreuzzug aus, für den er die Predigerorden werben und die gleichen Versprechungen machen ließ wie für einen Kreuzzug nach Palästina: Erlaß der Sünden und der Buße, Aufhebung der Exkommunikation (das ist Ausschluß von der Kirche und ihren „Gnadenmitteln"), für Brandstiftung und Vergehen an Geistlichen. 1232 zog das Kreuzheer heran; es soll rund 20 000 Mann stark gewesen

ſein. Mit ihm kamen Scharen von Menſchen, die im verwüſteten Kulmer Land angeſetzt werden ſollten.

Um die weiteren Ereigniſſe für den Leſer beſſer verſtändlich zu machen, führen wir anſchließend die elf Gaue bzw. Landſchaften Preußens auf:

An der Weichſel im Süden das **Kulmer Land** mit der Landſchaft Löbau, nördlich davon **Pomeſanien,** nordoſtwärts davon bis zum Friſchen Haff und bis zur Paſſarge **Pogeſanien,** weiter öſtlich zwiſchen Paſſarge und Pregel **Warmien** und **Natangen,** ſüdlich davon **Barten,** ſüdlich davon **Galinden,** im Raum der — ſpäter ſo genannten — maſuriſchen Seen und oſtwärts **Sudauen,** an der Oſtſee die Halbinſel **Samland,** oſtwärts davon **Nadrauen** und am Unterlauf der Memel ſchließlich **Schalauen** (ſ. dazu auch die Kartenſkizze).

Preußen war von Süden und Oſten her ſchwer zugänglich, weil ſich dort weite Wälder, Seen und Sümpfe erſtreckten. Schon die Polen hatten daher ihre früheren Kriegszüge vielfach im Winter gemacht. Das Land war aber dicht beſiedelt.

„Da der Orden im 13. Jahrhundert in Preußen angekommen, hat er das ganze Land mit Dörfern, Städten und Feſtungen angefüllt gefunden, ſo daß auch andere der Meinung, daß nicht alle Städte unter dem Deutſchen Orden gebaut, ſondern daß ſie ſchon vorher von den alten Preuſſen bewohnet geweſen." (Hartknoch, a. a. O., S. 193)

Entſprechend ſtark war das Aufgebot an Kriegern. Nach Dusburg ſtellte jeder Gau 2000 Reiter und viele Tauſend Mann zu Fuß, Samland ſogar 4000 Reiter und 40 000 Mann an Fußſoldaten, Sudauen 6000 Reiter und noch mehr Krieger zu Fuß. Wenn auch nur ein Teil dieſer Kräfte gemeinſam gegen den Orden und die Kreuzheere aufgeboten worden wäre, hätten dieſe nie ſiegen können. Doch bei den Preußen beſtand dieſelbe Zerſplitterung, wie wir ſie bei den Germanen im Weſten gefunden haben: jeder Gau betonte ſeine Selbſtändigkeit, und jeder führte ſeinen Krieg allein. Der chriſtliche Feind hatte alſo gar nicht „die Preußen" gegen ſich, ſondern nur einzelne Stämme. Als ſpäter wenigſtens einige Gaue zu gemeinſamem Handeln zuſammenfanden, errangen ſie auch große Erfolge. Nur war es für eine grundlegende Änderung zu ſpät, weil die beſte Kraft ſchon verbraucht war. Der Feind ſaß bereits im Lande, hatte auch unter den Preußen ſeine Helfer gefunden und, vor allem, das Chriſtentum hatte ſchon gewirkt.

Bisher ſtehen wir noch am Beginn des Kampfes: Der Orden ging hierbei langſam und planmäßig vor. Zunächſt wurden weitere Befeſtigungen entlang der Weichſel errichtet (1232 Kulm, 1233 Marienwerder). Dann ſtieß das Kreuzheer nach Pomeſanien hinein. Bei dieſen Kämpfen geriet Biſchof Chriſtian in Gefangenſchaft (1233) und ſchied damit als Gegenſpieler des Ordens aus. Doch auch ohne ihn traten Streitigkeiten im chriſtlichen Lager auf. Der Papſt griff ein und mahnte zum Gehorſam gegenüber dem

Orden. Daneben ließ er weiter für den Kreuzzug gegen Preußen werben, so daß dem Orden neue Kriegerscharen zur Verfügung standen. Im Winter 1234 erfolgte ein neuer Angriff des Kreuzheeres gegen Pomesanien, an dem sich auch Herzog Swantepolk von Pommern beteiligte. Das Land wurde weithin verwüstet, die Pomesanier wurden geschlagen. 5000 Mann sollen dabei gefallen sein. Die Erbitterung der Pomesanier war groß, besonders gegen die Pommern. Als das Kreuzheer wieder auf die Weichsel und ins Kulmer Land zurückging, brachen sie im Norden los und stießen bis Danzig und Oliva vor, das zerstört wurde. Dem Gegenschlag des Ordens konnten sie jedoch keinen offenen Widerstand entgegensetzen.

Als sich so erste Erfolge für die christliche Seite abzeichneten, traten Herzog Konrad und die Kirchenherren wieder mit Ansprüchen hervor. Dagegen fand Hermann von Salza den Ausweg, Papst Gregor zu veranlassen, Preußen dem Orden als Eigentum des Apostel Petrus zu übereignen. Damit wurde in Wirklichkeit der Papst selbst zum Oberherrn und der Orden sein Vasall. Gegenüber dem Reich erhielt Preußen so eine — von Rom erwünschte — Sonderstellung.

Doch in der Eroberung des Landes war vorerst nur ein Anfang gemacht. Gregor rief zu einem neuen Kreuzzug auf. 1236 erschien ein Kreuzheer unter Führung des Markgrafen Heinrich von Meißen in Preußen. Es brach wieder in Pomesanien ein und zerstörte die Wehrburgen. Die Bewohner „unterwarfen sich dem Glauben und den Brüdern", wie es von nun an immer wieder bei Dusburg heißt („. . . se fidei et fratribus subdiderunt"). 1237 trug der Orden den Krieg weiter flußabwärts vor: als Stützpunkt wurde Elbing erbaut. Unter dem Landmeister Hermann Balk versuchte der Orden, die Einwohner dadurch an sich zu ziehen, daß er ihnen bei Unterwerfung und Annahme des Christentums persönliche Freiheit und gewisse Rechte versprach, auch Bestätigung in ihrem Eigentum, wie es vorher von Papst und Kaiser zugesichert war. Als Untertanen des Ordens mußten sie jedoch Fron- und Kriegsdienste leisten.

Noch ein anderer Schlag traf die Preußen im Ordensgebiet: eine Seuche brach aus. Sie wütete ein Jahr lang und entvölkerte das Land weithin. In den leeren Dörfern setzte der Orden fremde Siedler an und übergab sie als Lehen an Herren aus Deutschland, Pommern und Polen, die als Kreuzfahrer im Lande geblieben waren.

Inzwischen war in Livland ein schwerer Rückschlag für den Schwertbrüderorden eingetreten. Im Kampf gegen die Litauer hatte er eine vernichtende Niederlage erlitten. In den baltischen Ländern drohte ein Zusammenbruch der in langen und blutigen Kämpfen errungenen Herrschaft. Der Erzbischof von Riga rief um Hilfe. Diese Entwicklung bot Hermann von Salza die Möglichkeit, den Machtbereich seines Ordens wesentlich zu erweitern. Da er gute Verbindungen zu Papst Gregor hatte, erreichte er, daß dieser den geschwächten livländischen Orden auflöste. Seine

reſtlichen Mitglieder wurden in den Deutſchen Orden überführt und die baltiſchen Länder Kurland (1237) und Livland ihm unterſtellt. Der in Preußen ſchon bewährte Landmeiſter Hermann Balk zog mit einigen Brüdern nach Livland und ſtellte die Lage wieder her.

Bei den Preußen war der Rückſchlag der chriſtlichen Macht im Norden nicht unbemerkt geblieben. Er führte jedoch nicht zum Losſchlagen der freien Stämme. Nur in den beſetzten Gebieten brachen vereinzelt Unruhen aus, die vom Orden mit aller Härte unterdrückt wurden. Sogar Biſchof Chriſtian, der inzwiſchen aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt war, erhob gegen Übergriffe und Untaten des Ordens Beſchwerde beim Papſt. Herzog Swantepolk von Pommern löſte ſich vom Orden, wohl auch deswegen, weil er fürchtete, daß deſſen Machtzuwachs ſeinem Land für die Zukunft gefährlich werden könnte, beſonders wenn erſt Preußen in ſeiner Gewalt ſein würde. Er nahm Verbindung zu den Preußen auf.

1239 ſtarb der Hochmeiſter Hermann von Salza, der ſelbſt nie in Preußen geweſen war, aber bei Papſt und Kaiſer für den Orden gewirkt hatte. Im gleichen Jahr erneuerte Gregor den Bann gegen Kaiſer Friedrich II. und forderte vom Orden, die Verbindung mit ihm aufzugeben, widrigenfalls die bisherigen Vergünſtigungen wegfallen ſollten. Der Orden hielt dieſe Frage in der Schwebe. In Preußen ging der Krieg weiter. Der Orden nahm, über das Friſche Haff vorgehend, die Burg Balga und legte eine Beſatzung hinein. Die Preußen verſuchten, Balga zurückzuerobern. Da traf ein Kreuzheer unter Otto von Braunſchweig ein. Es überfiel, nun ſchon mit Hilfe eines preußiſchen Großen, der zum Orden hielt — er war nicht mehr der einzige — das Belagerungsheer, richtete ein großes Blutbad an und entſetzte die Burg. Ein Jahr lang blieb Otto auf Balga, während ſein Heer den Krieg weitertrug und das Land weithin verwüſtete und ausplünderte. Natangen, Warmien und ein Teil von Barten wurden beſetzt, die Menſchen unterwarfen ſich und nahmen die Taufe. Überall gingen die Chriſten nach bekanntem Brauch vor: die Beſiegten mußten ihre heiligen Haine abholzen, Kirchen und Burgen bauen, Frondienſte leiſten und an Kirche und Orden Abgaben zahlen.

1240 verließ Otto von Braunſchweig mit ſeinem Heer das Land. Wieder blieben einzelne Kreuzfahrer zurück, die vom Orden preußiſche Dörfer als Lehen und deren Einwohner als Untertanen zugeteilt erhielten. Die Preußen, jahrhundertelang Freie auf freiem Grund, waren zu Knechten geworden.

So ſtanden im Jahre 1241, elf Jahre nach Beginn des Eroberungszuges, ſechs der elf preußiſchen Landſchaften unter der Herrſchaft des Ordens.

Mit gutem Einfühlungsvermögen ſchreibt Voigt, obwohl er die Verchriſtung für gut und richtig hält, über Lage und Stimmung der Preußen jener Gebiete:

„Ohnedies aber mußte auch den bezwungenen Preuſſen, ſobald der wilde Sturm des Krieges ſich gelegt hatte, die erſte Beſtürzung vorüber

war und in den Seelen die klare und ruhige Besinnung über das Geschehene mehr und mehr erwachte, das gefallene Los in jeder Weise schrecklich und unerträglich erscheinen. Durchs ganze Volk der neubezwungenen Lande ging bald ein Geist des Ingrimms und der Erbitterung, und von Tag zu Tage fraß sich in das Herz der Überwältigten der Haß und die Feindschaft tiefer ein. Zwar sah man, daß der Orden auch die alten Landesbewohner, die Neubekehrten, sobald sie ihm Treue und Ergebung bewiesen, nicht minder als die Deutschen mit Gut und Eigentum, mit Vorrechten und Begünstigungen beschenkte, man sah, wie die Ritter die Edlen des Landes an sich zogen und auf jede Art zu gewinnen suchten; man sah, wie eifrig durch Priester und Mönche für die Belehrung und Bildung des Volkes gesorgt wurde, wie tätig die Ordensritter waren, um die Geschäfte des Friedens, vor allem den Ackerbau und mit ihm den Wohlstand des Landes, wieder herbeizuführen. — Aber war dies alles irgend ein Ersatz für das Verlorene und Entrissene? Galten jene Neubekehrten, jene Getreuen des Ordens, nicht für Verräter des Volkes, für Verbrecher am Vaterlande, für Abtrünnige der alten Götter? Gab der Orden an den geschenkten Gütern nicht nur belastet und beschwert zurück, was man zuvor frank und frei besessen hatte? Waren die Priester und Mönche mit allem ihrem Eifer nicht immer die Widersacher der alten Götterdiener, der Weidelotten, die man durch scharfe Drohungen verdrängte und mit dem Feuertode bestrafen wollte, sofern sie forthin unter dem Volke erscheinen und den alten Glauben aufrechterhalten würden? . . .

So bot sich nichts den Unterworfenen dar, was nur irgend über den Verlust hätte trösten können . . . Mit Ausnahme der wenigen, die sich dem Orden hingegeben hatten, sah man das ganze Volk fast überall mit einer gewissen herrischen Strenge und Härte behandelt, sofern es sich nicht willig allen vorgeschriebenen Verordnungen und Forderungen der Ordensherren fügte. Man hörte wohl auch, daß diese Strenge selbst den deutschen Einzöglingen bei Verleihungen ihrer Güter in der Behandlung der Preußen vorgeschrieben wurde. Welche Erbitterung mußte dieses gegen die gebietenden Eroberer und welchen Groll gegen alle Deutschen in den Gemütern der Unterjochten aufregen! Und wo stand denn für die Unterdrückten die Pflicht, die ihnen des Ordens Gesetze zu befolgen gebot? Durfte nicht jeden Tag durch das Schwert wieder gebrochen werden, was mit dem Schwerte befohlen war?" (Für Papst und Orden galt eine solche Überlegung natürlich nicht. Was ihr Schwert befahl, war Recht, und Auflehnung nur der Beweis für den „harten und unbeugsamen Nacken" und für den „wilden Geist" der Preußen — wie es von jener Seite hieß.)

„Priester und Götter des alten Lebens" (nach Ansicht Voigts) „waren verdrängt; ihr Rat und ihre Hilfe, aber auch ihre schreckenden Strafen und ihre Macht galten nichts mehr für das Leben. Hatte der Preusse, wie das Gesetz es wollte, den alten Glauben abgeschworen, was war in

ſeinem Geiſte an deſſen Stelle getreten? Was war der Menſch anders als ein Weſen ohne Gott, ohne Gewiſſen, ohne Gefühl für Pflicht und Recht? Oder durfte erwartet werden, daß einige allgemeine Lehren vom chriſtlichen Glauben, die zehn Gebote, das apoſtoliſche Bekenntnis, die Lehren von der Buße und von Vergebung der Sünden das leere Herz und die verzweifelte Seele für Recht und Pflicht erfüllen ſollten?

Es ging eine Verwirrung durch das Leben hindurch, es war eine Leere und Troſtloſigkeit in demſelben eingetreten und ein Widerſpruch zwiſchen dem, was man wünſchte und erſehnte, und dem, was mit Strenge gefordert und verboten ward, die alle Bande auflöſen mußte, welche das alte Leben in ſeinen Verhältniſſen geknüpft hatte . . .

Da kam noch hinzu, daß dieſe Menſchen zerknirſchten Herzens, zerbrochener Seele, unbekannt mit dem Wert deſſen, was ihnen durch den Orden im neuen Glauben zugebracht wurde, in Erinnerung der freien und fröhlichen Vergangenheit, unter dem Unglück und der Laſt der geknechteten und traurigen Gegenwart jene Zwingburgen mit aufbauen mußten, die ſie ſelbſt im Zügel und Zaum halten und das alte freie Leben für ewige Zeiten unmöglich machen ſollten. Mit tiefſtem Groll und Ingrimm, mit brennender Erbitterung fällten ſie die Bäume in ihren heiligen Hainen und trugen ſie die Steine zuſammen, die im Aufbau jener Burgfeſten der Sarg und das Grab ihrer Freiheit, ihrer Freude, ihres Glaubens und alles Schönen und Heiligen im Leben ſein ſollten . . .

So iſt begreiflich, daß bald im ganzen Volke nur ein Gedanke der Rache und Vergeltung, nur eine Sehnſucht nach Erlöſung aus dem Elende lebte. Und es kam dieſe Zeit der Rache und Vergeltung." (Voigt, II., Auszüge aus S. 411—413)

Den Weg der Gewalt gingen die Preußen erſt nach Scheitern eines Verſuchs, auf friedlichem Wege eine Änderung ihrer Lage zu erreichen — er wird bei Dusburg nicht erwähnt: Als Chriſten, die ſie nun geworden waren, beriefen ſie ſich auf die Zuſagen, die Orden und Kirche ihnen für die Annahme der Taufe gemacht hatten, und ſchickten eine Abordnung nach Rom, die dort Klage über die Behandlung erhob. Auch Herzog Swantepolk wandte ſich für die Preußen an den Papſt. Weil aber Gregor IX. im Jahre 1241 ſtarb und ein Nachfolger nicht gewählt wurde, hatten die Kardinäle in Rom einen guten Vorwand, an einer Entſcheidung vorbeizukommen. Die Preußen erkannten, daß ſchöne Worte aus Rom nichts galten, und fühlten ſich hintergangen. Ihre Erbitterung wuchs.

In Verbindung mit Swantepolk warteten ſie nun auf die Möglichkeit einer gewaltſamen Löſung. Die Gelegenheit dazu bot ſich, als 1241 die Mongolen über Südpolen nach Schleſien einbrachen, einzelne ihrer Abteilungen auch nach Norden vorſtießen und der Orden ſeine Kräfte an der Südgrenze Preußens zuſammenzog. In den Burgen des Binnenlandes blieben nur ſchwache Beſatzungen zurück. (Der livländiſche Zweig des

Ordens erlitt 1242 eine schwere Niederlage bei Pleskau.) Swantepolk begann den Kampf. Er sperrte die Weichsel für den Nachschub des Ordens und griff dessen Schiffe auf. Nun war auch für die Preußen „die Zeit für Rache und Vergeltung" (Voigt) gekommen. Sie erhoben sich, diesmal „wie ein Mann" (Dusburg) und fegten die Herrschaft des Ordens und des Christentums hinweg. Bis zur Weichsel wurde das Land wieder frei; nur einzelne Burgen hielten sich, im Norden Balga und Elbing, im Süden Kulm, Thorn und Rheden. Mit einem Schlage waren die in elf Jahren errungenen Erfolge von Orden und Kreuzzügen ausgelöscht. Die Bluttaten, die die Preußen jetzt an den Zwingherren wie an Deutschen begingen, waren die Frucht jener Saat, die von christlicher Seite gelegt worden war. Das kann niemand bestreiten, denn ohne den Einbruch des Ordens wäre auch dieser Aufstand naturgemäß nicht erfolgt.

Die Wut der Kirche richtete sich besonders gegen Herzog Swantepolk. Auf den Ruf Roms fanden sich die alten Feinde der Pommern, die Fürsten von Cujawien, Masowien und Polen (Krakau) schnell dazu bereit, ihre Heere zu sammeln. Sie fielen in Ostpommern ein und durchstießen das Land unter den üblichen Verwüstungen bis zur Ostsee. Wieder einmal wurde Oliva geplündert, diesmal von Christen. Die Kräfte Swantepolks waren auch dadurch geschwächt, daß seine Brüder auf die Seite der Gegner traten — oder gezogen wurden. Der Herzog mußte den Kampf einstellen. Nun wandten sich die christlichen Heere gegen Preußen. Kaum war 1243 der neue Papst, Innozenz IV., gewählt, da erneuerte er den Aufruf zum Kreuzzug, ging es doch um ein Land, welches ihm gehören sollte. Um den Anspruch der Kirche zu bekräftigen, wurde Preußen — jener Teil, der bis 1241 unter der Herrschaft des Ordens gestanden hatte, und Samland, das noch nicht erobert gewesen war — in vier Bistümer eingeteilt (1243), die ab 1245 kirchlich dem Erzbistum Riga unterstellt wurden.

1244 brach Swantepolk mit den Preußen erneut gegen den Orden los und besiegte dessen Heer im Kulmer Land, wurde dann aber geschlagen und mußte sich zurückziehen. 1246 traf ein Kreuzheer unter Friedrich von Österreich und anderen Herren des Reiches ein. Es führte zuerst Krieg gegen Swantepolk und zwang ihn zum Frieden. — Nun aber trat im Norden Mindowe, Fürst der Litauer und Heide, als neuer und gefährlicher Feind des Ordens gegen den livländischen Zweig des Ordens auf. Swantepolk nutzte dieses zu neuem Kriegszug in Preußen gegen den Orden. Die nächsten Jahre (1248/49) vergingen mit wechselvollen Kämpfen. Dann erschienen neue Kreuzheere unter dem Markgrafen Otto (dem Frommen) von Brandenburg und unter dem Bischof von Merseburg im Lande. Sie durchzogen Pomesanien, Warmien, Natangen und Barten, und wie zuvor heißt es dazu bei Dusburg: „. . . und schreckten überall das Volk durch Raub, Feuer und Schwert." Mit diesen Mitteln zog auch das Christentum wieder ein. In Christburg wurden 1249 den

Preußen — natürlich als Christen und gefügigen Untertanen des Ordens — von einem päpstlichen Abgesandten die alten Zusagen erneuert, auch freie Verfügung über ihren Besitz versprochen. Der Orden sicherte sich gleichzeitig das Vorkaufsrecht. Das aber war mehr ein Schritt gegen die Kirchenherren, die nach dem Siege der Waffen wie üblich ebenfalls Land und Macht forderten. Der Erzbischof von Riga trat hierbei in seiner Eigenschaft als oberster Kirchenfürst für Preußen besonders in Erscheinung. Laufend gingen Klagen der Kirche über den Orden nach Rom, bis dieser eine päpstliche Verordnung erreichte, daß der Erzbischof das Land Preußen nicht betreten und hier auch keine Besitzansprüche haben sollte. (Das nur als kleiner Seitenblick auf die „christliche Brüderlichkeit" bei den hohen Herren der Christenheit.)

Im Jahre 1250, nach 20 Jahren des Kampfes, standen endlich dieselben sechs preußischen Landschaften unter der Herrschaft des Ordens wie 1241. Viel Blut war inzwischen wieder vergossen worden. Doch an der inneren Einstellung der Preußen hatte sich nichts geändert:

„Das furchtbare Siegerschwert, welches seit 20 Jahren durch die Länder hindurchgegangen war, hatte in den Tausenden, die es überwältigte, nur die Kraft der Arme gelähmt und den Mut der Seele gebrochen; aber die Brust erfüllte noch immer überall Zorn und Rachlust und Ingrimm und Erbitterung, und mit aller Macht der Sehnsucht ging noch in den meisten die Erinnerung an die freien Tage des alten friedlichen Lebens zurück. Nichts vermochte zu trösten über den verlorenen Glanz und über die vernichtete Freude der alten freien Zeit; an ihrer Stelle herrschte überall eine Leere, eine Ertödung, eine Verwilderung und eine Gewaltsamkeit, die das Herz mit tiefstem Jammer erfüllten . . . nur der Name und die Form, nicht der Geist des Heidentums war im Volke vertilgt und erstickt." (Voigt, III., S. 2/3)

Diesem Stimmungsbild wird jeder zustimmen müssen, der sich in die Lage der Preußen versetzt. Wie sollte es auch anders sein! Wo konnten sie noch einen Strahl der Hoffnung sehen, nachdem sie erfahren hatten, daß selbst bei einem Sieg über den Orden immer wieder neue und übermächtige Heere aus der Ferne kamen, die sie mit Feuer und Schwert zur Unterwerfung — und zum Kreuz — zwangen!

Der Orden, Nutznießer dieser Hilfe von außen, festigte seine Herrschaft. Er brach auch in Ostpommern ein, verwüstete das Land und zerstörte Oliva. Swantepolk führte einen Gegenzug nach Pomesanien, konnte aber die geschwächten Preußen nicht mehr hochreißen. Der livländische Zweig des Ordens konnte ebenfalls Erfolge buchen. Er besiegte den Litauerfürsten Mindowe, der sich zur Erhaltung der Unabhängigkeit seines Landes bereit erklärte, das Christentum anzunehmen. Der Papst erhob ihn daraufhin zum König und übernahm Litauen als Eigentum der römischen Kirche. Dennoch war die Taufe Mindowes eine bloße Äußerlichkeit; er

tat nichts Entscheidendes, um das Christentum in seinem Lande zu verbreiten.

Im Jahre 1252 faßte der Orden am Ausgang des Kurischen Haffs Fuß und errichtete die Burg Memel. Von dort konnte er gegen die Samaiten (Samen, Namens- und sonstige Verwandtschaft mit den Samländern?), die noch Heiden waren und in Verbindung mit den Litauern standen, vorgehen und eine Landverbindung nach Kurland schaffen. 1253 folgte der nächste Schritt: der Orden griff Samland an, welches er schon früher vergeblich bekriegt hatte. In wechselvollen Kämpfen wurde auch diese Landschaft verwüstet, aber für eine endgültige Entscheidung war der Orden zu schwach. Inzwischen trug ein Kreuzheer unter dem Markgrafen von Meißen den Krieg nach Galinden und in den Rest des Bartenlandes.

Dem geistlichen Herrn der Christenheit ging es in Preußen nicht schnell genug. Er ließ wieder einmal zum Kreuzzug rufen und auch für den Eintritt in den Orden werben. 1254 trat König Ottokar von Böhmen, damals der mächtigste Fürst des römischen Reiches — Kaiser Friedrich II. war 1250 gestorben —, den Zug an und erschien 1255 in Preußen. Sein Ziel war die Eroberung Samlands. Nach Dusburg soll sein Heer 60 000 Mann stark gewesen sein. Vernichtung der Heiligtümer, Brand, Verwüstung und Verschleppen von Frauen und Kindern kennzeichneten seinen Weg. Wieder waren bedingungslose Unterwerfung und Annahme der Taufe die Rettung vor dem Tode. Einzelne Große des Stammes stellten sich fortan zur Rettung ihres Besitzes auf die Seite des Feindes, andere beharrten im Widerstand. (Über die Haltung solcher preußischer Edelinge bringt die ostpreußische Dichterin Agnes Miegel, die ihrer Heimat so manches schöne Denkmal gesetzt hat, ein Beispiel in dem Gedicht: „Herzog Samo, eine Totenklage".)

Nachdem Ottokar sich so „himmlischen Lohn" verdient hatte, rückte er Ende 1255 mit seinem Heer wieder ab. Danach wurde ihm zu Ehren an der Grenze Samlands zum heidnischen Teil Preußens die Burg Königsberg erbaut. Noch 1255 erfolgten aus den heidnischen Gauen Nadrauen, Schalauen und Sudauen Streifzüge nach Samland, durch die ein Teil der Samländer zum Aufstand veranlaßt wurde. Er konnte jedoch vom Orden unter Mithilfe von Preußen niedergeschlagen werden. Nun stieß der Orden nach Süden (Ost-Natangen) und Osten (Nadrauen) vor, immer verstärkt durch Kreuzfahrer aus dem Reich — Kreuzfahrer, die allerdings nicht nur aus frommem Eifer kamen, sondern denen Freiheit von Strafen für Verbrechen aller Art, sogar Erlaß des Bannes, versprochen war. Wie solche Leute als Sieger hausten, läßt sich vorstellen.

Allmählich wirkte sich auch die Werbung für den Orden aus; neue Mitglieder traten ein. Der Beitritt war durch Erleichterungen, u. a. Wegfall der einjährigen Probezeit, Befreiung vom Bann sowie durch kirchliche Versprechungen: Ablaß wie für einen Kreuzzug nach Palästina, gefördert

worden. Auch Geistliche durften nunmehr eintreten. In den besetzten Gebieten des Landes sicherte der Orden seine Herrschaft durch den Bau weiterer Burgen, wozu die Einwohner herangezogen wurden. Auf der anderen Seite versuchte er, das Wirtschaftsleben wieder in Gang zu bringen und den Handel zu erweitern.

„Da trat der alte Feind wieder in die Schranken" (Voigt, III., S. 142). Der alte Feind, damit sind hier aber nicht die Preußen gemeint, sondern die Kirchenherren. Mit allen Mitteln versuchten sie, den Orden zu schädigen, innerhalb und außerhalb des Landes.

In Rom brachten sie schwerwiegende Anklagen gegen den Orden vor: er mißachte päpstliche Anordnungen, er verhindere Predigt und christliche Belehrung, er baue keine Kirchen, viele Mitglieder des Ordens hielten die Ordensregeln nicht ein, er verfolge Unzucht und Ehebruch nicht und er unterdrücke die Preußen mit allzu harter Knechtschaft. Fraglos bestanden diese Vorwürfe zu Recht, denn „der Ordensmantel war kein Schutzmittel gegen Sünden und Vergehen". (Voigt, III., S. 145) Dasselbe galt aber für die Berufskleidung von Geistlichen und Mönchen, wie auch damals bekannt war. Dennoch bemühte sich der Orden, die Vorhaltungen zu widerlegen, wußte er doch, daß das Vorgehen der Bischöfe ein weiter gestecktes Ziel hatte. Sie wollten den Orden als ungeeignet für die politische und geistliche Führung in Preußen hinstellen und beides in die eigenen Hände bekommen. Der Papst konnte sich jedoch nicht dazu bereit finden, den Orden fallenzulassen. Für seine Stellung in Preußen wirkte sich dieser Streit mit den „christlichen Brüdern" natürlich nachteilig aus.

1258/59 erfolgte ein neuer Vorstoß der Mongolen nach Polen, gegen den auch der Orden Abwehrmaßnahmen treffen mußte. Er ließ Burgen bauen und verstärken, wozu wiederum die Preußen Frondienste leisten mußten. Die Mißstimmung wuchs. Es kam zu Widersetzlichkeiten. Dem Orden blieb die allgemeine Spannung im Lande nicht verborgen. Entgegen manchen Ratschlägen zur Milde meinte er, mit noch größerer Härte dagegen vorgehen zu müssen. Um diejenigen Preußen zur Ruhe zu zwingen, die als führende Kräfte des Widerstandes bekannt waren, wurden ihnen mit Billigung, ja, auf Anordnung des Papstes die Kinder genommen und in irgendein Kloster im Westen verschickt. Dort sollten sie, getrennt von Sippe und Stamm, zu Christen abgerichtet werden, um später als Missionare zu ihren Landsleuten zurückgeschickt zu werden — eine Maßnahme, die von christlicher Seite schon immer bei unterworfenen Völkern, auch bei den Germanen, wie wir wissen, angewendet worden war. Alle Zwangsmittel tugen jedoch nicht zur Beruhigung bei. Im Gegenteil! Hunger und Elend, die in dem früher so reichen Lande herrschten, ließen die Unzufriedenheit weiter ansteigen. Für den Orden wurde die Entwicklung bedrohlich. Ein neuer Kreuzzug sollte ihm Entlastung bringen. Auf

die Aufrufe kamen auch einzelne Scharen heran, die aber zur Sicherung der Südgrenze eingesetzt wurden. Im allgemeinen ließ die Wirkung der nun schon seit Jahrzehnten ständig sich wiederholenden Kreuzzugpredigten nach. Schon wurden im Reich maßgebende Stimmen laut, die das ganze Unternehmen gegen Preußen als unsinnig und erfolglos ablehnten.

1260 verschärfte sich die Lage des Ordens durch äußere Ereignisse weiter: König Mindowe von Litauen vergrößerte seine Macht durch Erweiterung seiner Herrschaft über Grenzgebiete, darunter auch das Land Samaiten. Besorgnisse seiner Nachbarn, die seiner Haltung nicht trauten, suchte er durch Treueerklärungen und Schenkungen an die Kirche zu zerstreuen. Schon zeigten sich in Kurland und Livland gefährliche Zeichen der Unruhe; eine Abfallbewegung vom Christentum setzte ein — so wenig hatte es auch hier nach Jahrzehnten Fuß fassen können. Da trat Mindowe 1260 plötzlich vom Christentum zurück und machte damit der bisherigen Heuchelei ein Ende. Zunächst fiel er in Polen und Masowien ein, wandte sich dann aber gegen Kurland. Damit erhob sich für den Orden die Gefahr, daß seine Gebiete vollkommen auseinandergerissen wurden. Er zog in Kurland ein Heer zusammen, zu dem alle Länder, Kurland, Livland und Preußen, ihre Aufgebote zu stellen hatten. Aus Estland, das unter dänischer Herrschaft stand, kam ebenfalls Zuzug. Bei Durben (in der Nähe von Libau) kam es zur Schlacht gegen die Litauer. Das Ordensheer erlitt eine vernichtende Niederlage — christliche Quellen erklären sie mit dem Frontwechsel des kurischen Aufgebots — und wurde zersprengt. 150 Ordensbrüder fielen im Kampf, die anderen flüchteten, verfolgt von den Feinden. Kurland war für den Orden verloren.

Dieser schwere Rückschlag erhöhte die Spannungen in Preußen. Widersetzlichkeiten häuften sich, einzelne Angehörige des Ordens wurden erschlagen. Noch aber standen überall im Lande die festen Zwingburgen, von denen aus die verhaßten Herren im weißen Mantel ihre Herrschaft ausübten, und sie hatten ihre Helfer unter den ins Land geholten Deutschen und auch unter den Preußen. Doch nicht alle von denen, die Anhänglichkeit an den Orden und Ergebenheit für das Christentum zeigten, standen innerlich auf dieser Seite. Da waren einige junge Männer, unter ihnen **Glande** aus Samland, **Monte** aus Natangen, **Glappo** aus Warmien, **Divan** aus Barten und **Auttumo** aus Pogesanien, Namen, die in keinem Geschichtsbuch stehen, obwohl sie als Träger des Freiheitswillens gegen fremde Unterdrückung — auch wenn es „nur" um preußische Freiheit gegen christliche Unterdrückung ging — genannt und bei Preußen und Deutschen bekannt sein müßten wie etwa ein Siegfried-Arminius oder ein Widukind-Weking. — Sie alle hatten die Zeit eines freien Preußens nicht mehr erlebt; sie kannten nur die Herrschaft des Ordens und das Christentum. Monte gehörte darüber hinaus zu jenen, die in ihrer Kindheit nach Deutschland verschleppt und dort — Monte in Magdeburg — erzogen wor-

den waren. Als die Umerziehung — die wir ja auch heute kennen — mit dem gewünschten Erfolg abgeschlossen zu sein schien, war er nach Preußen zurückgeschickt worden. Gesehen und gelernt hatte er sicher viel, und doch war er Preuße und Feind des Christentums geblieben. Männer mit gleicher Einstellung gab es überall, in allen Stämmen. Sie alle wollten Freiheit für Preußen, wußten aber auch, daß ein Kampf dafür, wenn überhaupt, nur dann Erfolg haben könnte, wenn alle Stämme gemeinsam und geschlossen handelten. So hielten sie seit langem Verbindung, nicht nur untereinander, sondern auch mit Mindowe und mit den Ostpommern.

Jetzt war die Zeit zum Losschlagen günstig. Als nun noch die Untat eines Ordensvogtes aus Natangen bekannt wurde — er ließ 50 (?) hochgestellte Preußen des Stammes in seiner Burg verbrennen, und zwar unter dem Vorwand, sie hätten seine Ermordung geplant —, ging der Ruf nach Rache durch das ganze Land. Am 20. 9. 1261 brach in den fünf Landschaften der Aufstand los. Ordensleute und Deutsche, soweit sie sich nicht in die Burgen flüchten konnten, wurden erschlagen, alle Bauten und Zeichen des Christentums zerstört. Viele Burgen fielen im ersten Ansturm. Gelang es nicht, sie zu überrennen, wurden sie eingeschlossen und belagert. Bis auf diese Stützpunkte und bis auf die Gaue Kulmer Land und Pomesanien, die schon so fest in der Hand des Ordens waren, daß sie sich nicht am Aufstand beteiligten, war Preußen wieder frei — 31 Jahre seit Beginn des Kampfes, 20 Jahre nach dem ersten Befreiungsversuch und zehn Jahre, nachdem der Orden diese Gaue, bis auf Samland, neu unterworfen hatte. Allein diese Zahlen geben eine Vorstellung von dem erbitterten Ringen der Preußen um ihre Freiheit.

Diese Jahrzehnte hatten aber einen hohen Blutzoll gefordert, und über die Lebenden war Elend gekommen. Denn das Land lag wirtschaftlich darnieder, weil es einmal, durch die Kämpfe immer wieder verwüstet, nicht die notwendigen Ernten brachte und weil zum anderen die Menschen fehlten. Noch weit schlimmer wirkte sich aus, daß die eingebrochene fremde Gewalt das Stammes- und Sippengefüge zersetzt hatte — wie früher bei den Germanen im Westen. Manche der einflußreichen Preußen standen schon auf der Seite des Ordens und hielten auch in dieser Zeit zu ihm. Und der Orden versuchte natürlich alles, sie durch Versprechungen und Schenkungen für die Zukunft an sich zu binden. Zu der äußeren Spaltung kam die innere: es gab unter den Preußen auch schon Christen.

Jetzt, im Jahre 1261, war allerdings die Herrschaft des Christentums ernstlich gefährdet, ja, in weiten Teilen Preußens beseitigt. — Rom aber, weit davon entfernt, den Freiheitswillen der Preußen zu achten, wollte in seiner Machtgier den Kampf nicht aufgeben. Es setzte wiederum seine Heere, die der Mönche, in Bewegung, um „das Kreuz zu predigen", das Kreuz, welches weiter Blut und Verwüstung bringen sollte. So rief es aus Rom:

„Seufzer auf Seufzer häufen sich, seitdem die ganze Masse der Ungläubigen in so verdammungswürdiger Weise in den alten Irrglauben zurückgefallen ist, und die noch übriggebliebenen Ordensbrüder von den Heiden und den abtrünnigen Neubekehrten in ihren Burgen hart belagert und, aller Hilfe entblößt, den jammervollsten Tod unfehlbar erwarten müssen, wenn nicht schnell ein siegreicher Beistand geleistet wird. Darum gebieten und ermahnen wir euch, ziehet aus und sendet eure Brüder aus, die in Böhmen, Dänemark, Schweden und Norwegen, in Friesland, Polen, Pommern und Gothland, und andere, welche in den Gebieten von Magdeburg, Bremen, Mainz, Köln und Salzburg und in allen Städten die Christgläubigen dieser Lande durch das Wort des Kreuzes aufrufen, daß sie das Schwert umgürten." (Bulle vom 24. 4. 1262)

Wieder wird das Bestreben Roms deutlich, wie es nun schon seit Jahrhunderten im deutschen Raum durchgeführt wurde: Menschen germanischer Herkunft werden als Schwert Roms gegen gleich- oder ähnlichblütige Menschen aufgerufen, zur Schwächung beider Seiten und, was die Fürsten und Herren des Reiches betrifft, gleichzeitig zur Ablenkung von ihren eigentlichen deutschen Aufgaben, die in der Unterstützung ihrer Kaiser und Könige gegen Rom gelegen hätten.

1262 (nach anderer Ansicht schon 1261) kamen zwei Kreuzheere dem Orden zu Hilfe. Es ist nicht sicher, ob beide Heere über See nach Preußen gelangten. Das eine wurde jedenfalls in der Nähe von Brandenburg am Frischen Haff (südwestlich von Königsberg) geschlagen, das andere in Samland. Die Reste warfen sich nach Königsberg. Die erste Gefahr war damit abgewendet, und die Preußen konnten mit allen Kräften darangehen, weitere Zwingburgen zu brechen. Heilsberg und Braunsberg fielen, andere wurden eingeschlossen. Dennoch konnte ein neues Kreuzheer Königsberg entsetzen (1263 oder 1262), wobei christliche Samländer wesentlichen Anteil hatten.

Für den Orden war Königsberg als Stützpunkt besonders wichtig, weil er von hier aus den Kampf um Samland aufnehmen konnte, welches wiederum Ausgangspunkt für spätere Angriffe ins Innere Preußens werden sollte. Es dauerte einige Jahre, bis der Orden Samland wieder fest in die Hand bekam, wobei er von samländischen Christen unterstützt wurde. Diese erhielten besondere Vorrechte und wurden, soweit sie Unfreie gewesen waren, in den Stand der Freien erhoben. Solche Preußen, die sich nicht auf die Seite des Ordens ziehen ließen, verloren Besitz und Stand. Hiermit erfolgte also eine bedeutsame Umschichtung innerhalb der Stämme: Knechte wurden zu Herren und Herren zu Knechten!

Inzwischen trugen die Preußen der anderen Gaue den Krieg weiter nach Westen, gegen die Weichsel, ins Kulmer Land und sogar nach Masowien. Marienwerder fiel. Im Inneren gingen die Kämpfe um die Burgen des Ordens: Bartenstein, bei dessen Verteidigung sich wieder ein Preuße

auf der Seite des Ordens hervortat, wurde genommen, ebenso Kreuzburg (1263). — Auf der anderen Seite tönte wieder der Ruf: Kreuzzug, Kreuzzug! durch das deutsche Land. Der Papst erweiterte seine Versprechungen. So brauchten die Kreuzfahrer sich nicht mehr für ein Jahr zu verpflichten; ihnen wurde sogar Ehescheidung bewilligt. Und es wurde ihnen zugesagt, daß sie drei Jahre lang nicht vor Gericht gezogen werden durften. Man kann sich vorstellen, was für Kriegsleute damit herangeholt wurden. Dennoch war der Erfolg der Werbung zunächst gering, zumal die hohe Geistlichkeit dem Orden nach wie vor mißgünstig gegenüberstand. Außerdem wurden die Kräfte im Reich selbst gebraucht. So zogen dem Orden vorläufig nur kleine Scharen zu, die noch keine wesentliche Änderung bringen konnten.

1265 kam der Herzog von Braunschweig mit dem Landgrafen von Thüringen, 1266 Otto von Brandenburg. Der Orden konnte seine Stützpunkte weiter vorschieben: 1265 Tapiau (am Pregel), 1266 Brandenburg (am Frischen Haff). 1268 erschien König Ottokar von Böhmen, der dem Orden einst Samland erobert hatte, mit einem neuen Kreuzheer. Er verheerte zunächst Ostpommern und zwang Herzog Mestwin, Sohn und Nachfolger von Swantepolk, der sich auch auf die Seite der Preußen geschlagen hatte, zum Frieden. In Preußen unternahm er nicht viel und zog auch bald wieder ab, da er seine Absicht, das Land oder Teile davon seinem Reich zuzuschlagen, nicht durchsetzen konnte. Nach seinem Abzug stießen die Preußen wieder bis an die Weichsel vor. Jetzt beteiligten sich auch die Sudauer unter Skomand, einem ihrer Fürsten, am Kampf, besonders im Kulmer Land. — Der Orden hingegen festigte seine Stellung in Samland und baute dort Burgen (1268 Fischhausen, 1270 Lochstedt).

Im Jahre 1270, 40 Jahre nach Beginn des Kampfes, war demnach die Lage so, daß der Orden sich im Westen hielt und Samland fest in Besitz hatte, während die Gaue im Inneren Preußens frei waren. Irgendwelche feste Fronten gab es natürlich nicht; größere oder kleinere Abteilungen beider Seiten führten ihre Kriegs- und Streifzüge durch. Hierbei wurden die Preußen auf die Dauer mehr geschwächt als die Streitkräfte des Ordens, weil diese sich durch Zuzug immer wieder verstärkten. Als 1271 Gregor X. zum Papst gewählt worden war, erneuerte er die Aufrufe zum Kreuzzug nach Preußen. 1272 erschien Markgraf Dietrich von Meißen mit einem neuen stärkeren Kreuzheer. Unter Verwüstungen durchzog er das Land bis Natangen. Die Preußen warfen sich ihm entgegen, wurden jedoch mehrfach blutig geschlagen und verloren — nach christlichen Quellen — 12 000 bzw. 20 000 Mann. Bei solchen Rückschlägen brach der Widerstand zusammen. Der Führer der Preußen in Natangen, Monte, wurde an den Feind verraten und später erhängt. Andere preußische Führer fielen im Kampf. Die christlichen Heere konnten den Krieg in die Gaue Warmien und Barten hineintragen und sie bis 1273 erneut unterwerfen. Das Kulmer

Land dagegen wurde weiter von preußischen Kriegszügen verheert, und die Landschaft Pogesanien verharrte weiter im Aufstand. Gegen diesen Gau raffte der Feind alle Kräfte zusammen. Mit einer Grausamkeit, wie sie selbst für Christen außergewöhnlich war, ging das Ordensheer vor. Dusburg schreibt darüber: „. . . a fine usque ad finem rapina et incendio vastantes, interfecerunt viros, et mulieres et parvulos captos deduxerunt" (von einem Ende bis zum anderen verwüsteten sie das Land durch Raub und Brand, töteten die Männer und führten die Frauen und Kinder gefangen davon). (S. 130).

Für das Jahr 1274 kann man das Ende des großen Aufstandes von 1261 setzen. Der Orden hatte alle früher unterworfenen Landesteile in seiner Gewalt. „Von nun an ruhte das Preußenland in Frieden", schreibt Dusburg — und wir können hinzusetzen: im Frieden eines Friedhofes. Das soll nun nicht heißen, daß sämtliche Einwohner Preußens erschlagen worden wären. Dieses trifft trotz aller Blutarbeit der christlichen Heere sicher nicht zu. Die Friedhofsruhe bestand vielmehr darin, daß jedes Eigenleben der Preußen rücksichtslos unterdrückt wurde. Auf der anderen Seite konnte der Orden jetzt ungestört seine gerühmte „Aufbauarbeit" beginnen, zu der er in verstärktem Maße Einwanderer aus dem deutschen Raum heranholte.

Die Unterstützung durch Papst und Kaiser — im Reich herrschte jetzt Rudolf von Habsburg, ein Freund des Ordens — wirkte sich weiter aus. 1274/75 wurde die Marienburg erbaut, ausgestattet mit den Zeichen des siegreichen Christentums. In dieser Lage konnten Einfälle der letzten heidnischen Preußenstämme in das Ordensland das Schicksal nicht mehr wenden. Der Orden wandte sich zunächst gegen Nadrauen, wo er inzwischen schon Anhänger gewonnen hatte. Die heidnischen Preußen wehrten sich dennoch mit aller Kraft. Soweit sie in den Kämpfen nicht umkamen, flohen sie nach Litauen. Diejenigen, die dem Orden in die Hand fielen, wurden zwangsweise umgesiedelt. 1275 war diese Landschaft genommen. Von ihr, die früher reich und dicht besiedelt gewesen war, heißt es nach der Eroberung: „So war es gekommen, daß das Nadrauer Land bis zum heutigen Tag" (Dusburg schrieb dieses etwa 1310, also nach 40 Jahren) „verwüstet blieb." Danach griff der Orden die Landschaft Schalauen an der Memel an und nahm sie ebenfalls nach schweren Kämpfen und den üblichen Verwüstungen (1276/77). „So war jenes Land für viele Jahre leer", schreibt Dusburg.

„So waren zwei neue Landschaften für des Ordens Herrschaft gewonnen; aber freilich wiederum nur gewonnen mit der Gewalt des Schwertes, nur unter Not und Schrecken, nur auf dem mit Verwüstung, mit Blut und Tod bezeichneten Wege. Es war nur die wild stürmende Kriegsgewalt, nur Jammer, Elend und Verzweiflung, welche die freien Seelen dieser Menschen geknickt und ihren Mut gebrochen hatten. Auch hier zog keine

Überzeugung und keine Hoffnung eines einſtigen glücklicheren Zuſtandes, keine Belehrung über reinere und höhere Wahrheiten in göttlichen Dingen, kein Wort der Verſöhnung über das Vormals und Jetzt, über den Verluſt des alten Lebens und über den hohen Gewinn des neuen Lebens im Geiſte des Chriſtentums, es zog nichts in die zerknirſchten Gemüter, in die neuen Verhältniſſe hinein, was ſie nur irgend hätte tröſten, erfriſchen und wieder erheben können. Das äußere Zeichen der Taufe, das einzige, was ihnen aus der neuen Religion dargeboten ward, für die unglücklichen Beſiegten in ſeiner inneren geiſtigen Bedeutung lange Zeit ganz unverſtändlich, blieb auch für ſie nur eine leere, kalte Form, mit welcher ihnen das Joch der Dienſtbarkeit und des Gehorſams auf den Nacken gelegt ward." (Voigt, III., S. 344)

Abgeſehen davon, daß noch zu prüfen wäre, wo die „reineren und höheren Wahrheiten in göttlichen Dingen" und wo der „hohe Gewinn im Geiſte des Chriſtentums" gelegen haben ſollen, hat Voigt recht: Es blieb eine leere, kalte Form, und Biſchöfe wie Prieſter taten kaum etwas, um ſie für die Preußen mit Inhalt zu erfüllen. Harte Tatſache dagegen war die Vernichtung der Freiheit, war das Leben in Knechtſchaft. Dieſes ſpürten die Preußen jeden Tag. So iſt es verſtändlich, daß ſich viele auch weiterhin dagegen auflehnten. In allen Teilen des Landes kam es immer wieder zu Unruhen, ja, zu bewaffneten Aufſtänden kleineren Ausmaßes, die in aller Härte unterdrückt wurden. Gegen Pogeſanien führte der Orden noch einmal einen blutigen Strafzug. „So ward Pogeſanien eine wüſte Einöde, in welcher lange Zeit kaum noch ein Laut zu vernehmen war." (Voigt, III., S. 349)

Das weite und volkreiche Sudauen war jetzt die einzige noch freie Landſchaft Preußens. Trotz der Entwicklung bei ihren Nachbarn dachten die Sudauer nicht daran, ſich freiwillig zu unterwerfen oder das Chriſtentum anzunehmen. Sie unternahmen weiter ihre Einfälle in das Ordensgebiet und ſtießen dabei bis an die Weichſel und bis Marienburg vor. Von 1277 an ging der Orden gegen dieſen Gau vor. Es ſtellte ſich ſchnell heraus, daß in dem unwegſamen Gelände größere Unternehmen, vor allem im Sommer, kaum möglich waren. So beſchränkte ſich der Orden in den folgenden Jahren darauf, die Sudauer durch dauernde Streifzüge kleinerer Trupps, zu Fuß oder zu Pferde, in Unruhe zu halten und zu ſchädigen. Dieſe Streifzüge wurden vielfach ſchon von Preußen im Dienſt des Ordens geführt. Max Toeppen, Herausgeber der Chronik Dusburgs, ſtellt feſt:

„Die Aufgabe der Kriegführung, zumal in dem Kriege zwiſchen Chriſten und Heiden, war zunächſt keine andere als möglichſt viele waffenfähige Feinde zu erſchlagen, möglichſt viele Weiber und Kinder gefangenzunehmen und möglichſt viel Beute zu machen. Das zeigt bei Dusburg jedes Blatt. Die Unternehmungen der Ordensritter ſelbſt ſind, wenn nicht größere Heere

aufgeboten wurden, nichts weiter als Raub- und Freibeuterzüge." (S. 139, Anm. 1)

Erst im Winter 1281 stieß der Orden mit stärkeren Kräften nach Sudauen hinein und verwüstete einen großen Teil des Landes. Skomand, einer der bekannten Führer der Sudauer, unterwarf sich endlich. Andere setzten den Widerstand fort. 1283 führte der Orden den letzten entscheidenden Schlag: alles mit Feuer und Schwert verwüstend, drang sein Heer in die noch freien Teile des Gaues ein. Der Kampf war aussichtslos geworden. Der letzte Fürst der Sudauer, Skurdo, verließ mit vielen seiner Landsleute die Heimat, nachdem er sie selber verwüstet hatte, und zog mit ihnen nach Litauen.

„Am längsten währte der Kampf in der südöstlichen Landschaft Sudauen, wo an Seen und in ungeheuren Wäldern ein wohlhabendes Volk gesessen war, mit zahlreichem berittenen Adel, abgehärtet in der Jagd auf Auerochs, Bär und Elen. Endlich, 1283, verheert der letzte Sudauerhäuptling Skurdo mit den Getreuen seine Heimat und zieht hinüber zu den Heiden nach Litauen. Sein Fluch ist der Stätte geblieben, die große Wildnis von Johannesburg erstreckt sich heute, wo einst die reichen Dörfer des Heidenvolkes standen." (T r e i t s c h k e, Das deutsche Ordensland Preußen.)

Von jenem Teil der sudauischen Bevölkerung, die im Lande geblieben war, siedelte der Orden Tausende nach Samland um (sudauischer Winkel). — Der letzte Gau des Preußenlandes befand sich in der Hand des Ordens. Auch wenn später noch einmal Aufstände in Samland und Natangen ausbrachen, kann das Ende des Krieges auf das Jahr 1283 gesetzt werden, wie es die Geschichtsschreibung auch tut.

53 Jahre lang hatte somit der Kampf gedauert, den der Orden im Jahre 1230 in das Preußenland getragen hatte. Er allein hätte, wie wir sahen, nicht einmal Erfolg gehabt. Der Sieg war nur durch die Hilfe der Kreuzheere ermöglicht worden. Nicht die Ordensbrüder und nicht die Kreuzfahrer sind es aber, die für jenen Krieg verantwortlich gemacht werden können. Sie standen im Dienst einer den Preußen — und Deutschen — fremden und feindlichen Macht, des Papsttums in Rom. Das Papsttum wiederum trat im Namen des Christentums auf.

Wenn eine Religion sich so auslegen läßt, daß für sie und in ihrem Auftrag Kriege und Kreuzzüge gestattet sind, ja sogar gefordert werden können, Kreuzzüge, die gleichbedeutend sind mit Brand, Raub, Plünderung, Verschleppung und Mord, dann muß sie auch die letzte Verantwortung dafür übernehmen — wie es in Preußen ja auch geschah. Die seelische Gebundenheit an das Christentum und an seine Vertreter zwang den Gläubigen die Waffen in die Hand. Sie handelten, wie es treffend heißt, „in gutem Glauben" oder, wie man es auch ausdrücken kann, „im Geiste der Zeit".

Der „Geist der Zeit" war eben von jenem römischen Christentum geprägt. Mit Aufrufen seiner Vertreter war es nicht nur äußerer Anlaß für die Kriegs-

züge gegen die Preußen, sondern verschaffte den Christen gerade das Gefühl der inneren Berechtigung, das „gute Gewissen".

Nach den damaligen Gegebenheiten haben wir also für die Menschen und ihre Handlungsweise Verständnis; für heute gilt das nicht mehr. Freie Deutsche können weder solche Ziele noch solche Mittel anerkennen, wie sie damals aufgestellt und angewendet wurden — und das sollte im Grunde für jeden Menschen gelten. Mit Recht urteilt schon vor 100 Jahren ein Wilhelm Voigt, obwohl er als Christ eine schicksalhafte Bestimmung darin sieht, daß die Preußen zum Christentum als der Religion „der Liebe und Erlösung" gebracht wurden:

„Jedes Volk hat an seiner Eigentümlichkeit ein Heiligtum, ein Kleinod, das es als hehres Erbteil der Väter in seinem Schoße trägt. An sich ist kein Fremdling ermächtigt und berufen, ihm solches zu entreißen; er frevelt, so er es wagt, an einem dem Volke heiligen Besitztum, denn es gibt kein Gesetz im Menschenleben, welches die Macht und das Recht verleiht, einem Volke seine urväterliche Verfassung, seinen Glauben, seine Sitte und seine Sprache zu entziehen und ihm gewaltsam eine andere Überzeugung vom Göttlichen, eine andere Einrichtung seines öffentlichen Lebens, ein fremdes Gesetz, eine andere Sitte und Sprache aufzudrängen. In Preußen aber geschah nicht nur bloß dieses durch die Ritter des Deutschen Ordens, sondern wenn man außerdem noch an die Art und Weise denkt, wie dieser Raub an dem Volke begangen wurde, an die Gräßlichkeit des Kampfes, an die Sünden gegen die Menschheit und ihre Rechte, an die namenlosen Greuel und Verwüstungen in dem Lande schuldloser Menschen, an die schreckliche Hinopferung und Vernichtung ganzer Geschlechter, so steigt noch die Schwere des Verbrechens, welches in solcher Weise an dem Volke verübt wurde." **(S. 403)**

Dieses harte, aber treffende Urteil bezieht sich hier auf den 53 Jahre langen Kampf des Ordens gegen die Preußen. Seine Gültigkeit muß aber räumlich und zeitlich erheblich erweitert werden. Mit anderen Worten: die angeprangerten Sünden gegen die Menschheit ereigneten sich auch in anderen Ländern, ja sogar Erdteilen, und zogen sich über viele Jahrhunderte hin. — —

Das Verhängnis

Der Griff nach der Seele

Wir ſind am Ende des Geſchichtsabſchnitts angelangt, den wir behandeln wollten. — In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vollzog ſich in der Tat ein Einſchnitt in der deutſchen Geſchichte: Da war zunächſt die Änderung der Stellung des Kaiſertums gegenüber dem Papſttum, die bereits beſprochen wurde. Gleichzeitig ſchwand die kaiſerliche Macht im Inneren. Das Reich zerfiel in Zerſplitterung. Damit ging ſeine Vormachtſtellung in Europa zu Ende.

Mit dem Jahre 1283 war die Verchriſtung des Raumes zwiſchen Rhein und Memel abgeſchloſſen. Mit der Eroberung Preußens durch den Deutſchen Orden herrſchten nun Deutſche bis hin zur Memel. 700 Jahre lang hatten mächtige Reiche, erſt das fränkiſche, dann das römiſch-deutſche, gegen Volksſtämme gekämpft, die nicht einmal in ſich geſchloſſene ſtaatliche Einheiten geweſen waren, und hatten ſie nacheinander beſiegt. — Manche Menſchen ſehen in dieſer Entwicklung das Wirken eines Naturgeſetzes, das von Anbeginn an bei allen Erſcheinungen der Natur herrſcht: Im immerwährenden Kampf ums Daſein findet eine Ausleſe ſtatt; das Stärkere ſoll ſich durchſetzen; es beſitzt ſomit eine Art von natürlichem Anſpruch auf Herrſchaft über das Schwächere. Dieſes Geſetz gilt auch für Menſchen und für menſchliche Gemeinſchaften. Bei ihnen werden allerdings oft die ſittlichen Grenzen der Selbſtbehauptung überſchritten. Das geſchah damals, und es geſchieht vielfach auch heute noch. Man mag es bedauern, doch ein Mittel dagegen iſt noch nicht gefunden.

Kriege um äußere Macht bringen ä u ß e r e Veränderungen. Grenzen werden verſchoben. Macht und Beſitz wechſeln, Menſchen verlieren Gut und Leben. Doch gegen das Leid helfen Natur und Zeit, und Verluſte werden wieder ausgeglichen. Mag eine Niederlage noch ſo ſchwer geweſen ſein, in ihrem W e ſ e n werden die Menſchen davon nicht angetaſtet. Sie können neue Kräfte gewinnen, die zur Wiedererſtarkung und ſogar zu erneutem Machtwechſel führen. Die Geſchichte zeigt zur Genüge den ewigen Wandel von Aufſtieg und Abſtieg einzelner Völker und Reiche.

Auch im Raum zwiſchen Rhein und Memel hatte es vor dem 6. Jahrhundert immer wieder Kriege ſolcher Art mit ſolchen Verſchiebungen gegeben. Die Menſchen hatten ſich dabei in ihrer Art nicht geändert. Vom 6. Jahrhundert an wurde das grundlegend anders. Von nun an trat hier das Chriſtentum als treibende geſchichtliche Kraft in Erſcheinung. Und der chriſtliche Staat wie die chriſtliche Kirche ſahen es als ihre vornehmliche Aufgabe, ja ſogar als Auftrag ihres chriſtlichen Gottes an, es mit allen Mitteln zu verbreiten. Dieſes Wollen aber war gerade darauf gerichtet,

Geist und Seele der Menschen zu verändern. Hierin lag das Neuartige in der Geschichte dieser Jahrhunderte.

Immer wieder wurde versucht, das Christentum auf friedlichem Weg zu verbreiten. Der Erfolg war außerordentlich gering. Denn weitaus die meisten Menschen ostwärts des Rheins und bis hin zur Memel, die seit Jahrtausenden im Einklang mit sich, mit der Natur und mit dem Göttlichen gelebt hatten, verspürten kein Bedürfnis nach einem neuen Glauben. Da boten Krieg und Gewalt andere Möglichkeiten. Im Gefolge siegreicher Heere brauchten sich die Vertreter und Verkünder des Christentums nicht mehr mit langen Erklärungen aufzuhalten. Tod oder Taufe, das war die einfache Frage. Auf Überzeugung kam es den Priestern nicht an, sondern auf Zahlen von Getauften, die sich für Erfolgsmeldungen verwerten ließen. Nicht von ungefähr heißt es noch heute in der Geschichtsschreibung: „Die Germanen (oder diese oder jene Stämme) *wurden bekehrt*". Genaugenommen kann ein Mensch überhaupt nicht von außen bekehrt werden. Dieser Begriff setzt eine innere Umwandlung voraus, und die kann nur in ihm selbst erfolgen. *Der Mensch kann sich also nur selbst bekehren*. Und wenn er ehrlich vor sich selbst ist, wird er das nur dann tun, wenn er aus eigenem freien Entschluß die feste Überzeugung gewonnen hat, etwas Besseres, Wertvolleres und Höherstehendes gefunden zu haben. Voraussetzung für das Finden ist aber das Suchen, und das Suchen setzt erst dann ein, wenn der Mensch mit dem Bisherigen nicht zufrieden ist. Das traf für die Heiden im deutschen Raum nirgends zu. Damit entfiel für sie jeder Grund für einen freiwilligen Glaubenswechsel. Der Satz: „sie wurden zum Christentum bekehrt", ist also richtig, aber in dem Sinn, daß sie zum Glaubenswechsel gezwungen wurden.

Zwang wurde in einem Bereich eingesetzt, in dem er nichts zu suchen hat, nämlich im Bereich seelischen Erlebens. Dort muß Freiheit herrschen und gewährt werden. Eine Religion auf eine Weise verbreiten zu wollen, wie es damals geschah, ist ein Verbrechen am Menschentum. Es wäre allerdings recht oberflächlich gesehen, die Verantwortung dafür den Christen jener Zeit, etwa einigen geistlichen oder weltlichen Machthabern, zuzuschieben, die das Christentum mißbraucht und für eigene Zwecke benutzt hätten. Die Ursachen liegen tiefer.

Ursachen

Um sie zu erkennen, müssen wir weit in die Vergangenheit zurückgehen, bis zu jener Zeit vor rund 3000 Jahren, als Moses die sich später als Israeliten bezeichnenden Menschen aus Ägypten führte. Die Ägypter hatten sie ziehen lassen — oder vertrieben —, nachdem durch Naturkatastrophen — die zehn Plagen der Bibel — große Not über das Land gekommen war. Die Masse, die sich da in Bewegung setzte, war nach Herkunft und Religion nicht einheitlich. „Auch viel zugelaufenes Volk zog mit ihnen", heißt es im 2. Buch Mose, 12,38.[58])

Moses, der Führer der Auswanderer, stand damit vor folgenden Aufgaben: Menschen, die lange Zeit — nach der Bibel 430 Jahre — als Unterdrückte und Sklaven gelebt hatten, mußten zum Bewußtsein eigener Verantwortung gebracht werden. Weiter mußten sie dazu befähigt werden, eine eigene staatliche Ordnung aufzubauen. Und schließlich mußten sie zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengefügt werden. — Nötig war dazu zunächst, sie, die durch das Sklavendasein an Einordnung aus eigener Einsicht nicht gewohnt waren, unter ein Gesetzeswerk zu stellen, das ihr Zusammenleben bis in die geringsten Kleinigkeiten regelte. (Dieses finden wir in den fünf Büchern Mose, die als „Thora" noch heute geheiligte Gesetzes-Grundlagen für den gläubigen Juden sind.) Das aber genügte noch nicht. Diese Menschen, die soeben jeden Zwang abgeworfen hatten, mußten dazu gebracht werden, sich einer neuen Obrigkeit zu unterwerfen. Und um von den schon bestehenden Stämmen und Völkern Kleinasiens nicht ausgelöscht zu werden, mußten sie lernen, persönliche Wünsche und Vorstellungen zurückzustellen, um sich in geschlossenem Handeln einen gemeinsamen Lebensraum erkämpfen und sichern zu können. Kurz gesagt, sie mußten ein Volk werden.

Die Aufgaben, vor denen Moses stand, waren also außerordentlich schwierig, ja einmalig in der Geschichte. Ebenso einmalig waren die Mittel, mit denen Moses sie löste. Das fand offenbar auch Friedrich Schiller. In seinem Aufsatz: „Die Sendung Moses" untersuchte er den gesamten Vorgang und faßte das Wesentliche wie folgt zusammen:

„Er (Moses) wollte das israelitische Volk aus Ägypten führen und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegenstellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sei, bis man ihm Selbstvertrauen, Mut, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraussah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde: so begriff er, daß er ihnen

[58]) Alle Zitate aus dem Alten Testament bei E. Kautzsch: „Die Heilige Schrift des Alten Testaments", 4. Aufl., Tübingen, 1922

einen höheren, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs erste aus Ägypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht getan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil sie dieses andere erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist es nötig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist: er muß also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Ägypten, als einen bloßen Feldherrn, gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will."

Der Gott, den Moses seinen Leuten gab, war Jahwe. Und das erste Gebot dieser Religion lautet: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten, aus dem Sklavenhaus, weggeführt hat. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir." (2. Buch Mose, 20,2/3)

Damit besaßen die Israeliten ihren eigenen Gott, ihren Volksgott. Jahwe mußte aber, um gegenüber jenen Menschen zu wirken, mit besonderen persönlichen Eigenschaften ausgestattet sein: dem zugleich anziehenden und schreckenden Zauber des Geheimnisvollen (siehe die „Wunder", mit denen er in Erscheinung trat) und der Machtfülle eines Herrschers über Himmel und Erde, der mit wunderbaren Verheißungen und mit furchtbaren Drohungen arbeitet, um Gehorsam zu erreichen.

Noch mehr war erforderlich — und auch das hat Schiller gesehen:

„Er (Moses) begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er **machte ihn zum einzigen, und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück.** Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigentum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich **unterwarf er ihm alle anderen Völker und alle Kräfte der Natur.**" (Hervorhebungen nicht im Original)

Wir sehen, daß der oben gebrauchte Ausdruck von einem einmaligen geschichtlichen Vorgang berechtigt ist: hier bei den Hebräern entstand ein Volk nicht wie sonst durch langsames Zusammenwachsen, sondern es wurde in besonderer Lage durch den Willen der Führung zusammengefügt. Hier bildeten sich Gottvorstellungen und Glauben nicht, zum mindesten nicht allein, aus gemeinsamem seelischen Erleben im Unterbewußtsein, sondern sie wurden mit einem Mal „offenbart", von außen auferlegt, und richteten sich, da in Wort und Schrift gefaßt, an das Bewußtsein. Die Folge dieser unnatürlichen Religionsstiftung waren die immer wieder auftretenden Fälle von „Ungehorsam" gegen Jahwe, von denen die Bibel berichtet. Schon Moses

hatte mit Widerständen aller Art zu kämpfen, er setzte sich aber am Ende durch.

Das Ergebnis war: Die Israeliten waren zwar Knechte ihres Gottes, auf der anderen Seite aber durch den Bund mit ihm auserwählt, „geheiligt" und ebenfalls über alle anderen Völker erhoben.

„Und Jahwe hat dich heute die Erklärung abgeben lassen, daß du ihm als Eigentumsvolk angehören wolltest, wie er dir geboten hat, daß du alle seine Gebote befolgen wollest und daß er dich hoch über alle Völker, die er geschaffen hat, zu Preis, Ruhm und Ehre" (dazu Anmerkung bei Kautzsch: d. h., daß Israel und natürlich mit ihm auch sein Gott Jahwe unter den Völkern zu Ruhm und Ehren komme) „erheben wolle, und daß du ein Jahwe, deinem Gott, geheiligtes Volk sein wollest, wie er geboten hat." (5. Mose, 26,18/19)

Diese Erhebung war nicht etwa bildlich (theoretisch) gemeint, sondern richtete sich, wie die Thora immer wieder eindeutig aussagt, auf politische und wirtschaftliche Beherrschung.

Die Ausnahmestellung der Juden als „auserwähltes Volk Jahwes" wurde bereits von Paulus ausschließlich für das „christliche Volk" beansprucht. „Seid ihr aber Christi, so seid ihr ja Abrahams Same und nach der Verheißung Erben." (Gal. 3,29) (Hier liegt der Grund für die jahrtausendlange Verfolgung der Juden durch die Christen.) **Die Christen übernahmen von der jüdischen Kirche nicht nur äußere Dinge wie Gliederung und Aufbau der Priesterschaft (Hierarchie), Formen des Gottesdienstes (Liturgie), Gebete (Vaterunser) und anderes, sondern sie sahen sich auch als Erben der jüdischen Religion: Jahwe wurde zu ihrem Gott, die heiligen Bücher der Juden wurden ihre heiligen Bücher, die Gesetze der Juden ihre Gesetze.** Diese Verbindung wird im Neuen Testament dem Jesus ausdrücklich in den Mund gelegt. Zum Beispiel:

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüttel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe." (Matth. 5,17/18)

Der Glaube der Christen, auserwählt zu sein, stützte sich ebenfalls auf Worte von Jesus, hatte er doch immer wieder getrennt zwischen denen, die „an mich glauben", die „mir folgen", also den Guten, und denen, die das nicht tun, den Bösen, denen dafür schwere Folgen für Diesseits und Jenseits angekündigt worden waren.

Bei solchen Werturteilen und Verdammungen handelte es sich schließlich um „Offenbarungen" ihres Gottes Christus, der neben (oder gleich) Gott Jahwe Herr der Welt und Herrscher über die Welt sein sollte. Auf der Erde beanspruchte der Papst, der sich — ebenfalls unter Heranziehung von Worten der „heiligen Schrift" — zum „Stellvertreter Christi" gemacht hatte, diese

Herrschaft und verkündete, daß seine römische Kirche der „Leib Christi" sei, außer der es „kein Heil geben" könne. So stand nun das „christliche Volk", im engeren Sinne das in der römischen Kirche vereinte „katholische Volk", den übrigen Menschen gegenüber, die als Anhänger des Antichrist oder des Satans betrachtet wurden. Wenn sie sich nicht „bekehren", sich nicht der Kirche unterwerfen wollten, so war das ihre Schuld. Im Namen ihres Gottes wurde es dann Pflicht der Christen, diese Satansmenschheit zu vernichten. Daß das auch dem Willen ihres Gottes entsprach, konnten sie zur Genüge belegen. (Falls hier entgegengehalten werden sollte, daß das Christentum doch erstmalig das „Gebot der allgemeinen Menschenliebe" verkündet habe, so muß darauf verwiesen werden, daß dies nur für die Mitchristen oder noch enger für die Mitglieder der Kirche galt, nicht für die Außenstehenden. Ihnen gegenüber wurde diese Liebe — bis heute — denn auch nur in seltenen Fällen geübt. Und — falls jemand dann mit dem Jesus-Wort: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen . . ." kommen sollte, muß ihm gesagt werden, daß er das Neue Testament nicht genügend kennt. Es finden sich auch Aussagen, aus denen Haß spricht und die Haß fordern.)

Als verdammenswertes Teufelswerk wurden ebenso die Zeugnisse heidnischer Kultur und Wissenschaft zerstört (Stätten der Verehrung, Kunstwerke, Bibliotheken), nicht nur die der griechischen und arabischen Welt, auch die der Stämme zwischen Rhein und Memel. Man folgte auch hier den Anordnungen Jahwes, wie sie zum Beispiel bei 5. Mose, 12,2/3 ausgesprochen sind.

„Gänzlich sollt ihr alle die Stätten zerstören, woselbst die Völker, welche ihr vertreibt, ihre Götter verehrt haben, auf den hohen Bergen, auf den Hügeln und unter jedem grünen Baume. Stürzt ihre Altäre um, zertrümmert ihre Malsteine, haut ihre heiligen Bäume um, verbrennt die Bilder ihrer Götter und vertilgt ihren Namen von jenen Stätten."

Christen konnten bei allem ein „gutes Gewissen" haben. Und sie hatten es auch, wie wir gesehen haben. Sie stützten sich bei ihrem Vorgehen auf die Weisungen der Kirche, und diese verwies auf göttliche Gebote. Allerdings, während man das in jenen Jahrhunderten in kirchlichen und auch staatlichen Erlassen und Aufrufen offen aussprach, wurde es später und wird es heute von der Geschichtsschreibung verschwiegen. So wissen die meisten Menschen nicht mehr und können es nicht wissen, daß die letzten Ursachen für Blutvergießen, Gewalt und Zerstörung, die im Zuge der Verchristung über unser Land gingen, weniger bei den Menschen als vielmehr in der Religion zu finden sind.

Folgen

Äußere Macht ſchuf die Vorausſetzung, um auch Geiſt und Seele der Menſchen unter Zwang zu ſtellen. Sie ſollten denken, ſie ſollten glauben, was chriſtlicher Glaube vorſchrieb. Dieſem Ziel diente unaufhörliche Beeinfluſſung. Ihr konnten die Menſchen ſich unter dem Druck der Verhältniſſe nicht entziehen. Doch das Chriſtentum ſtieß dabei auf naturbedingte Anlagen der Vernunft und vor allem des Gefühls, die nicht auszumerzen waren. Sie konnten nur verteufelt, verzerrt und mehr oder weniger verdrängt werden. Die Menſchen gerieten dadurch in einen ſeeliſchen Zwieſpalt. Die Auswege, die dem einzelnen möglich waren, haben wir bereits in Teil I, Seite 125/126 behandelt. Sie bleiben ſtets die gleichen. Es fragt ſich nun, welche F o l g e n ſich bei den Menſchen des 13. Jahrhunderts zeigten. Immerhin waren weitere Jahrhunderte vergangen, in denen das Chriſtentum erfolgreich hatte arbeiten können.

„Aber man iſt erſtaunt", berichtet der Kirchengeſchichtler H a u ck aus jener Zeit — erſtaunt kann hier eben nur ein Chriſt ſein —, „daß der Bruch mit dem Glauben bis in das Kloſter hineinreichte. Eine Rekluſa (eine beſtrafte und eingeſchloſſene Nonne) in Bronnbach ſagte dem viſitierenden Abt, ſie wiſſe nicht, warum und um weſſen willen ſie hier eingeſchloſſen ſei. Als er erſtaunt erwiderte: Um Gottes und des Himmelsreichs willen, antwortete ſie: Wer weiß, ob es einen Gott gibt, ob Engel und Selige mit ihm ſind und was es um das Reich Gottes iſt? Wer hat es geſehen, wer iſt von dort gekommen und hat es uns geoffenbart? — Die Einrede des Abtes machte keinen Eindruck auf die Nonne. Sie antwortete: Ich rede, wie ich denke. Was ich nicht ſehe, glaube ich nicht."

Sehen und Denken, zwei von der Natur dem Menſchen mitgegebene Fähigkeiten, aber vom Chriſtentum ſeit jeher als verdächtig, wenn nicht als teufliſch angeſehen, veranlaßten dieſe Nonne zum Widerſpruch. Sie war kein Einzelfall. Sehen und Denken konnten auch bei anderen nicht ausgerottet werden. Hören wir in Stichworten, was H a u ck weiter über jene Zeit berichtet: Der Unglaube ſteigt; Menſchen lachen über die heilige Schrift, ſpotten über die Sakramente (laut Behauptung der Kirche ihr „überlaſſene göttliche Gnadenmittel"), weiſen Abendmahl und Beichte zurück, erklären Viſionen frommer Frauen für Erfindungen, Wunder der Heiligen für Trug. — Auf der anderen Seite arteten Heiligenverehrung, Teufelsglauben, Hexenwahn, Zauberei in wüſten Aberglauben aus (immer noch und immer wieder!).

„Die Kirche hat dieſe Fabeln nicht legaliſiert, aber es trifft ſie der ſchwere Vorwurf, daß ſie müßige Kleriker und törichte Mönche nicht daran hinderte, ſie zu verbreiten: ſie hat ſich dadurch an dem Wahrheitsgefühl des Volkes verſündigt." (H a u ck, 4, S. 907)

Der Wille zur Wahrheit ist eine der natürlichen, eine der göttlichen Gaben des Menschen. Er betätigt sich vor allem auf dem Gebiet der Vernunft. Menschliche Vernunft ist irrfähig. Wesentlich ist aber, daß die Vernunft ohne Rücksicht auf persönliche Vor- und Nachteile nach Wahrheit sucht. Ihre Ergebnisse werden an der Tatsächlichkeit gemessen. So sieht es das Deutschtum. — Das Christentum hingegen nennt Wahrheit, was in seinen Büchern steht; die Kirchen nennen Wahrheit, was sie als Glaubenssätze (Dogmen) verkünden, und zwar ewig feststehende unantastbare Wahrheiten ohne Rücksicht darauf, ob sie Naturgesetzen widersprechen. Die Kirche hat also nicht, wie Hauck meint, nur darin am Wahrheitsgefühl gesündigt, weil sie einige Fabeln aufkommen und verbreiten ließ, sondern weil sie wissenschaftliche Erkenntnisse leugnet und zum Teil mit Gewalt unterdrückt, wenn sie nicht zu ihrem Glauben, ihren Behauptungen passen. Das ist Sünde an der Wahrheit, denn damit wird der Begriff selbst fragwürdig. — Auch damals litten die Menschen, wie jene Nonne, am Widerspruch zwischen dem, was sie glauben, als Wahrheit hinnehmen sollten, und dem, was sie nicht glauben konnten, weil es mit ihren Wahrnehmungen nicht übereinstimmte.

Noch stärker müssen die Zweifel werden, wo die Vernunft nicht mehr helfen kann — im übersinnlichen (metaphysischen) Bereich. Genaugenommen kann man erst dort von „Glauben" sprechen — nach dem Wort des Dichters: „Wo das Denken aufhört, beginnt der Glaube." Hier muß, wir hörten es, Freiheit herrschen. Das Christentum drängt, ja zwingt dem Menschen aber auch hier bestimmte Wertungen, sogar Gottesvorstellungen auf.[59]). Zwang ist Unfreiheit, Zwang schafft Spannungen, denn die aufgezwungenen Vorstellungen widersprechen denen, die, wie man richtig sagt, „im Blut liegen", das heißt, vom Erbgut im Unterbewußtsein festgelegt sind. Innere Widersprüche erzeugen Zwiespältigkeit. Zwiespältigkeit ergibt Unsicherheit. Unsicherheit ist Schwäche. Ja, Zwang, auf die Seele ausgeübt, kann bis zum völligen Zerfall der Persönlichkeit und zu Wahnvorstellungen führen, wie bis heute Beispiele zeigen.

Soweit handelt es sich hier um Auswirkungen auf den einzelnen Menschen. Durch seelische Vergewaltigung werden aber auch die zwischenmenschlichen Beziehungen getrübt, Beziehungen, die ebenfalls für jeden wichtig sind. Denn der Mensch lebt ja nicht für sich allein. Er ist nicht nur ein Einzelwesen, sondern auf das Zusammenleben mit anderen angewiesen. Dieses Zusammenleben kann nur dann sinnvoll und segensreich sein, wenn

[59]) Wenn irgendwo das Wort „Vermassung" fällt, dann sollte man zuerst hieran denken. Denn wo kann es eine schlimmere Vermassung geben als dort, wo Menschen zwangsweise zu einem bestimmten Gotterleben gebracht werden sollen und wo — da ja alle Menschen möglichst dasselbe Erleben haben sollen — sogar seelisches Erleben gleichgeschaltet werden soll.

es auf innerer Übereinstimmung beruht. Von Natur aus ist ein seelischer Gleichklang in den Menschen eines Volkes ebenfalls im Erbgut angelegt. Wir haben bereits in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen und auch erwähnt, daß man hier den Begriff „Volksseele" verwenden kann.

Es gibt in der Tat eine seelische Verbundenheit der Angehörigen eines Volkes. Ihre Grundlagen sind gemeinsame rassische Anlagen, deren Ursprung bis weit in die Vorzeit zurückgeht. Sie ist durch das Band gemeinsamer Geschichte gefestigt. Und sie hat in Sprache und Kultur ihren Ausdruck gefunden.

Diese seelische Gemeinsamkeit wird durch das Christentum gestört, zum Teil völlig aufgehoben. Deutsche stehen sich je nach dem Grad ihrer Bindung an das Christentum — in gleichem Maße tritt zwangsläufig das Deutschtum in ihnen zurück — als Wesensfremde gegenüber. Das und seine Folgen zeigt die Geschichte seit der Verchristung bis zum heutigen Tag.

Doch allgemeine Betrachtungen hierüber wirken allzu nüchtern und farblos. Außerdem kann man über Worte trefflich streiten. Deshalb soll die seelische Kluft zwischen Deutschen am Leben selbst vor Augen geführt werden, und zwar, da wir uns im 13. Jahrhundert befinden, an Menschen eben dieses Jahrhunderts. An ihrem Denken und Fühlen treten die Gegensätze klar zutage. Gleichzeitig werden die verhängnisvollen Folgen des erzwungenen Glaubensumbruchs in erschütternder Weise deutlich.

Das erste Beispiel ist Elisabeth von Thüringen, die „heilige Elisabeth" (1207—1231). Als Tochter des ungarischen Königspaares kam sie im Jahre 1211, also im Alter von vier Jahren, als zukünftige Schwiegertochter an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen. Der Landgraf versprach sich von dieser Verbindung mit Ungarn eine Erhöhung seiner Stellung. Er war ein übel beleumdeter Mann, was in einer Zeit, da Ehre und Treue in deutschen Landen selten waren, einiges besagen will. Offenbar trieb er es noch ärger als die anderen. Wiederholt wechselte er von der staufischen zur welfischen, sprich päpstlichen, Seite, je nachdem, wo er sich mehr Vorteile versprach. Bei seinem Tode stand er gerade auf der falschen Seite, denn er starb im Kirchenbann. Seine Frau trat ins Kloster ein, um für das Leben ihres Gatten zu sühnen.

An diesem Hof wuchs Elisabeth auf. Mit 14 Jahren wurde sie mit dem Sohn Hermanns, Ludwig, vermählt und bekam ein Jahr später ihr erstes Kind, einen Sohn! Im Jahre 1227 starb ihr Mann auf dem Kreuzzug Friedrichs II. Schon während ihrer Ehe war Elisabeth unter den Einfluß von Franziskanern geraten. Dann wurde Konrad von Marburg, der bekannte und berüchtigte Ketzerverfolger, ihr geistlicher Berater. (Prof. Haller bezeichnet ihn, den im Auftrag des Papstes Tätigen, als „offenbar geistesgestörten Menschen".)

Ihm war die junge Frau vollkommen ausgeliefert.

„Er geht seinem Charakter gemäß von vornherein aufs Ganze: Das Gehorsamsgelübde wird abgelegt im Katharinenkloster, vorbehaltlich der Rechte des Mannes, wozu Elisabeth noch Eheloſigkeit nach dessen Tode gelobt. So streng ist seine Gültigkeit" (des Gehorsams gegen Konrad), „daß Elisabeth, als sie aus höfisch-persönlichem Anlaß beim Besuch ihrer Schwägerin Jutta von Meißen die Predigt Konrads versäumt, zusehen muß, wie ihre Mägde zur Buße gegeißelt werden, das heißt, moralisch zur Selbstgeißelung verurteilt wird . . . Konrad hat mit seiner ‚Disziplin' der Geißelung an Elisabeth die Praxis des Franziskaners Rodeger nur fortgesetzt. Später in Marburg hat er, wie er in dem Brief an Gregor IX. bekennt, einmal Elisabeth selbst schwer geschlagen, als sie gegen sein Verbot ein aussätziges Mädchen aufgenommen und in ihrer Kammer verborgen hatte. Und in einem anderen Falle, als Elisabeth die Klausur des Klosters Altenburg, wo ihr Kind untergebracht war, betrat, ließ er sie für diese Übertretung dieses kanonischen Verbots zur Vermeidung der darauf gesetzten Strafe der Exkommunikation durch einen Minoritenbruder in der Kapelle so heftig geißeln, daß die Spuren davon noch drei Wochen später sichtbar waren. Konrad selbst sang dazu das Miserere (Psalm 51), wie das im Ritual der Geißeldisziplin einzelner Orden heute noch üblich ist."[60])

Psalm 51 ist der typische jüdisch-christliche Bußpsalm, in dem der Mensch seine Sünden vor Jahwe bekennt und um Gnade bittet. Man lese ihn ganz. Kennzeichnend für diesen Geist ist Vers 19:

„Jahwes Mahlopfer sind ein zerbrochener Geist, und ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst Du, Jahwe, nicht verschmähen."[61])

Bei dem, was Elisabeth angetan worden war, kann mit Recht von einem zerbrochenen Geist und einem zerschlagenen Herzen gesprochen werden.

Sie starb 1231 im Alter von 24 Jahren. Bereits 1235 wurde sie heiliggesprochen, 1236 trug Kaiser Friedrich II. im Büßergewand ihre Gebeine feierlich auf den Altar.

Prof. Hermelink lobt die Frömmigkeit Elisabeths — von seinem Standpunkt aus zu Recht — als dem „Gott der Armut geweiht". Uns jedoch kommt es nicht auf diese oder jene Wertung in heutiger Zeit an. Wir wollen an diesem Beispiel — es steht für viele — die damalige Zeit erkennen, denn nur aus diesem Geist sind solche Erscheinungen möglich. Aus diesem Geist wiederum läßt sich beurteilen, ob das Christentum als herrschende Religion jener Zeit wirklich, wie behauptet wird, eine Erhöhung des Menschentums gebracht hat, bringen konnte. Den damaligen kirchlich-christlichen Geist können uns nur zeitgenössische Schilderungen nahebrin-

[60]) D. Dr. Heinrich Hermelink, Prof. der Kirchengeschichte, „Die heilige Elisabeth im Lichte der Frömmigkeit ihrer Zeit", Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun, 1932, S. 26

[61]) aus: „Die Heilige Schrift" von E. Kautzsch, 2. Band, 1923, S. 177

gen. Hierfür dient uns die „Legenda Aurea" (Goldene Legende), geschrieben in den Jahren 1263—1273. Verfasser ist Jacobus de Voragine (also aus Vorago oder Varago bei Genua), später Erzbischof von Genua.[62])

Das Buch enthält neben anderen geistlichen Abhandlungen die Geschichten von etwa 100 Heiligen der römischen Kirche, und zwar aus einem Zeitraum von rund 1000 Jahren. Es fällt auf, daß die Mehrzahl der Heiligen aus den ersten Jahrhunderten stammt. Die Beschreibung ihres Lebens und ihrer Taten ist in verschiedenen Berichten niedergelegt und weitergegeben worden, bis sie hier in der Legenda Aurea aufgenommen und ihren mittelalterlichen Ausdruck gefunden haben. Und gerade das ist das Wesentliche für uns, denn nur daran ist zu ersehen, was damals alles „geglaubt" werden sollte und teilweise auch geglaubt wurde. Außerdem erhalten wir einen vorzüglichen Anschauungsunterricht über das, was zu jener Zeit kirchenchristlich für „fromm" galt, denn das waren ja die Maßstäbe dafür, wie man „heilig" werden konnte.

Daß die Legenden über die Heiligen der ersten Jahrhunderte den Tatsachen entsprechen, wird von vornherein niemand erwarten. Bei dem Bericht über die heilige Elisabeth, die schließlich erst vor Jahrzehnten gelebt hatte, muß zum mindesten die Lebensbeschreibung in großen Zügen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Wir können die fast 30 Seiten lange Legende der heiligen Elisabeth nicht vollständig bringen. Das ist auch nicht nötig, denn wir wollen nur Aufschluß über ihre christliche Frömmigkeit erhalten, ist Elisabeth doch die religiöse Idealgestalt des 13. Jahrhunderts — und eben eine christliche Heilige.

Wie also sollte ein Mensch gewordenes christliches Ideal aussehen?

Als Kind: „Der Schöpfer der Natur erhob sie unterweilen über die Natur; denn ob das Mägdlein gleich in königlicher Lust erzogen ward, so verschmähte sie doch der Kinder Spiel oder wandelte es zu Gottes Ehre . . ."

„Da sie kaum fünf Jahre alt war, verharrte sie mit ihrem Gebet in der Kirche also lang, daß ihre Gesellinnen und Mägde sie kaum mit Mühe mochten daraus zu bringen . . ."

„Desgleichen in dem Spiel mit den Ringen und was sie für Spiele spielte, war ihr Sinn allezeit auf Gott gerichtet . . ."

Als Mädchen:

„Da sie zunahm an Jahren zeitlich, da wuchs auch ihre andächtige Begier, und erwählte sich die Gottesmutter zu einer Hüterin und Fürsprecherin, Sanct Johannes dem Evangelisten aber befahl sie ihre Keuschheit in seine Hut . . ."

---

[62]) Legenda Aurea, Deutsch von Richard Benz, Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1925

„Sie wollte nicht, daß weltlich Glück ihr zu gütlich möchte tun, darum brach sie sich selber ab von allem, was ihr des Tages Gutes geschah: wann sie im Spiel gewann, so ließ sie es und sprach: ‚Ich will nicht fürbaß spielen, sondern will es hinlegen um Gottes willen . . .'"

„So sie zu dem Tanze gerufen ward von ihren Mägden, so tanzte sie einen Reihen und sprach darnach: ‚Ein Reihen soll nun genug sein, die anderen lasset um Gott.' Also zog sie die Mägde von der Eitelkeit der Welt . . ."

„Sie hatte sich eine Zahl Gebete auferlegt; mochte sie die nicht vollbringen um eines Geschäftes willen, und hießen die Mägde sie in ihr Bette gehen, so brachte sie ihrem himmlischen Bräutigam ihr Gebet dar mit Nachtwachen."

„Das kirchliche Amt hörte sie mit solcher Ehrfurcht: wann man das Evangelium las oder die heilige Hostie opferte, riß sie ihre Ärmel ab, so sie etwan genähet waren, und tat ihren Halsschmuck ab und alle Zier ihres Hauptes."

Als Frau:

„Nachdem sie ihren jungfräulichen Stand also weislich regiert und mit Unschuld hatte durchlaufen, geschah es, daß sie zu ehelichem Stande sollte kommen; dazu zwang sie ihres Vaters Gebot" (mit 14 Jahren!). „So gab sie sich denn zu der Ehe, wenngleich wider ihren Willen; und wollte nicht der Wollust dienen, sondern allein ihres Vaters Gebot vollbringen; auch wollte sie Kinder gebären, die sie aufziehen möchte zu Gottes Dienst. Und ob sie gleich unter dem Gesetz ehelichen Lebens gehalten war, so empfand sie doch nimmer sündliche Lust."

Von einer Heiligen wird also erwartet: Völlig unnatürliches Verhalten von Kind an, Abkehr von jeder Freude und jeder Art menschlichen Glücks, von „Lust" ganz zu schweigen, überspannte religiöse Vorstellungen, Betonung äußerer Formen. Die Ehe, im Grunde „sündhaft", kann nur mit Zwang entschuldigt werden.

Kennzeichen besonderer Frömmigkeit:

Tränen:

„Auf daß ihre Gebete Gott ein gut Opfer wären, begoß sie sie überflüssig mit Tränen . . ."

Selbsterniedrigung:

„Sie erniederte sich in solcher Demut, daß sie um Gottes Liebe böse und schnöde Dinge nicht verschmähte, sondern vollbrachte sie mit großer Andacht. Also nahm sie einen siechen ungestalten Menschen, des Haupt gar böslich stank, in ihren eigenen Schoß und schor ihm sein greulich Haar und wusch ihm sein Haupt, dieweil die Mägde ihrer lachten . . ."

„. . . und ob sie gleich alle Zeit ihres Lebens keine böse Luft mochte erleiden, so ertrug sie doch den üblen Geruch der Kranken, auch in heißer Sommerszeit, um der Liebe Gottes willen . . ."

„Sie erniederte sich in Demut also sehr, daß sie nicht litt, daß ihre Mägde sie Herrin nannten, sondern sie durften allein zu ihr reden in der

form Singularis, als wir den Unteren pflegen zu rufen. Sie wusch auch die Pfannen und ander Küchengerät . . ."

Sie baute ein Hospital in Marburg.

„Da das Hospital gebaut war, so gab sie sich zu der Armen Dienste als eine niedere Magd und diente ihnen mit Fleiß und wusch sie und tat sie in ihre Betten und deckte sie . . ."

„Und war in der Armen Dienst so demütig, daß sie einen einäugigen grindigen Knaben des Nachts zu sechs Malen zum Ort der Notdurft trug und seine entreinten Laken mit Freuden wusch. Ein Weib, das siech war mit greulichem Aussatz, das wusch sie oft und trug sie zu Bette, und trocknete und band ihre Schwären und tat dazu Arznei; und schnitt ihr die Nägel und kniete zu ihren Füßen nieder, daß sie ihr die Schuhriemen löse . . ."

„Bei den Bittgängen ging sie allezeit in der Prozession mit nackten Füßen und in Wollen gekleidet, und wenn man Halt machte zur Predigt, so saß sie unter den armen Weibern als ein arm demütig Weib . . ." (Nackte Füße bei Prozessionen müssen als besonders „gottgefällig" angesehen worden sein; auch Päpste und Kaiser machten es bei besonderen Anlässen so.)

Selbstgewählte Armut:

„Und ob sie gleich stund in den höchsten Ehren, so liebte sie doch die Armut mit Fleiß, auf daß sie der Armut Christi möchte wiedergelten und kein weltlich Wesen an ihr möchte erfahren werden . . ."

(Nach der Legende veranlaßte Elisabeth ihren Mann, am Kreuzzug teilzunehmen. Dabei kam er ums Leben; Elisabeth war Witwe und Landgräfin. Einige ihrer Vasallen vertrieben sie unter dem Vorwurf, daß sie das Gut des Landes verschwendet hätte.)

„. . . und ward mit Schimpf aus ihrem Lande gar ausgetrieben, auf daß ihre große Geduldigkeit offenbar würde und auch ihre Sehnsucht nach der Armut würde erfüllt, die sie lange hatte getragen. Also kam sie eines Nachts in das Haus eines Wirtes und herbergte sich, da die Schweine lagen, und sagte Gott Dank. Da die Stunde der Frühmette kam, ging sie vor das Haus der Minderbrüder und bat sie, daß sie für ihre Trübsal Gott dankten und für sie den Gesang sängen Te Deum laudamus" (Großer Gott, wir loben dich).

„Auf daß sie nun die hundertfältige Frucht nicht möchte verlieren, die denen zuteil wird, die in der Vollkommenheit des Evangeliums leben und von der linken Hand des Jammers gesetzt werden zu der rechten der Glorie; so zog sie das Nonnengewand an, ein grau, niedrig und schlecht Gewand: und bewahrte nach dem Tode ihres Gemahls ihre Keuschheit fortan ewiglich, und hielt vollkommenen Gehorsam, und lebte in freiwilliger Armut. Sie wollte auch vor die Türen betteln gehen, das verbot ihr aber der Meister Conrad."

Gehorsam gegen den Priester:

„Auf daß ihre Demütigkeit kund würde, geschah es, daß sie, die vor allen frei und an Würdigkeit hoch war, sich in Gehorsam gänzlich gab einem armen Menschen, Magister Conradus genannt, der war ein Bettler und war doch von großer Weisheit und Frömmigkeit . . . Und sie tat mit Andacht und Freuden, was Meister Conrad ihr gebot, auf daß sie den Lohn des Gehorsams empfinge und Christo ihrem Herrn möchte nachfolgen, der da gehorsam war bis in den Tod. Es geschah einst, daß der Meister sie zu einer Predigt hieß gehen; da kam zu ihr die Markgräfin von Meißen, also daß sie ihm nicht mochte gehorsam sein. Darob erzürnte er und vergab ihr solchen Ungehorsam nicht, sondern hieß sie sich ausziehen bis auf ihr Hemd und ließ sie härtiglich schlagen mit etlichen ihrer Mägde, die in gleiche Schuld waren gefallen."

„Auch hatte ihr Meister Conrad verboten, daß sie von den Speisen ihres Mannes äße, um die sie kein gut Gewissen möchte haben. Das hielt sie also streng, daß sie mit ihren Mägden grobe Kost aß, weil die andern köstlicher Speise sich ersättigten."

„Meister Conrad legte ihr viel Beschwernis und Widerwärtigkeit auf und schied von ihrer Gesellschaft alle, die sie gar zu sehr liebte. Also nahm er ihr auch zwei treue Mägde, die sie sonderlich lieb hatte und die von Jugend auf mit ihr waren erzogen. Davon ward ihnen viel Weinen beiderseits. Dies tat aber der heilige Mann, daß er ihren Willen bräche und daß sie ihren Mut gänzlich würfe auf Gott; auch wollte er fürkommen, daß der Mägde eine ihr ihre frühere Herrlichkeit ins Gedächtnis riefe. In diesen Dingen allen ward sie erfunden bereit zu gehorchen und standhaft zu leiden."

Hingabe in die Gewalt des Priesters:

„Einst baten sie etliche Nonnen, daß sie sie in ihrem Kloster möchte besuchen, das vollbrachte sie auch, ob sie gleich von ihrem Meister keinen Urlaub hatte genommen; darum ließ er sie also schwerlich schlagen, daß noch über drei Wochen die Striemen der Schläge an ihr wurden erfunden."

Möglichst harte Selbstkasteiung:

„Sie war sich auch selber gar hart und streng und peinigte ihren Leib mit Wachen, Fasten, Enthaltung und andrer guter Übung. Und hielt sich oft von ihres Mannes Bette und wachte des Nachts, daß sie an ihrem Gebet möchte sein und zu ihrem himmlischen Vater im Verborgenen reden; zwang sie Schlafes Not, so breitete sie sich einen Teppich auf die Erde und ruhete darauf. War ihr Gemahl fern, so blieb sie ihrem himmlischen Bräutigam im Gebete geeint die ganze Nacht."

„Oft ließ sie sich in ihrer Kammer von ihren Mägden schwerlich schlagen, damit wollte sie dem Herrn die Pein vergelten, die er von den Geißelhieben mußte leiden und wollte damit auch ihren Leib ziehen von aller Wollust."

Und — das Widernatürlichſte und Erſchütterndſte — Selbſtaufgabe der Mutterliebe:

„Damit aber ihr Geiſt gänzlich in Gott möchte eingehen und ihrer großen Frömmigkeit nichts mehr möchte hinderlich ſein, bat ſie den Herrn, daß er ihr Verachtung eingöſſe wider alles zeitliche Ding, und die Liebe ihrer Kinder aus ihrem Herzen riſſe und ihr Standhaftigkeit verleihe, daß ſie fürder keiner Schmach achte. Und da ſie das Gebet geſprochen hatte, vernahm ſie, wie der Herr antwortete und ſprach: Dein Gebet iſt erhört."

Das war es, was Eliſabeth von Thüringen zur Heiligen machte, das war das Leitbild chriſtlicher Vollkommenheit! Ziel ſolcher Menſchen war die „hundertfältige Frucht" im Jenſeits.

„Sie tat die ſieben Werke der Barmherzigkeit mit Fleiß, auf daß ſie erwürbe das ewige Königreich, darinnen ſie ewiglich ſollte herrſchen, und empfinge den Segen des Vaters, und ſitze zu ſeiner Rechten mit ſeinen Geſegneten."

Die Worte „auf daß", die in der Legende öfter zu finden ſind, entſprechen chriſtlicher Moral. Auch die chriſtlichen Götter arbeiten laut Bibel mit Strafandrohung und Lohnverheißung. Nach deutſcher Moral aber muß der Wille zum Guten, der in den Menſchen lebt, frei erfüllt werden, alſo ohne Erwartung eines Lohnes und ohne Angſt vor Strafe. Andernfalls iſt es ein Geſchäft. Materialiſtiſches Denken auf dem Gebiet des Glaubens entſpricht nicht deutſcher Art.

Das zweite Beiſpiel, ein Menſch, der auf der entgegengeſetzten Seite der Kluft ſteht, iſt Johann Eckart von Hochheim (bei Gotha), genannt Meiſter Eckhardt, (1260—1328 (?)).

„Um 1277 ſtudiert der junge Dominikanermönch Eckhart in Paris, ſitzt Ende der ſiebziger Jahre im Studium generale in Köln zu Füßen Alberts des Großen, geht 1293 als Sentenzenlektor an das Studium St. Jaques der Pariſer Univerſität, wird 1294 zum Prior des Erfurter Konvents und Provinzialvikar für Thüringen und Stellvertreter Dietrichs von Freiburg gewählt, des Mannes, der den jungen Eckhart tief beeindruckt und dem er für ſeine geiſtige Entwicklung weſentliche Anregungen verdankt. 1302 erwirbt er in Paris, wo genau vor fünfzig Jahren Robert de Sorbon die berühmte Theologenſchule gegründet hat, den Grad des ‚magiſter in theologia' und einen Lehrſtuhl am Studium generale des heiligen Jakob dortſelbſt. Von 1303 bis 1311 ſteigt er, nach Erfurt zurückgekehrt, zum erſten Provinzial der neuen Ordensprovinz Saxonia auf, die ſich von den Niederlanden bis Livland und von Nord- und Oſtſee bis Thüringen und Heſſen erſtreckt, und wird 1307 überdies mit der Reformierung der böhmiſchen Provinz beauftragt. 1311 wird er, der ſoeben zum Provinzialprior der hervorragendſten Provinz, Teutonia, gewählt iſt, ſtatt deſſen von ſeinem Oberen als der mächtigſte Denker aus ſeinen Reihen erneut auf den Pariſer Lehrſtuhl in der

Rue de St. Jaques entsandt als ein Gegengewicht gegen die starke franziskanische Konkurrenz, 1313 nach Straßburg versetzt mit dem Auftrag der Schwesternseelsorge in der Provinz Teutonia und zum Vikar des Ordensgenerals ernannt und schließlich um 1322 mit der Leitung des Generalstudiums in Köln und dem einstigen Lehrstuhl Alberts des Großen betraut." (entnommen aus: „Europas andere Religion" von Sigrid Hunke, a. a. O., S. 234)

Dieser Lebenslauf zeigt, daß Eckhart ein gründlicher Kenner des Christentums und der Lehren seiner Kirche sowie ein anerkannter Erzieher, Lehrer und Prediger war. Als solcher erfaßte er in seinem weiten Arbeitsbereich nicht nur die Angehörigen seines Ordens, sondern über diese auch viele außerhalb stehende Menschen. Überall dort aber, wo er länger wirkte — in Sachsen, in Straßburg, in Köln —, bildeten sich Gruppen, die vom vorgeschriebenen Glauben abwichen und der Ketzerei angeklagt wurden. Das fiel offenbar allmählich auf. Am Ende richtete sich der Verdacht der Kirche auf Eckhart. So ordnete Papst Johannes XXII. eine Untersuchung gegen ihn an. Nachdem diese vor seinem Orden nicht zur Anklage geführt hatte, übernahm der Erzbischof von Köln selbst den Fall. Eckhart wurde vor das Inquisitionsgericht gestellt. In feierlicher Erklärung wies er den Vorwurf der Ketzerei als für ihn nicht zutreffend zurück. Man habe ihn nicht richtig verstanden.

Als das Verfahren steckenzubleiben schien, reiste Eckhart aus eigenem Antrieb (!) nach Avignon zum Papst, um sich dort zu verantworten. Päpstliche Gutachter bezeichneten seine schriftlichen Erwiderungen auf die Anklagepunkte als ketzerisch. Aus Avignon kehrte Eckhart nicht mehr zurück; er verschwand spurlos (!!) — 1327 oder 1328. 1329 verdammte der Papst den Toten als Ketzer, „weil er mehr wissen wollte, als nötig war" und weil er „im Widerspruch mit der sonnenklaren Wahrheit des Glaubens auf dem Acker der Kirche Dornen und Disteln angesät und mit emsigem Fleiß Gift und Unkraut in die Halme (hat) schießen lassen". Allen, die seine Schriften und Lehren weiterverbreiteten, wurde die Anklage als Ketzer, gleichbedeutend mit Tod, angedroht.

Das bedeutete nicht nur Totschweigen, sondern Auslöschen seiner Gedanken, erst recht, als 1369 verfügt wurde, sämtliche in der Landessprache vorhandenen Schriften zu vernichten. Die Folge war, daß Eckhart für fünf Jahrhunderte völlig vergessen wurde. Selbst heute kennt man von ihm kaum mehr als den Namen. Man weiß höchstens, daß er ein Vertreter „christlicher Mystik" gewesen sein soll. Wer aber mag sich schon mit einem so gekennzeichneten Mann beschäftigen. Mystik, eine aus fremder Welt stammende unklare und mißverständliche Bezeichnung, war und ist nur allzu gut dazu geeignet, davon abzuschrecken. In Ausnutzung dieses Nichtwissens brachte und bringt es die katholische Kirche fertig, diesen Mann trotz

ſeines Schickſals als einen der ihren hinzuſtellen. Auch andere chriſtliche Kirchen berufen ſich auf ihn.

Zu Unrecht, wie ſich gezeigt hat. Die Mauer des Schweigens und Nichtwiſſens iſt durchbrochen — nicht zuletzt durch die Akten des Inquiſitionsverfahrens ſelbſt. Gewiß, es iſt nicht zu beſtreiten, daß Eckhart ſich wie ſo viele „Ketzer" als Chriſt fühlte, auch wenn er ſich deſſen bewußt war — und es deutlich ausſprach —, daß er im Widerſpruch zu anerkannten Glaubenslehren und -lehrern der Kirche ſtand. Was er wollte, war dasſelbe, war das Unmögliche, was viele Chriſten wollten und bis zum heutigen Tage wollen, nämlich das Chriſtentum zu einem Glauben weiterentwickeln, der auch für die Menſchen nordeuropäiſchen Geiſtes annehmbar wäre. In Wirklichkeit aber ſtand er ganz woanders.

Kein Chriſt darf ſo ſtolz ſein, zu denken und wie Eckhart zu ſagen:

„Könnte es geſchehen, daß Gott ſich von der Wahrheit abkehrte, ich wollte mich an die Wahrheit heften und wollte Gott laſſen."

Oder:

„Ich habe neulich darüber nachgedacht, ob ich wohl von Gott etwas annehmen oder begehren wollte: Ich will mir das gar ſehr überlegen, weil ich da, wo ich von Gott empfangen würde, u n t e r ihm oder unterhalb ſeiner wäre wie ein Diener oder Knecht, er ſelbſt im Geben aber wie ein Herr wäre — und ſo ſoll es mit uns nicht ſtehen im ewigen Leben."

Er wollte kein Knecht ſein. Er wollte nichts erbitten oder aus Gnade empfangen. Das widerſprach ſeiner Art. Ebenſo eindeutig war ſeine Ablehnung der chriſtlichen Tugenden, die man auch den chriſtlichen Materialismus nennen kann, weil alles nur getan wird, um im Diesſeits oder Jenſeits belohnt zu werden.

„Die Menſchen ſollen nach nichts trachten, weder nach Ehren noch nach Nutzen, weder nach innerer Andacht noch nach Heiligkeit, weder nach Lohn noch nach dem Himmelreich, ſondern auf dieſes alles verzichtet haben, auch auf das, was das Ihrige iſt."

Oder:

„Aus dieſem innerſten Grunde ſollſt du alle deine Werke wirken ohne Warum. Ich ſage fürwahr: ſolange du deine Werke wirkeſt um des Himmelreichs oder um Gott oder um deiner ewigen Seligkeit willen, von außen her, ſo iſt es wahrlich nicht recht um dich beſtellt."

---

[63]) Um den Gegenſatz deutlich zu machen, ſei hier gleich ein Wort M a r t i n L u t h e r s dazugeſtellt:

„Wenn ich weiß, daß es Gottes Wort iſt und Gott alſo geredet hat, ſo frage ich danach nicht weiter, wie es könne wahr ſein, und laſſe mir allein an dem Worte Gottes genügen, es reime ſich mit der Vernunft, wie es wolle." So hat ein Chriſt zu ſprechen.

Eckhart wies andere Wege. Voraussetzung für sie war wiederum eine völlig andere Vorstellung von Gott, als sie das Christentum hat. Hier wird es ja als Person, als etwas von der Welt und vom Menschen Abgesondertes gesehen. Bei Eckhart wurde Gott zu dem, was wir schon als „das" Gott oder das Göttliche kennengelernt haben, das sich überall in der Natur und also auch im Menschen zeigt.

„Nirgends ist Gott so eigentlich Gott als in der Seele. In allen Kreaturen ist etwas Gottes, aber in der Seele ist Gott göttlich."

Oder:

„Alles, was der göttlichen Natur eigen ist, das alles ist auch dem gerechten und göttlichen Menschen eigen."

Oder:

„Man soll Gott nicht als außerhalb von einem selbst erfassen und ansehen, sondern als mein Eigen und als das, was in einem ist . . . Manche einfältigen Leute wähnen, sie sollten Gott (so) sehen, als stünde er dort und sie hier. Dem ist nicht so. G o t t u n d i c h s i n d e i n s."

Dieses Einssein war kein mühseliges Zusammenzwingen zweier verschiedener, entgegengesetzter Kräfte, zu dem ein Mittler von außen, ein Erlöser, ein Priester oder eine Vermittlung durch Gebete, Buße, Beichte, Sakramente oder sonstige Hilfsmittel notwendig gewesen wären, auch keine Welt-Entsagung. Es war auch keine Vereinigung von Gleichem. Der Mensch sollte nur das in sich zum Durchbruch kommen lassen, was schon in ihm lebte, aus eigener Kraft. Dann war es, das Einssein, vollzogen.

„Wir werden völlig in Gott umgeformt und in ihn verwandelt; auf gleiche Weise, wie im Sakrament das Brot verwandelt wird in den Leib Christi, so werde ich in ihn verwandelt, daß er selbst mich hervorbringt als sein Sein (und als eines), nicht (etwa nur) als gleiches; beim lebendigen Gott ist es wahr, daß da kein Unterschied besteht."

Eckhart meinte nicht, daß nur der Mensch verwandelt wird; auch Gott wird im Menschen geboren — nicht etwa wiedergeboren.

„. . . und ich sage noch mehr: Er gebiert mich als seinen Sohn und als denselben Sohn. (!) Ich sage noch mehr: Es gebiert mich nicht allein als seinen Sohn, er gebiert mich als sich und sich als mich und mich als sein Sein und als seine Natur."

Und zum Schluß noch ein Satz, folgerichtig aus diesem Erleben hervorgehend und dennoch gewaltig, aber ungeheuerlich für das Christentum:

„Der Mensch, ja ich, stand mit Gott vor Zeit und Welt, ja war einbeschlossen in die ewige Gottheit, noch ehedem sie Gott war. Mit ihm, mit mir zugleich hat Gott geschaffen und schafft immerdar. An mir erst wird er Gott. Und wäre ich nicht, er wäre so wenig Gott, als ich bin."[64]

---

[64]) Sämtliche Zitate aus: H u n k e , a. a. O., wo auf den Seiten 234—265 Eckhart seiner Bedeutung gemäß dem Leser ausführlich nahegebracht wird.

Bei Eckhart ist in der Tat außer einigen Ausdrücken vom Christentum nichts mehr zu finden. Hier spricht ein Deutscher.

Um aber klarzumachen, daß Eckhart keine Ausnahme war, sondern eingebettet in eine umfassende Strömung jener Zeit, bringen wir noch ein weiteres Beispiel. Es handelt sich um einen Unbekannten, dessen Ansichten nur durch Aussagen anderer überliefert worden sind. Im Jahre 1273, also vor dem Wirken Eckharts, wurden in der kleinen schwäbischen Landschaft Ries (Raum Nördlingen) fast hundert Menschen als Ketzer angeklagt. Eine Zusammenfassung ihrer Aussagen, die aus den Akten der Inquisition hervorgehen, erscheint sowohl bei S. Hunke wie bei Prof. Hauck. Wir folgen der Darstellung Hauck's, weil hier jeder Zweifel an einer nichtchristlichen Verfärbung ausgeschlossen ist:

„Ihn (jenen unbekannten Lehrer) beschäftigte vielmehr die ethische Hauptfrage: Kann der Mensch dahin gelangen, daß er vollkommen sei? — Und er glaubte daran, daß dieses Ziel für den Menschen erreichbar ist: es ist möglich, daß er auf den Punkt kommt, wo Gott alles in ihm wirkt, wo sein ganzes Leben nichts anderes ist als dem Worte folgen, was der Geist in ihm spricht. Wenn er in dieser Weise Gott geeint ist, so schadet ihm die Sünde nicht; sie ist für ihn überwunden; er kann nicht sündigen. Und er ist nun frei: er bedarf der Kirche, der Priester und der Heiligen, der Beichte, des Geistes und aller Übungen der Frömmigkeit nicht mehr. Auf dies alles muß er verzichten; denn der Mensch soll alles verlassen um Gottes willen, nicht nur die irdischen Güter, auch das, was die Kirche Verdienste nannte; schließlich scheut unser unbekannter Denker nicht vor dem töricht klingenden, tiefsinnigen Wort zurück: Man soll Gott um Gottes willen lassen. Wer dies vermag, der übertrifft alle Heiligen, ja, den Herrn; er wird vergottet, es heißt geradezu, er wird Gott."

Trotz gewisser Unterschiede waren also in diesem Winkel Schwabens die gleichen Grundansichten lebendig wie bei Eckhart, und zwar unabhängig voneinander, denn es dürfte auszuschließen sein, daß Eckhart nach fünfzig Jahren etwas von diesen Ketzern gehört hat. Wenn wir hier einen Augenblick innehalten, hier, bei jenem Unbekannten, bei Eckhart und vielen Namenlosen, und auf die andere Seite der Kluft zu der heiligen Elisabeth und ihren Mitgläubigen zurückblicken, dann müssen wir erkennen, daß es eine unüberbrückbare Kluft ist. Und dort, auf der anderen Seite, soll Kultur, soll Fortschritt gewesen sein? Und sich über Europa ausgebreitet haben? Unter dem Stöhnen der Gefolterten, den Schreien der Ertränkten und Verbrannten? Oder von Menschen, die dem Ideal der heiligen Elisabeth nacheiferten oder es predigten? Die Antwort bedarf keiner Überlegung!

Diese Kluft aber bestand, wie wir wissen, nicht erst im 13. Jahrhundert. Auch jener Unbekannte und Eckhart hatten ihre Gedanken nicht aus dem Nichts. Was sie verkündeten, war auch nichts Neues. Es war im Gegenteil viel älter als das Christentum, weil es seit Urzeiten die Seelen in Europa

erfüllt hatte. Allerdings, wenn Menschen des 13. Jahrhunderts Gleiches sagten wie die Menschen vor ihnen — auch sie meist unbekannt (gemacht worden) —, dann nicht, weil es etwa festgefügte Lehren und Lehrsätze gegeben hätte, die überliefert gewesen wären, sondern weil gleiches Gotterleben gleichen Ausdruck fand. Das gilt auch für später Lebende, die wiederum nichts von Eckhart und anderen wußten. Alle früheren Versuche, jene Gottschau, genauer, die innerseelische Schau des Göttlichen, in Worte zu fassen — wobei wir uns klar darüber sind, daß Worte nur ein armseliges Hilfsmittel sind, weil sie dieses Erleben nur andeutungsweise und gleichnishaft wiedergeben und übermitteln können — alle diese Versuche haben in der Gegenwart durch die Philosophie Mathilde Ludendorffs, Gotterkenntnis genannt, ihre Zusammenfassung, Erweiterung und Vollendung gefunden.

Hier ist das seelische Erleben der Germanen, wie es aus ihren Mythen und Sagen hervorgeht, mit den Strahlen des Göttlichen verbunden, die durch die Jahrtausende immer wieder in den Großen unseres Kulturkreises aufleuchteten — kaum einer, der nicht dazu beigetragen hat — und zum ersten Mal zu einem geschlossenen Bau entwickelt worden. Nirgendwo mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaften, also mit den großartigen Ergebnissen der Vernunftarbeit, in Widerspruch stehend, ist zum ersten Mal auch die Fähigkeit der Seele, Erkenntnisse für den jenseits der Vernunft liegenden Bereich zu geben, festgestellt und bewiesen. Allerdings, diese Wahrheiten sind nicht allen gleichmäßig zugänglich. Das richtet sich nach dem Grad der Veranlagung, dort des Verstandes, hier der seelischen Erlebnisfähigkeit. Auch dies wußte übrigens schon Eckhart:

„Wer diese Rede nicht versteht, der bekümmere sein Herz nicht damit. Denn so lange der Mensch dieser Wahrheit nicht gleicht, so lange wird er diese Rede nicht verstehen."

Immerhin ist es in diesen Grenzen jedem möglich, Antworten auf alle Fragen zu finden: über die Schöpfung, ihr Werden und ihren Sinn, über den Menschen, sein Werden, sein Sein, seine Stellung in der Schöpfung und daraus hervorgehend über den Sinn seines Lebens. Den Weg dorthin soll der Mensch nach eigener Entscheidung gehen, also in voller Freiheit — — und damit in voller Selbstverantwortung. — Wen solche Fragen nicht beschäftigen, der wird wenigstens erfahren, wie er aufrecht und anständig durch das Leben gehen kann und welche Pflichten er für sein Leben und das Leben des Volkes zu übernehmen hat.

Hier spricht immer noch und immer wieder derselbe Geist — mag man ihn europäisch, nordeuropäisch, nordisch, germanisch, deutsch oder wie auch immer nennen —, der seinen Ausdruck sucht, oft sogar mit denselben Worten. Zugleich bestätigt sich erneut, daß die Vererbung sich nicht auf das Äußere, den Körper, beschränkt, sondern daß auch seelische Eigenarten gesetzmäßig durch die Jahrtausende weitergegeben worden sind, trotz natür-

lichem Tod und trotz gewaltsamer Ausmerzung ihrer Träger, auch trotz jahrhundertelanger seelischer Vergewaltigung. Und sie werden auch in Zukunft weitergegeben werden.

Das alles muß hier, auch und gerade im Rahmen einer geschichtlichen Untersuchung, erwähnt werden, in der wir die Beeinflussung der Politik durch Christentum und Kirche kennengelernt haben. Ebenso wie diese Religion wirkt jede andere, wirkt jeder Glaube, jede Weltanschauung auf den Gang der Geschichte ein, weil den Menschen von daher Grundsätze für ihr Leben mitgegeben und Ziele gesetzt werden, und zwar für alle Lebensbereiche. Mit Recht kann man daher sagen: **Religion ist** (auch) **Politik.**" — Dennoch hängt es am Ende von jedem einzelnen Menschen ab, was er aus seinem Glauben macht. Deshalb wird hier auch kein Wort gegen den Menschen gesagt, allein weil er Christ ist. Aber auch der Christ sollte zum mindesten geschichtliche Tatsachen kennen, die mit seiner Religion nun einmal untrennbar verbunden sind.

Denn — was die sieben Jahrhunderte betrifft, die wir durchschritten haben, so wird jeder Deutsche, der sie mit heißem Herzen miterlebt hat, die Verchristung nur als Verhängnis bezeichnen können, trotz guten Willens und guter Taten mancher Christen. Für Menschen unserer Art mußte diese Fremdreligion und vor allem das Aufzwingen dieser Fremdreligion seelische Veränderungen zur Folge haben, die ihrerseits wesentliche, wenn nicht die wesentlichsten Ursachen für all das waren, was in diesem Zeitraum geschehen ist.

Es wird auch klargeworden sein, daß dieses Verhängnis seinen Ausgangspunkt im einzelnen Menschen hatte. Vom einzelnen aus wirkte es sich weiter aus, und das nicht nur in kleinem Kreise, sondern auch auf Volk und Reich. Daraus ist ersichtlich, eine wie große Verantwortung jeder einzelne auch für Politik und Geschichte trägt.

Das Verhängnis des Glaubensumbruchs nahm mit Abschluß der Verchristung kein Ende. Auch in den nächsten 700 Jahren, vom 13. Jahrhundert bis heute, dem 20. Jahrhundert, war es immer wieder erkennbar. Neben dem Christentum traten spätere andere, ebenfalls fremde Kräfte auf.

Eine deutsche Geschichte dieser Jahrhunderte, die alle diese Einflüsse mit ihren Folgen behandelt, ist noch nicht geschrieben . . . .

Quellenverzeichnis

Adam von Bremen: **Hamburgiſche Kirchengeſchichte,** nach der Ausgabe der Scriptores rerum Germanicarum, 3. Auflage, unter Mitarbeit von B. Schmeidler, neubearb. von Sigfrid Steinberg, Verlag der Dykſchen Buchhandlung, Leipzig, 1926.

Adami **Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum,** herausgegeben von Joh. M. Lappenberg in: Scriptores rerum Germanicarum, Band 10, Hannover, 1876.

Arnoldi **Chroncia Slavorum,** in: Scriptores rerum Germanicarum, herausgegeben von Georg Heinrich Pertz, Band 20, Hannover, 1868.

Brackmann, Albert: **Magdeburg als Hauptſtadt des deutſchen Oſtens im frühen Mittelalter,** Leipzig, 1937.

Brüske, Wolgang: **Unterſuchungen zur Geſchichte des Lutizenbundes,** deutſch-wendiſche Beziehungen des 10.—12. Jahrhunderts, Münſter—Köln, 1955.

Bünding, Dr. Margret: **Das Imperium Christianum und die deutſchen Oſtkriege,** Hiſtoriſche Studien, Heft 366, 1940.

Burdach, K. **Walther von der Vogelweide,** 1900/1924.

Curſchmann, F.: **Die Belehnung Herzog Bolislavs von Pommern im Lager von Lübeck 1181,** Pommerſche Jahrbücher, 31, 1937.

Dahn, Felix: **Urgeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker,** G. Groteſche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1881—1889.

Deſchner, Karlheinz: **Abermals krähte der Hahn,** Hans E. Günther-Verlag, Stuttgart, 1962.

Diehl, Adolf: **Heiliges Römiſches Reich Deutſcher Nation,** Hiſtoriſche Zeitſchriften, Band 156.

Dusburg, Peter von: **Cronice Terre Pruſſie** (Cronicon Terrae Pruſſiae) aus: Scriptores rerum Prussicarum, Die Geſchichtsquellen der preußiſchen Vorzeit, herausgegeben von Max Toeppen, Leipzig, 1861

Eggers, Hans: **Deutſche Sprachgeſchichte,** Teil I, Rowohlt-Taſchenbuch-Verlag, Reinbek b. Hamburg, 1963.

Einhardi **Vita Karoli Magni,** in: Scriptores rerum Germanicarum, Band 5, Hannover, 1880.

Fredegar: **Die Chronik Fredegars, die Taten der Frankenkönige,** überſetzt von Dr. Otto Abel, 4. Aufl., Leipzig, 1940.

Fredegarii **et aliorum Chronica, Vitae Sanctorum,** aus: Monumenta Germaniae Historica, herausgegeben von Bruno Kruſch, Hannover, 1888, Neuausgabe 1956.

Gadolin, Dr. Axel von: **Die ſtaatlichen Anfänge des Ruſſiſchen Reiches,** Deutſche Hochſchullehrer-Zeitung, Tübingen, 3/1968.

Gauſe, Fritz: **Deutſch-ſlawiſche Schickſalsgemeinſchaft,** Göttinger Arbeitskreis, Nr. 50, Holzner-Verlag, Kitzingen, 1952.

Gebhardts **Handbuch der Deutſchen Geſchichte,** völlig neu bearbeitet und herausgegeben von Aloys Meiſter, 6. Auflage, Union Deutſche Verlagsanſtalt Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1922 — und Ausgabe 1954.

Geſchichte Schleſiens, Brentano Verlag, Stuttgart, 3. Aufl., Band I, 1961.

Gieſebrecht, Ludwig: **Wendiſche Geſchichten aus den Jahren 780 bis 1182,** Berlin, 1843.

Gross, A. M.: **Wer iſt dein Bruder Abel,** Hans Pfeiffer-Verlag, Hannover, 1967.

Günther, Dr. Hans F. K.: **Raſſenkunde des deutſchen Volkes,** J. F. Lehmanns-Verlag, München, 1929.

Haller, Johannes: **Das Papſttum, Idee und Wirklichkeit,** Stuttgart, 1934—45, Neuausgabe 1950—53.

Hartknoch, M. Chriſtoph: **Alt- und Neues Preuſſen,** Martin Hallervorden, Königsberg, 1684.

Hauck, Prof. Dr. Albert: **Kirchengeſchichte Deutſchlands,** 3. und 4. Doppelauflage, 2. Teil 1912, 3. Teil. 1896, 4. Teil 1903, J. S. Hinrichſche Buchhandlung, Leipzig.

Heiniſch, Klaus J.: **Kaiſer Friedrich II., in Briefen und Berichten ſeiner Zeit,** Wiſſenſchaftl. Buchgeſellſchaft, Darmſtadt, 1968.

Helmold, **Chronik der Slawen,** nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae, überſetzt von J. C. M. Laurent und W. Wattenbach, 3. neubearb. Aufl. von B. Schmeidler, Verlag der Dykſchen Buchhandlung, Leipzig, 1910.

Helmoldi Presbyteri Bozoviensis **Cronica Slavorum** in: Scriptores rerum Germanicarum, Band 21, herausgegeben nach J. M. Lappenberg von B. Schmeidler, Hannover, 1909.

Hermelink, D. Dr. Heinrich, Prof. der Kirchengeschichte: **Die heilige Elisabeth im Lichte der Frömmigkeit ihrer Zeit,** N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun, Marburg, 1932.

Handbuch der deutschen Geschichte, Akademische Verlagsanstalt Athenaion, Dr. Herbert Hachfeld, Konstanz, oh. Jahr, (erschienen nach 1950 in einzelnen Heften).

Hofmann, Albert von: **Politische Geschichte der Deutschen,** Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1921.

Hunke, Sigrid: **Allahs Sonne über dem Abendland,** Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1960.

Hunke, Sigrid: **Europas andere Religion,** Econ-Verlag, Düsseldorf, 1969.

Jaksch, Dr. August: **Geschichte Kärntens,** Verlag Ferdinand Kleinmayr, Klagenfurt, 1928.

Jakobsen, Abraham (Ibrahim ibn Jaqub): aus: **Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen aus dem 9. und 10. Jahrhundert,** ins Deutsche übertragen von Georg Jakob, Verlag Walter de Gruyter, Berlin, 1927.

Jeroschin, Übertragung der Chronik Dusburgs ins Deutsche, s. unter Dusburg.

Jordanes: **Gothengeschichte,** aus: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, übersetzt von Dr. Wilhelm Martens, Leipzig, 1884.

Kahl, Hans Dietrich: **Zum Geist der deutschen Slawenmission des Hochmittelalters,** Zeitschrift für Ostforschung, 1953.

Kammeier, Wilhelm: **Die Fälschung der deutschen Geschichte,** Adolf Klein-Verlag, Leipzig, 1935

Kantzow: **Des Thomas Kantzow Chronik von Pommern,** in hochdeutscher Mundart, herausgegeben von Georg Gaebel, Prof. am Stadtgymnasium in Stettin, Verlag von Paul Niekammer, Stettin, 1897.

Kautzsch, E.: **Die Heilige Schrift des Alten Testaments,** 4. umgearbeitete Aufl., herausgegeben von A. Bertholeit, Verlag von J. C. B. Mohr, (Paul Siebeck), Tübingen, 1922.

Kluge/Götze: **Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache,** Berlin, 1953.

Konninger, Albert Michael: **Burchard I. von Worms und die deutsche Kirche seiner Zeit (1000—1025)**, München, 1905.

Krabbo, Hermann: **Eine Schilderung der Elbslawen aus dem Jahre 1108**, Festschrift für P. Kehr, 1926.

Kuhn, Prof. Dr. Walter: **Die deutsche Ostsiedlung vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert**, Göttinger Arbeitskreis: das östliche Deutschland, Holzner-Verlag, Würzburg, 1959.

La Baume, Wolfgang: **Sprache und Heimat der Preußen**, Zeitschrift für Ostforschung, 1952, ab S. 591.

Laur, W.: **Namen und Sprachgeschichte in den nordöstlichen Provinzen des Deutschen Reiches**, Zeitschrift für Ostforschung, 1963, ab. S. 736.

Legenda Aurea (Goldene Legende — der Heiligen), geschrieben in den Jahren 1263 bis 1273 von Jacobus de Voragine, deutsch von Richard Benz, Eugen Diederichs-Verlag, Jena, 1925.

Leonhardt, Wilhelm: **Kreml und Vatikan**, Hans Pfeiffer-Verlag, Hannover, 1965.

Löhde, Walter: **Rom und Reich**, Hans Pfeiffer-Verlag, Hannover, 1964.

Lohmeier, Karl: **Kaiser Friedrichs II. goldene Bulle über Preussen und Kulmerland vom März 1226**, Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, II. Erg.-Band, Innsbruck, 1888.

Ludat, Prof. Dr. Herbert: **Die ältesten geschichtlichen Grundlagen für das deutsch-slawische Verhältnis.** Göttinger Arbeitskreis: das östliche Deutschland, Holzner-Verlag, Würzburg, 1959.

Maschke F.: **Der deutsche Orden und die Preußen**, Eberings Historische Studien, H 176, 1938.

Neues Testament

Nietzsche, Friedrich: **Der Antichrist.**

Orthbandt, Eberhard: **Deutsche Geschichte**, Laupheim, Pfahl-Verlag, 1954.

Orthbandt, Eberhard: **Die Zeit der Staufer**, Dr. Riederer-Verlag, Stuttgart, 1965.

Petersen, Ernst: **Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld — im Lichte der Bodenfunde des 6.—8. Jahrhunderts**, Leipzig, 1939.

Philippson, Prof. Dr. M.: **Heinrich der Löwe**, 2. Aufl., Leipzig, 1918.

Pommersche Jahrbücher, 31. und 32. Band, Univers.-Verlag, Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greiswald, 1937.

Prokop: **Gothenkrieg**, übersetzt von Dr. D. Coste, 3. unveränd. Aufl., Leipzig, 1922.

Putzger, **Historischer Weltatlas**, Jubiläumsausgabe 1954, 1955, 1961, Velhagen und Klasing, Berlin und Bielefeld.

Roepell, Dr. Richard: **Geschichte Polens**, Hamburg, 1840.

Rohde, Gotthold: **Kleine Geschichte Polens**, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1965.

Roth, Dr. Armin: **Das Reichskonkordat vom 20. Juli 1933**, München, 1933.

Sappok, Dr. Gerhard: **Die Entstehung des polnischen Staates**, Deutscher Wissenschaft. Dienst, 4., 22. 7. 1940

Schünemann, Konrad: **Deutsche Kriegführung im Osten während des Mittelalters**, Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, 1938.

Schumacher, Bruno: **Geschichte Ost- und Westpreußens**, Holzner-Verlag, Würzburg, 1958.

Steller, Prof. Dr. Walther: **Name und Begriff der Wenden (Sclavi)**, Kiel, 1959.

Steller, Prof. Dr. Walther: **Grundlagen der deutschen Geschichtsforschung**, I. Band, Volkstum-Verlag Wilhelm Landig, Wien—München, 1973, II. Band unter dem Titel: **Deutsche Geschichtsforschung. Der Grundlagen zweiter Teil**, Verlag Karl Werner, Wien, 1975.

Tacitus: **Germania**

Thietmar: **Die Chronik Thietmars, Bischof von Merseburg**, nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae, übersetzt von J. C. M. Laurent, Verlag Wilhelm Besser, Berlin, 1848.

Thietmar von Merseburg: **Chronik** (lateinisch und deutsch), herausgegeben von Werner Tillmich, Darmstadt, 1957, photomech. Nachdruck, Darmstadt, 1966.

Voigt, Johannes: **Geschichte Preussens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang des Deutschen Ordens**, Verlag der Gebr. Bornträger, Königsberg, 1827.

Wahl, Rudolph: **Die Deutschen,** Bruckmann-Verlag, München, 1953.

Wehrhahn, Martin: **Geschichte von Pommern,** Deutsche Landesgeschichten, 5. Werk, 1905/06.

Weise, Erich: **Der Heidenkampf** des Deutschen Ordens, Zeitschrift für Ostforschung, 1963/64.

Wendt, Dr. Heinz F.: **Sprachen,** Fischer-Lexikon, Frankfurt/Main, 1961.

Westermanns **Atlas zur Weltgeschichte,** 1967

und andere

Namensverzeichnis

Adalbert, Erzbischof von Bremen, S. 113, 121
Adalbert, Erzbischof von Mainz, S. 155
Adam von Bremen, Chronist, S. 22 ff. (s. Quellenverz.)
Adelbert, Bischof von Prag, Missionar, S. 96, 97, 231, 232
Adelheid, 2. Frau Ottos I., S. 75, 95
Adelheid (Praxidis), 2. Frau Heinrichs IV., S. 132
Adolf I. von Schauenburg (Schaumburg), S. 139
Adolf II. von Schauenburg (Schaumburg), S. 163, 164, 165, 171
Agnes von Aquitanien, 2. Frau Heinrichs III., S. 114, 119
Albert der Große, Lehrer, S. 275, 276
Albert, Bischof von Riga, S. 236
Albrecht der Bär, Markgraf, S. 150, 159, 164, 165, 172, 176
Alexander II., Papst (1061—1073), S. 120, 121, 123
Alexander III., Papst (1159—1181), S. 171, 175, 176
Alexander, Fürst von Susdal, S. 208
Alfker, Abt, S. 106
Alexius, Sohn des oströmischen Kaisers, S. 183
Al-Kamil, Sultan von Kairo, S. 203, 204, 212
Anno, Erzbischof von Köln, S. 120, 121
Aribo, Erzbischof von Mainz, S. 102
Arminius, Herzog der Cherusker, S. 252
Arnold von Brescia, Geistlicher, S. 170, 171
Arnulf von Kärnten, ostfränkischer König, S. 63
Arnulf, König in Lothringen, S. 63
Arnulf, Herzog von Bayern, S. 67, 72
Attila, König der Hunnen, S. 28, 29
Auttomo, preußischer Freiheitskämpfer, S. 252

Balduin von Flandern, Kreuzfahrer, Kaiser von Kanstantinopel, S. 183
Baruch, Finanzmann in Rom, S. 115, 124
Becilin, Graf, S. 105
Bela, Fürst in Ostpommern, S. 150
Bela, König in Ungarn, S. 208
Benedikt V., Papst (964—966), S. 80
Benedikt VII., Papst (974—983), S. 90
Benedikt VIII., Papst (1012—1024), S. 101, 102
Benedikt IX., Papst (1032—1045), S. 111, 115
Berengar, König der Langobarden, S. 78, 79, 80
Bernhard, Herzog von Sachsen, S. 110
Bernhard, Missionar in Pommern, S. 152, 153
Bernhard von Clairvaux, Geistlicher, S. 158, 161, 162, 164

Bismarck, deutſcher Reichskanzler, S. 60, 128, 129, 135
Bogislav, Fürſt in Vorpommern, S. 172, 177
Boleslav, Herzog von Böhmen, S. 68, 74, 76, 89, 91, 93
Boleslav I., Herzog und König von Polen (992—1025), S. 95, 97—101, 109, 150, 229, 231, 232, 233, 234
Boleslav III. von Polen (1107—1138), S. 151—154, 157, 159, 234
Boleslav IV. von Polen, S. 168, 234
Borwin, Herzog der Obotriten, S. 172
Breßlau, Urkunden(Dokumenten)forſcher, S. 146, 147
Bretislav, Herzog von Böhmen, S. 113
Brun, Bruder Ottos I., Erzbiſchof von Köln, S. 79
Brun von Querfurt, Miſſionar, S. 100, 232
Brun von Tull (Toul), S. 115
Bruno, Vetter Ottos III., S. 95, 97
Bünding, Dr. Margret, Schriftſtellerin, S. 74 ff. (ſ. Quellenverz.)

Calixt II., Papſt (1119—1124), S. 140
Ceſare Borgia, S. 94
Chlotar, König der Franken, S. 40
Chriſtian, Biſchof, Miſſionar in Preußen, S. 235, 237, 240, 241, 243, 245
Clemens II., Papſt (1046—1047), S. 117
Clemens (III.), Gegenpapſt (1080—1084), S. 130, 131
Clemens III., Papſt (1187—1191), S. 177, 179
Clemens IV., Papſt (1265—1268), S. 215
Coeleſtin III., Papſt (1191—1198), S. 179
Conſtanze, Frau Heinrichs VI., S. 177, 179, 180, 181, 182
Conſtanze, 1. Frau Friedrichs II., S. 196
Crito, Fürſt von Rügen und Pommern, S. 151
Cyrillus, Geiſtlicher, (ſ. Konſtantin)

Dag(r) (o), nordiſcher Name des Miſeco, ſ. bei Miſeco I.
Damaſus II., Papſt (1048), S. 115
Deſchner, Karlheinz, Schriftſteller, S. 193 (ſ. Quellenverzeichnis)
Dheotmar, Biſchof von Prag, S. 77
Diehl, Adolf, Schriftſteller, S. 84 (ſ. Quellenverzeichnis)
Dietrich von Meißen, S. 255
Dietrich von Freiburg, chriſtl. Lehrer, S. 275
Divan, preußiſcher Freiheitskämpfer, S. 252
Dobrawa, Frau Miſecos I., S. 77
Dodilo, 2. Biſchof von Brandenburg, S. 89, 90
Dſchingis-Khan, Mongolenführer, S. 207
Dumar, Herzog in Vorpommern, S. 139
Dusburg, Peter v., Chroniſt des Deutſchen Ordens, S. 241 ff. (ſ. Quellenverz.)

Eberhard, Herzog von Franken, S. 72
Eckart, Geiſtlicher (Meiſter Eckhart), S. 275—279, 280
Edgitha (Edith), 1. Frau Ottos I., S. 73
Eggers, Sprachforſcher, S. 53 (ſ. Quellenverzeichnis)
Eike von Repkau, Chroniſt, S. 148
Einhard, Chroniſt, S. 21 ff. (ſ. Quellenverz.)
Ekbert, Neffe Hermann Billungs, S. 75
Eliſabeth von Thüringen (die heilige E.), S. 269—275, 279
Enzio, Sohn Friedrichs II, S. 206
Ermanarich, König der Goten, S. 27, 226
Eugen III., Papſt (1145—1153), S. 162, 167, 169, 170

Fiesco, Graf von Lavagna, S. 208
Franz von Aſſiſi, Prediger, S. 192
Fredegar, Chroniſt, S. 21 ff., (ſ. Quellenverz.)
Friedrich I., römiſch-deutſcher Kaiſer (1152—1190), S. 83, 167—178, 218
Friedrich II., römiſch-deutſcher Kaiſer (1212 [1215]—1250), S. 84, 182, 186, 195—215, 218, 221, 240, 245, 250, 269, 270
Friedrich, Erzbiſchof von Mainz, S. 75
Friedrich von Schwaben, S. 155
Friedrich, Herzog von Öſterreich, S. 248

Gebhard von Eichſtätt, Biſchof und Kanzler, S. 116
Geiſerich, König der Vandalen, S. 28, 29
Gerbert, Erzbiſchof von Reims, ſpäter Papſt, S. 97
Gerhard von Florenz, ſpäter Papſt, S. 119
Gero, Markgraf, S. 73, 74, 76, 138
Gero, Erzbiſchof, S. 103, 104
Gieſebrecht, Schriftſteller, S. 56 ff. (ſ. Quellenverz.)
Giſela, Tochter Heinrichs v. Bayern, Frau König Stephans v. Ungarn, S. 97
Giſelbert, Herzog von Lothringen, S. 72
Glande, preußiſcher Freiheitskämpfer, S. 252
Glappo, preußiſcher Freiheitskämpfer, S. 252
Godegiſel, Fürſt der Vandalen, S. 28
Gottfried von Straßburg, Dichter, S. 187
Gottſchalk, Herzog der Obotriten, S. 113, 121, 122, 136
Gregor V., Papſt (996—999), S. 95, 97
Gregor VI., Papſt (1045—1046), S. 115
Gregor VII., Papſt (1073—1085), S. 81, 124—132, 148
Gregor VIII., Papſt (1187), S. 177
Gregor IX., Papſt (1227—1241), S. 201—208, 213, 242, 244, 245, 247, 270
Gregor X., Papſt (1271—1276), S. 255
Gregor von Tours, Chroniſt, S. 39

Guiot von Provins, Dichter, S. 184
Gunzelin, Markgraf von Meißen, S. 95
Gunzelin, Fürst der Obotriten, S. 172
Günther, Dr. Hans F. K., Rasseforscher, S. 54 ff. (s. Quellenverz.)

Hadrian IV., Papst (1154—1159), S. 167, 169, 171
Haller, Johannes, Schriftsteller, S. 89 ff. (s. Quellenverz.)
Harald Blauzahn, dänischer König, S. 89
Hartknoch, M. Christoph, Schriftsteller, S. 225 ff. (s. Quellenverz.)
Hauck, Prof. Dr. Albert, Schriftsteller, S. 42 ff. (s Quellenverz.)
Hatto, Erzbischof von Mainz, S. 65
Heinisch, Klaus J., Schriftsteller, S. 195 ff. (s. Quellenverz.)
Heinrich I., deutscher König (918—936), S. 56, 65, 67—71, 83, 93, 138, 139, 146, 205
Heinrich II., römisch-deutscher Kaiser (1002—1024), S. 99—108, 109, 146
Heinrich III, römisch-deutscher Kaiser (1039—1056), S. 109, 110, 113—117, 151
Heinrich IV., römisch-deutscher Kaiser (1056—1106), S. 119—137
Heinrich V., römisch-deutscher Kaiser (1106—1125), S. 135, 137—155
Heinrich VI., römisch-deutscher Kaiser (1190—1197), S. 177, 178, 179—182, 183
Heinrich, Bruder Ottos I., S. 73
Heinrich (der Zänker), Herzog von Bayern, S. 89, 93
Heinrich der Jüngere, Herzog von Bayern, S. 93
Heinrich, Herzog der Obotriten, S. 136, 139, 157
Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und Sachsen, S. 159, 161
Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, S. 161, 165, 167, 168 171, 172, 173, 175, 176, 177, 179, 180, 181, 183
Heinrich Jasomirgott, Herzog von Österreich, S. 168
Heinrich, Bischof von Kammin, S. 174
Heinrich, Sohn Friedrichs II., deutscher König, S. 199, 203, 205, 206, 210
Heinrich, Herzog von Schlesien, S. 208
Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, S. 209, 210
Heinrich, Markgraf von Meißen, S. 244
Helmold von Bosau, Chronist, S. 22 ff. (s. Quellenverz.)
Hermann Billung, Graf von Sachsen, S. 73, 76
Hermann, Herzog von Schwaben, S. 72
Hermann von Salza, Hochmeister des D. O., S. 84, 201, 240, 241, 244, 245
Hermann, Landgraf von Thüringen, S. 185, 269
Hermann Balk, Landmeister des D. O., S. 244, 245
Hermelink, Prof. Dr. Heinrich, Schriftsteller, S. 270 (s. Quellenverz.)
Hildebrand, später Gregor VII., S. 124
Hildibert, Erzbischof von Mainz, S. 71, 72

Hitler, Adolf, S. 142
Hoffmann, Urkunden(Dokumenten)forscher, S. 146
Hofmann, Albert von, Geschichtsschreiber, S. 78 ff. (s. Quellenverz.)
Honorius II., Papst (1061—1064), S. 120
Honorius III., Papst (1216—1227), S. 190, 192, 199—201
Hunke, Sigrid, Schriftstellerin, S. 147 ff. (s. Quellenverz.)

Innozenz II., Papst (1130—1143), S. 158, 159, 161
Innozenz III., Papst (1198—1216), S. 128, 182—199, 201, 202, 237
Innozenz IV., Papst (1243—1254), S. 208, 209, 219, 248
Isabella, Frau Friedrichs II., S. 201

Jacobus de Voragine, Erzbischof von Genua, Verfasser der Legenda Aurea, S. 271
Jakobsen, Abraham, Chronist, S. 21 ff. (s. Quellenverz.)
Jaromir, Herzog von Böhmen, S. 99
Jaromir, (Jarimar), Fürsten auf Rügen, S. 174
Jaroslav, Fürst in Kiew (Känugard), S. 109
Jesus Christus, S. 91, 94, 265, 266
Johann, König von England, S. 202
Johannes VIII., Papst (872—882), S. 148
Johannes XII., Papst (955—964), S. 78, 79, 80, 93
Johannes XIV., Papst (983—984), S. 93
Johannes XV., Papst (985—996), S. 95
Johannes XXII., Papst (1316—1334), S. 276
Johannes Gratianus, S. 115
Johannes von Salisbury, Chronist, S. 169, 170
Jordan, Bischof von Posen, S. 77
Jordanes, Chronist, S. 20 ff. (s. Quellenverz.)
Jutta von Meißen, S. 270

Kammeier, Wilhelm, Urkunden(Dokumenten)forscher, S. 147—149 (s. Quellenverz.)
Kantzow, Thomas, Chronist des 16. Jahrh., S. 46 ff. (s. Quellenverz.)
Karl „der Große", römisch-fränkischer Kaiser, S. 21, 50, 63, 68, 69, 71, 83, 85, 88, 97, 146, 214
Karl von Anjou, Bruder des frz. Königs, König von Sizilien, S. 215
Kasimir, Herzog von Polen, S. 113, 116
Kasimir, Fürst in Pommern, S. 172
Kautzsch, E., Bearbeiter der „Heiligen Schrift", S. 263 ff. (s. Quellenverz.)
Knut der Große, König von Dänemark (1018—1035), S. 101, 110, 234
Knut VI., König von Dänemark (1182—1202), S. 177, 236
Konrad I., deutscher König (911—918), S. 65
Konrad II., römisch-deutscher Kaiser (1024—1039), S. 109—111, 139, 146

Konrad III., deutſcher König (1138—1152), S. 161—166
Konrad IV., dt. König, Sohn Friedrichs II (1250—1254), S. 206, 210, 215
Konrad, Schwiegerſohn Ottos I., S. 73, 75
Konrad, Sohn Heinrichs IV., S. 132
Konrad von Wettin, Markgraf, S. 150, 159
Konrad von Schwaben, ſpäter Konrad III., S. 157, 159
Konrad von Marburg, Ketzermeiſter, S. 206, 269, 270, 273, 274
Konrad, Herzog von Maſowien, S. 235, 237—241, 244
Konradin, Enkel Friedrichs II., S. 215
Konſtantin, römiſcher Kaiſer, S. 146
Konſtantin-Kyrill, Geiſtlicher, S. 33, 63
Krabbo, Geſchichtsſchreiber, S. 57 ff (ſ. Quellenverz.)
Kruto, Herzog der Obotriten, S. 121, 136

Lampert von Hersfeld, Chroniſt, S. 127
Leo III., Papſt (795—816), S. 83
Leo IX., Papſt (1049—1054), S. 115, 116
Lothar von Sachſen (Supplinburg), S. 139, 140, 150, 155
Lothar, römiſch-deutſcher Kaiſer (1125—1137), S. 157—161
Ludendorff, Dr. Mathilde, S. 59, 280
Ludolf, Sohn Ottos I., S. 73, 75
Ludwig das Kind, oſtfränkiſcher König, S. 65
Ludwig XIII., König von Frankreich, S. 190
Ludwig IX., König von Frankreich, S. 190
Ludwig von Thüringen, Ehemann der „heiligen Eliſabeth", S. 269
Ludwig, Herzog von Bayern, S. 203
Luitprand von Cremona, Chroniſt, S. 80
Luther, Martin, Reformator der Kirche, S. 94, 277

Magnus, König von Dänemark, S. 113
Magnus, Herzog von Sachſen, S. 124
Manfred, Sohn Friedrichs II., König von Sizilien, S. 215
Manegold von Lautenbach, Chroniſt, S. 127
Mathilde von Tuscien, (Toscana), S. 130
Mauricius Tiberius, oſtrömiſcher Kaiſer, S. 32
Matthew, Paris, Chroniſt, S. 203
Meinhard, Miſſionar in Livland, S. 236
Meſtwin, Herzog in Oſtpommern, S. 255
Method, chriſtlicher Lehrer, S. 33, 63
Michael Scotus, Gelehrter, S. 212
Miegel, Agnes , Dichterin, S. 250
Mindowe, Fürſt und König von Litauen, S. 248, 249, 252, 253
Miſeco I., Herzog von Polen (960(?)—992), S. 37, 76, 88, 89, 93, 95, 150, 229

Miſeco II., Herzog von Polen, S. 109
Miſeco III., Herzog von Polen, S. 176
Miſtui (Miſtiwoi, Miſtislav), Herzog der Obotriten, S. 91, 93, 101, 102
Monte, preußiſcher Freiheitskämpfer, S. 252, 255
Moſes, Schöpfer des Volkes Israel, S. 263, 264

Nero, römiſcher Imperator, S. 224
Niclot, Herzog der Obotriten, S. 157, 163, 172
Niederle, Lubor, tſchechiſcher Schriftſteller, S. 51
Nietzſche, Friedrich, S. 94
Nikolaus II., Papſt (1058—1061), S. 119, 120, 168

Olga (Helga, Helena), Fürſtin in Kiew (Känugard), S. 76
Ordulf, Herzog von Sachſen, S. 113
Orthbandt, Eberhard, Geſchichtsſchreiber, S. 72, 133 ff (ſ. Quellenverz.)
Otloh, Prieſter, S. 106, 107, 108
Ottavini, Kurienkardinal, S. 142
Otto I., römiſch-deutſcher Kaiſer (936—973), S. 45, 71—88, 103, 105, 109 146, 175, 217
Otto II., römiſch-deutſcher Kaiſer (973—983), S. 87, 89—91, 104, 146
Otto III., römiſch-deutſcher Kaiſer (983—1002), S. 90, 93—98, 99, 102, 103, 135, 146, 150, 151
Otto IV., römiſch-deutſcher Kaiſer (1198—1218), S. 183—193, 198
Otto von Bamberg, Biſchof, Miſſionar in Pommern, S. 151, 154, 155, 157
Otto von Brandenburg, S. 248, 255
Otto von Braunſchweig, S. 245, 255
Otto von Northeim, Herzog von Bayern, S. 124
Otto von Oſtia, S. 132
Otto von Wittelsbach, S. 185
Ottokar I., König von Böhmen, S. 185
Ottokar II., König von Böhmen, S. 250, 255

Paſchalis II., Papſt (1099—1118), S. 135, 139
Paulus, Apoſtel des Chriſtentums, S. 265
Paulus Diaconus, Chroniſt, S. 39, 148
Peter, König von Ungarn, S. 113
Peterſen, Ernſt, Geſchichtsſchreiber, S. 29 ff. (ſ. Quellenverz.)
Petrus, Apoſtel des Chriſtentums, S. 74, 80, 91, 123, 244
Pierleoni, Finanzmann in Rom, S. 115, 158
Philipp, Bruder Heinrichs VI., deutſcher König (1198—1208), S. 183—185, 187, 236
Philipp-Auguſt, König von Frankreich, S. 184, 186, 189
Pius IX., Papſt (1846—1878), S. 128
Pribislav, Herzog der Obotriten, S. 157, 161

Pribislav, Herzog der Obotriten, S. 172
Pribislav (Heinrich) von Brandenburg, S. 165
Prokop, Chronist, S. 21 ff. (s. Quellenverz.)
Ptolemäus, Chronist, S. 39, 225

Rainald von Dassel, Erzbischof von Köln, Erzkanzler Friedrichs I., S. 94, 168, 169, 171
Richard Löwenherz, König von England, S. 179, 180, 184
Robert de Sorbon, christl. Lehrer, S. 175
Rudolf von Schwaben, S. 130
Rudolf von Habsburg, König (1273—1291), S. 256
Ruprecht, deutscher König, S. 84

Salvian, christlicher Schriftsteller, S. 28
Samo, Gründer eines „Slawenreiches", S. 40—42
Saxo, dänischer Chronist, S. 47, 172
Scherr, Johannes, Geschichtsschreiber, S. 128
Schiller, Friedrich, Dichter und Geschichtsschreiber, S. 263, 264
Schlözer, Kurd von, deutscher Diplomat, S. 129
Schmeidler, Herausgeber und Übersetzer von Quellen, S. 22, 23, 24
Schumacher, Bruno, Geschichtsschreiber, S. 226 ff. (s. Quellenverz.)
Schwantepolk, s. Swantepolk
Siegfried, Graf, Vater Thietmars, S. 90
Simon von Montfort, Kreuzfahrer in Frankreich, S. 190
Sisa, Einsiedlerin, S. 105
Skomand, Fürst der Sudauer, S. 255, 258
Skurdo, Fürst der Sudauer, S. 258
Sobeslav, Herzog von Böhmen, S. 158
Steller, Prof. Dr. Walther, Geschichtsschreiber, S. 23 ff. (s. Quellenverz.)
Stephan, König von Ungarn, S. 97
Swantebor, Herzog in Ostpommern, S. 151
Swantepolk, Herzog in Ostpommern, S. 173, 244, 245, 247—249, 255
Swidger von Bamberg, später Papst Clemens II., S. 115
Sybel, von, Deutscher Reichstagsabgeordneter, S. 128
Sylvester II., Papst (999—1003), S. 97

Tacitus, römischer Schriftsteller, S. 27 ff. (s. Quellenverz.)
Tarquini, Kardinal (Neuzeit), S. 141, 142
Tartuschi, arab. Chronist, S. 21
Teklav (Tetislav), Fürst auf Rügen, S. 174
Theoderich, König der Ostgoten, S. 43, 226
Theophano, Frau Ottos II., S. 87, 93, 95
Theophylaktos, griech. Chronist, S. 32, 33

Thiedrich, Herzog, S. 90
Thietmar von Merseburg, Chronist, S. 22 ff. (s. Quellenverz.)
Treitschke, Geschichtsschreiber, S. 258

Udalrich, Herzog von Böhmen, S. 99
Urban II., Papst (1088—1099), S. 132
Urban III., Papst (1185—1187), S. 177
Urban IV., Papst (1261—1264), S. 215

Vasmer, Slawist, S. 24
Vicelin, Missionar in Holstein, S. 157, 161, 164
Viktor II., Papst (1055—1057), S. 116, 119
Viktor IV., Papst (1159—1164), S. 171
Voigt, Johannes, Geschichtsschreiber über Preußen, S. 233 ff. (s. Quellenverz.)
Voltaire, Schriftsteller, S. 192

Waik (später Stephan), König von Ungarn, S. 97
Waldemar, König von Dänemark (1131—1182), S. 171—177, 186
Walther von der Vogelweide, Dichter, S. 187
Wartislav, Herzog in Vorpommern, S. 152, 153, 155, 157, 158
Wazo, Bischof von Lüttich, S. 114
Wenzel (Wenzeslav), Herzog von Böhmen, S. 68
Wernz, Jesuit, Ordensgeneral, S. 142, 144
Wichmann, Neffe Hermann Billungs, S. 75
Wicfried, Erzbischof von Köln, S. 72
Widukind, Chronist, S. 71, 73, 148
Widukind (Wittekind, Weking), Herzog von Sachsen, S. 252
Wilhelm I., deutscher Kaiser, S. 128
Wilhelm von Tyrus, Chronist, S. 133
Wilhelm von Holland, Gegenkönig Friedrichs II., S. 210
Willigis, Erzbischof von Mainz, S. 104
Willigis, Bischof von Merseburg, S. 104
Wipo, Chronist, S. 110
Wladislav II., König von Böhmen, S. 168
Wratislav, Herzog der Obotriten, S. 172
Wolemer, 3. Bischof von Brandenburg, S. 90
Wulfila, gotischer Bibelübersetzer, S. 53
Wulfstan, angelsächs. Chronist, S. 228, 229

Zemuzil, Fürst der Pommern, S. 114, 151
Zubislav, Fürst der Pommern, S. 172
Zwentibold (Zwatopluk), Fürst in Mähren, S. 63
Zwentibold, Sohn König Arnulfs von Lothringen, S. 63

Bücher und Schriften aus dem Verlag „Mein Standpunkt" 2910 Westerstede 1

Kurt v. Zydowitz:

Glaubensumbruch - ein Verhängnis

— 700 Jahre germanisch-deutsche Geschichte —

Teil I: 6. bis 9. Jahrhundert, 144 S., br., 12,— DM bzw. 75,— öS.

Teil II: 10. bis 13. Jahrhundert, 298 S., br., 24,— DM bzw. 150,— öS.

Hermi Kettler-Heidmann erzählt

Grimmsche Märchen für Kinder

56 Seiten, broschiert, 6,90 DM bzw. 45,— öS.

Dr. Werner Preisinger: **„Ist Volkserhaltung noch zeitgemäß?"**
28 Seiten, 2,40 DM bzw. 15,— öS.

Dr. Werner Preisinger: **„Die Evolutionstheorie in der Sicht der Naturwissenschaft, der Religion und der Philosophie"**
32 Seiten, 3,60 DM bzw. 22,50 öS.

Hans Dirks: **„Deutsche Bauern im Ringen um die germanische Lebensordnung"**
24 Seiten, 2,40 DM bzw. 15,— öS.

Kurt v. Zydowitz: **„Der Islam — Neue Weltmacht?"**
28 Seiten, 2,40 DM bzw. 15,— öS.

Außerdem erscheint die Monatszeitschrift

„Mein Standpunkt — Gedanken zur Zeit". — Bezugsgebühr vierteljährlich 5,70 DM bzw. 36,— öS.

14 Vorträge von Dr. Werner Preisinger

Ursprünglich in den Jahren um 1980 auf Tonbandkassette gesprochen und jetzt digitalisiert als MP3-Dateien auf CD erhältlich. Die Inhalte einiger Vorträge sind auch in gedruckter Form im Verlag „Mein Standpunkt“, Westerstede erschienen.

1. **Ende des deutschen Volkes?**
2. **Der Morgenthauplan und seine heutige Durchführung** (2015 veraltet)
3. **Ist Volkserhaltung noch zeitgemäß?** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen)
4. **Tod und Unsterblichkeit – Eine Einführung in die Religionsphilosophie Dr. Mathilde Ludendorffs**
5. **Was hat Friedrich Ludwig Jahn uns heute noch zu sagen?**
6. **Die Evolutionstheorie in der Sicht der Naturwissenschaft, der Religion und der Philosophie** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen).
7. **Vom Sinn des Lebens und vom Sinn des Sterbens**
8. **Weihnachten – ein Fest der Hoffnung**
9. **Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?** (Auch als Heft im Verlag „Mein Standpunkt“ Westerstede erschienen)
10. **Hat die Ludendorff-Bewegung eine Zukunft?**
11. **Ist das deutsche Volk noch zu retten?**
12. **Deutschland darf nicht untergehen!**
13. **Des deutschen Volkes drohender Untergang und Rettungsmöglichkeit in höchster Not**
14. **Ziel und Weg Erich Ludendorffs**

    2. Seite: Aus der Reihe E Nr. 6 (Die Reihe E hat 13 Kassetten)

Jede Vortrags-CD kostet 12,95 Euro. Ihre Nachfragen und Bestellungen richten Sie bitte an

Nordfried Preisinger
Dorfstraße 22
23845 Bühnsdorf

E-Post: mnpreisinger@t-online.de
Tel: 04550 555

Für Druckausgaben der Hefte von Dr. W. Preisinger siehe das Internet, z.B. www.eurobuch.com, www.booklooker.de, www.amazon.de, www.zvab.com o.a. Quellen.

Lest die „Deutsche Wochenschau"

Achtung freie Deutsche!

Die ständige Kampfwaffe Ludendorffs ist seine Wochenschrift:

Deutsche Wochenschau

Völkische Feldpost

Berlin SW 68, Zimmerstraße 7

Bezugspreis monatlich 1 Mark / Durch die Post zu beziehen

Jede Woche erscheint in dieser Wochenschrift als Ergänzung der Schriften des Generals Ludendorff neue und weitere wichtigste Kampfaufklärung über die Verbrechen der überstaatlichen Mächte in Vergangenheit und Gegenwart, die zu verbreiten, vor allem für das Deutsche Volk, aber auch für alle Völker der Erde lebensnotwendig ist. Aber darüber hinaus wird in der Deutschen Wochenschau dem Deutschen Volke und allen Völkern der Erde der Weg zur Arterhaltung und Freiheit und die schöpferische Gestaltung einer lebendigen, wehrwilligen Volkseinheit und der sie und ihre politische, kulturelle und wirtschaftliche Selbständigkeit sichernden Staatsform gezeigt.

Durch die Aufsätze des großen Feldherrn und Befreiers von den überstaatlichen Mächten General Ludendorff und der großen Philosophin Dr. Mathilde Ludendorff (von Kemnitz) hat die Wochenschrift weltgeschichtliche Bedeutung und die verflossenen Jahrgänge sind heute schon gesuchte, hochbewertete Dokumente.

Die Schriftleitung der Deutschen Wochenschau.

Jeder Deutsche liest die „Deutsche Wochenschau!"

Der Feldherr Erich Ludendorff und seine Frau Dr. Mathilde Ludendorff schrieben in den Jahren 1926 bis zum April 1929 Beiträge für die **„Deutsche Wochenschau"**. Ab Mai 1929 bis zum Verbot durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 veröffentlichten beide ihre Beiträge in der Wochenschrift **„Ludendorffs Volkswarte"**. Ab 1933 bis 1939 schrieben beide in **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift"**. Digitalisiert als Leseproben jeweils im Internet unter www.archive.org, www.scribd.com oder anderer Quellen erhältlich. Ansonsten digitalisiert im PDF-Format zu beziehen beim Verlag Hohe Warte (www.hohewarte.de, E-mail: vertrieb@hohewarte.de) oder unter www.booklooker.de.

Wichtige Dokumente aus dem digitalen Archiv

für wissenschaftliche Zwecke, Bibliotheken und geschichtlich Interessierte

Werke von Erich Ludendorff
Kriegs- und Lebenserinnerungen, „Sein Wesen und Schaffen“
viele Werke auf einer DVD — Euro 24,50

Deutsche Wochenschau 1926–1929 (teilweise)
mit vielen Beiträgen von Erich und Mathilde Ludendorff
historische Ausgaben auf einer DVD — Euro 24,50

Ludendorffs Volkswarte 1929–1933
alle großformatigen Ausgaben auf einer DVD — Euro 68,00

Am Heiligen Quell deutscher Kraft
Ludendorffs Halbmonatszeitschrift 1929–1939
fast 5000 Seiten auf einer DVD — Euro 29,50

Tannenberg-Jahrweiser 1931–1941
und die Nachfolgeausgaben: Tannenberg-Jahrbuch und Deutsche Rast
auf einer DVD — Euro 24,50

Der Stenographische Bericht
über das Spruchkammerverfahren gegen Frau Dr. Mathilde Ludendorff
über 1 500 Seiten auf einer DVD — Euro 24,50

Der Rechtsstreit
vor den Verwaltungsgerichten über die Verbotsverfügung der Innenminister der deutschen Länder gegen Bund für Gotterkenntnis (Ludendorff) und Verlag Hohe Warte in Pähl/Oberbayern
über 2 200 Seiten auf einer DVD — Euro 24,50

– jeweils mit Bonusmaterial und weiterführenden Informationen

Zu beziehen durch:

Verlag Hohe Warte GmbH

Tutzinger Str. 46 · D-82396 Pähl · Tel.: 08808 / 267
vertrieb@hohewarte.de · www.hohewarte.de

Folgend einige Zusammenstellungen von Matthias Köpke als e-Bücher im Internet unter: www.archive.org, www.scribd.com oder anderen Quellen:

1. **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“**, 2014.
2. **„Das Buch der Kriege Jahwehs“**, 2014.
3. **„Kampf für Wahlenthaltung** – Ein Mittel zur Vernichtung des Systems? Ein Mittel zur Deutschen Neugestaltung?“, 2013.
4. **„Kampfgift Alkohol“**, 2013.
5. **„Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“**, 2014.
6. **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“**, 2014.
7. **„Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“**, 2014.
8. **„Scheinwerfer-Leuchten“**, 2014.
9. **„Haus Ludendorff und Wort Gottes**“, 2014.
10. **„Jahweh, Esausegen und Jakobs Joch“**, 2014.
11. **„Es war vor einhundert Jahren“**, 2014.
12. **„Destruction of Freemasonry through Revelation of their Secrets“ von Erich Ludendorff;** Herausgegeben von Matthias Köpke, E-book, 2014.
13. **„Schrifttumsverzeichnis von Erich Ludendorff und Dr. Mathilde Ludendorff“** Eine Übersicht ihrer Veröffentlichungen, 2014.
14. **„Denkschrift: Mit brennender Sorge“**, Offener Brief, 2015.
15. **„Drei Irrtümer und ihre Folgen“,** Okkultismus, 2015.
16. **„Vom Wesen und Wirken des Bibelgottes Jahweh und seiner Kirche“,** 2015.
17. **„Warum sind meine Kinder nicht geimpft?“,** 2015.
18. **„Erich Ludendorff. Eine Antwort auf Verleumdungen des Toten“,** 2015

Besucht auch meinen Internetkanal bei Youtube:
www.youtube.com/user/Genesis2740Blessing
und schaut bei Videos und Playlists hinein!